



Franz Otto.



Bilder und Schilderungen  
aus  
Krieg und Frieden  
1815.-1870.



Otto Spamer Leipzig



**Königsparade der Inhaber des Eisernen Kreuzes 17. März 1863.**



# Fünfzig Jahre

## aus Preußens und Deutschlands Geschichte

---

Bilder und Schilderungen  
aus Krieg und Frieden während der Jahre 1816—1870

---

Herausgegeben  
von  
**Franz Otto**



**Fünfte Auflage**

Mit 90 Textabbildungen und einem Titelbild  
nach Zeichnungen von U. Beck, L. Burger, H. Leutemann, H. Lüders, H. Scherenberg, U. Toller

---

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH  
1913

ISBN 978-3-662-23673-4      ISBN 978-3-662-25759-3 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-25759-3

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1913

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen —  
Doch ruft nach blut'ger Schlacht zu Sang und Tanz  
Des Friedens Glocke Deutschlands Völker nicht!  
Aus tausend, abertausend Wunden blutet  
Das Vaterland, und tiefes, bitt'res Weh  
Durchzittert noch die Geister und die Herzen!  
Noch strömen nicht zum großen Völkerfeste  
Die deutschen Stämme all! — Mit blut'gen Spuren  
Durchstreift ein düst'rer Schatten uns're Gauen,  
Mißtrauen hier und Fader dort erweckend:  
Doch durch der Wolken drohend schwarze Nacht  
Zuckt schon im Wetterstrahl der deutsche Geist,  
Verscheucht der Zwietracht drohendes Gespenst  
Und krönt, wie Preußens Nar zur Sonne strebend,  
Mit starker Hand der deutschen Einheit Bau!

## Vorwort.

---

Der vorhergehende Band des „Vaterländischen Ehrenbuches“ ist ein Lieblingsbuch für die Jugendwelt geworden und bereits in Tausenden von Exemplaren über alle deutschen Lande weit verbreitet. In demselben wird die Erhebung und der Kampf Deutschlands gegen die Napoleonische Zwingherrschaft nach den besten und anerkanntesten Geschichtswerken geschildert, bei wichtigeren kürzeren Episoden mit deren eignen Worten; stellenweise hat man Zeitgenossen und Mitwirkende selber reden lassen. Dadurch haben die Schilderungen einen zeitgetreuen Ausdruck gewonnen, und das Buch fesselt durch eine Fülle interessanter Einzelheiten und Charakterzüge, so daß es nach Dafürhalten der Presse, und namentlich unsrer Jugend, der es vorzugsweise gewidmet ist, als eine überaus anziehende Lektüre anzusehen ist.

Auch über den vorliegenden Teil hat die Kritik ein sehr günstiges Urteil gefällt. Wie im ersten Bande in patriotischem Sinn und Geist, so ist auch hier mit Bündigkeit und Klarheit im Ausdruck das langjährige Ringen unsres Volkes nach besseren Zuständen und schließlich der rasch ausgefochtene nationale Kampf, durch welchen hundertjährige Gegensätze endlich zum Austrag gebracht wurden, eingehend und anschaulich geschildert worden. Außerdem ist der Band überaus reich illustriert, so daß Wort und Bild zu rechter Wirkung sich verbinden.

Dem Kriege des deutschen Volkes gegen Frankreich, dem tief in alle Verhältnisse einschneidenden, größten Völkerstreite auf dem Festlande seit

dem Napoleonischen Zeitabschnitt, ist der diesem Bande folgende Abschluß-Band gewidmet. Durch Schilderung jenes weltgeschichtlichen Ereignisses begeben wir uns auf den Boden der Gegenwart. Der Verlauf des uns aufgezwungenen Kampfes, diese unvergeßliche Zeit der Erhebung unsrer Nation für ihre bedrohte Selbständigkeit und zur Wahrung ihrer höchsten Güter, ist unsren Lesern im allgemeinen wohl bekannt, allein der Mehrzahl derselben liegen die Begebenheiten im Zusammenhange doch nicht klar vor Augen.

In sämtlichen drei Bänden ist durch Mischung von Erzählung, Lied und Anschauung der so anregend wirkende Wechsel von Wort und bildlicher Vorführung erstrebt worden; die eingestreuten, die Stimmung des Augenblicks treffenden Verse — in der Regel historisch denkwürdige Gedichte — regen so lebhaft die Empfindung an, wie ein frankfurter Rezensent bestätigt, daß unser Werk den jugendlichen Lesern als „vaterländische Hausbibel“ empfohlen werden kann. „Denn“, sagt derselbe, „was sie auch lesen mögen (wobei wir nur die Bibel selber ausnehmen), heiligere Bücher als diese, in denen die wunderbarste und herzergreifendste aller Zeiten vor der jungen Seele aufgeht und ihr die edelsten Gefühle einimpft, heiligere Bücher kann es für die deutsche Jugend nicht geben.“ —

Wir haben geglaubt, den jugendlichen Leser im vorliegenden Bande etwas eingehender mit den politischen Wirren, aus welchen das Deutsche Reich hervorgegangen ist, bekannt machen zu sollen. Es ist durchaus notwendig, daß unsre Jugend auch auf diesem Gebiete sich wohl zu rechtfinden lerne. Wir denken uns ja als Leser für unser Buch nicht den elfjährigen Knaben, sondern den vor der Konfirmation stehenden, dem künftigen Berufe schon entgegenreisenden Jüngling, selbst diejenigen, die bereits in den Kreis der Erwachsenen eingetreten sind, vorzüglich aber solche, welche, innerer Neigung folgend, den Soldatenstand zu ihrem dereinstigen Berufe erwählt haben. Diesen, aber auch den nur vorübergehend zum Waffendienste Verpflichteten, kann eine Umschau in der Entwicklung des militärischen Lebens gewiß nur von Nutzen sein, und diese Umschau wird durch den vorliegenden Band geboten. — Indes auch für andre jugendliche Leserkreise sind Ergehungen im Irrgarten der Politik während des siebenten Jahrzehnts, ist die Kenntnis der Schachzüge, durch welche langjährige Gegner einander matt zu setzen versuchten, sehr lehr-

reich, interessant und zur Orientierung in der Zeitgeschichte nötig, weil dadurch dem Verständnis für den späteren kriegerischen Abschluß der hier zur Darstellung gelangenden Entwicklungsgeschichte Deutschlands vorgearbeitet wird. Es erschien daher nicht ratsam, darüber rasch hinweg zu gehen. Endlich wird auch durch die hier eingewobenen Darstellungen den Ereignissen, welche der folgende Band schildert, wesentlich Rechnung getragen.

Wir waren bei sämtlichen Auflagen eifrig bemüht, aus zeitgenössischen Schilderungen das Beste zusammenzutragen, um unsern Lesern die hier entrollten Bilder in möglichster Mannigfaltigkeit und lebensvoller Darstellung vorzuführen.

So ist denn unser Buch aus anregenden Schilderungen des Krieges im Frieden und aus Darstellungen der stürmisch bewegten kriegerischen wie der tröstlich friedlichen Erscheinungen jener Zeit im bunten Wechsel zusammengesetzt, und wir dürfen wohl hoffen, keiner unser Leser werde dieses Werk in seiner heutigen Gestalt unbefriedigt aus der Hand legen.

Dieses der lebhafteste Wunsch

des Herausgebers.



# Inhalt

von

## Vaterländisches Ehrenbuch II.

### Bußände in Deutschland, Preußen und Österreich

während fünfunddreißig Jahren (1816—1850).

Seite

Einleitungsworte. Der Deutsche Bund. Mitglieder und Verfassung desselben. Bundestag, Bundesversammlung, Bundesheer. Hoffnungen des deutschen Volkes. — Die landständischen Verfassungen. Verfassung von Sachsen-Weimar, Bayern, Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau. Verhalten des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und König Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Einfluß des Fürsten Metternich. — Die geheimen Verbindungen. Turnkunst. Burschenschaften. Die schwarzrotgoldene Fahne. Das Wartburgfest im Jahre 1817. Ermordung Kobebues durch R. L. Sand. Die Karlsbader Beschlüsse. Die Wiener Schlußakte. — Die Bewegungsjahre. Vertreibung des Herzogs Karl von Braunschweig. Aufstand in Frankfurt a. M. Sieg des konstitutionellen Systems in Sachsen, Braunschweig und Hannover. Wünsche der Bevölkerung. Unbeliebtheit des Bundestages. Gründung des Zollvereins. — Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Charakter und erste Regierungshandlungen des Königs. Vereinsrecht und Presse. Der offene Brief König Christians VIII. von Dänemark und die Verhältnisse in Schleswig-Holstein. Der erste Vereinigte preussische Landtag. — Die Februarrevolution (1848) und ihre Folgen. — Die Märztage in Deutschland. Das Vorparlament. Die Putsche in Baden. Friedrich Hecker. Heinrich von Gagern. Robert Blum. Die Reichsverfassung. Das Parlament in Frankfurt a. M. Erzherzog Johann von Österreich, deutscher Reichsverweser. Beratung der deutschen Grundrechte . . . . . 3

### Der erste dänische Krieg in den Jahren 1848—1850.

Die Schleswig-holsteinische Frage. Tod Christians VIII. Die provisorische Regierung in den Herzogtümern unter Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und W. G. Bessler. Niederlage bei Bau. Die deutsche Kriegsbereitschaft. Die dänische Armee. — Der Krieg im Jahre 1848. General von Wrangel. Das Danewerk. Deversee. Fredericia. Zurückziehung der deutschen Truppen. Einflüsse Englands und Rußlands. Von der Lann und sein Kühner Zug. Hoptrup. Biographisches. Waffenstillstand von Malmö. — Der Krieg von 1849. General von Wittthöw. Der große Seesieg von Eternförde. Erstürmung der Düppeler Schanzen. Im Bivak der Bayern. Kronprinz Albert von Sachsen. Schlacht bei Rolding. Ein dänischer Suizantritt. Hans Peter, der Artillerist, und sein Tod. Vor Fredericia. — Waffenstillstand und Frieden. Abberufung des Generals von Bonin. Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark. General von Willisen. Niederlage bei Idstedt. Das Londoner Protokoll vom 2. August 1850. General von der Gort. Friedrichstadt und Missunde. Entwaffnung der Schleswig-holsteinischen Armee . . . . . 26

## Bürgerliche Wirren in Deutschland.

Seite

Folgen des 18. März 1848 in Berlin. Verkündung der oktroyierten Verfassung. — Das Frankfurter Parlament und der Waffenstillstand. Aufstand in Frankfurt a. M. Ermordung des Generals von Kuerswald und des Fürsten Lichnowsky. Erschießung Robert Blums. Die deutschen Grundrechte. Spaltung der Reichsversammlung in die groß- und kleindeutsche Partei. Zustandekommen der Reichsverfassung. Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. . . . . 54

## Preußen gegen die Umstürzbewegung.

Unterdrückung des polnischen Aufstandes in der Provinz Posen. Bewegungen in der Rheinpfalz und in Baden. Niederwerfung des Aufstandes in Dresden. Die Preußen unter Prinz Wilhelm in Baden. Einzug in Karlsruhe. In Rastatt. Flucht des Volksheeres. Kriegsurteile. Allmähliche Beruhigung der Gemüter. . . . . 61

## Blick auf den Bürgerkrieg in Österreich und Ungarn,

1848—1850.

Das heitere Wien vor 1848. Die Februarrevolution von 1848. Folgen des Metternichschen Systems. Der Wiener Märzaufruch. Nachmärzliche Zeiten. Losagung der Magyaren vom habsburgischen Kaiserthume. Bürgerkrieg in Ungarn. Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph. . . . . 77

## Das Kumpfparlament und der Ausgang des deutschen Verfassungswerkes.

Das Ende der Frankfurter Reichsversammlung. Das Kumpfparlament in Stuttgart. Rückblick. — Das „Dreikönigsbündnis“ und das Interim. Die „Gothaer“. Das Parlament in Erfurt. Die gemeinschaftliche „Zentralgewalt“. Der Fürstentag in Berlin. Spaltungen zwischen Nord- und Süddeutschland. Der heftige Konflikt. — Wiederherstellung des alten Bundestages infolge des Olmützer Vertrages. Der „Nationalverein“ . . . . . 88

## Der Deutsche Krieg in den Nordmarken.

Die Preußen und die Österreicher gegen Dänemark zur Befreiung  
Schleswig-Holsteins.

## Reorganisation der preussischen Wehrverfassung.

Veränderungen und Fortschritte im Verwesen.

Der Krieg der Westmächte gegen Rußland. Einigung der italienischen Staaten. Einsetzung der Regentenschaft in Preußen . . . . . 91

## Wilhelm, der Siegreiche.

Jugend, Vermählung. Die Revolutionszeit. Ernennung zum Prinz-Regenten. Thronbesteigung. Zwist mit der Volksvertretung und Verfassungskonflikt. Feldzug von 1866. Lösung der Spannung zwischen Krone und Volk. Krieg mit Frankreich. Charakterchilderung. Tod des Kaisers . . . . . 93

## Die Zeit der Militärreorganisation.

Die Reform des Heeres, des Königs „eigenstes Werk“. Die früheren Landwehreinrichtungen. — Kriegerische Übungen. Wert und Zweck der Manöver. — Die neue Ausrüstung und Bewaffnung. Uniformierung. Das Säbnadelgewehr. Die neuen Geschütze. — Kriegsbereitschaft und Kriegführung.

Fortschaffungsmittel. Verpflegungsmittel. Beginn der Operationen. Feldzugsplan. Leitung der Schlacht. Der Feldherr. — Die Mobilmachung im Jahre 1864. Der zweite dänische Krieg in Sicht. Das neu besetzte Danewirke und die wiederhergestellten Düppeler Schanzen. Die dänische Armee. Mobilisierungsbordre . . . . . 108

**Fürst Otto von Bismarck-Schönhausen,**  
der erste deutsche Reichskanzler.

Jugendzeit. Auf dem Vereinigten Landtag von 1847. Beginn der diplomatischen Laufbahn. Frankfurt a. M., St. Petersburg, Paris. — Bismarck, Leiter der preussischen Politik. Wiederauftauchen der kirchlichen Wirren. Die Bundes-Reformfrage. Der Fürstentag zu Frankfurt a. M. Scheitern des österreichischen Reformplanes. Anknüpfung eines intimeren Verhältnisses zwischen Preußen und Rußland. Tod Friedrichs VII. von Dänemark . . . . . 186

**Der Deutsch-dänische Krieg (1864).**

Vorspiel des Krieges. Verhalten des Deutschen Bundes gegen Christian IX. von Dänemark. Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Deutsche Exekutionstruppen in Holstein. Gemeinsames Vorgehen Preußens und Österreichs. — Vor dem Feinde. Feldmarschall von Wrangel. Vogel von Falkenstein. Prinz Friedrich Karl. Feldmarschalleutnant von Gablenz. Überschreitung der Eider. Retrospektierung gegen Missunde. — Oberfeld und Deversee. Am Lagerfeuer. — Vor den Schanzen. Zum Sturm und zur See. Königsparade im Sundewitt. Waffenruhe. — Auf nach Allen! Herwarth von Bittenfeld. — Heimkehr des Kriegers. Friedensschluß. Einzug der Truppen in Berlin. — Von Kampf zu Kampf. Die Mobilmachung. Der Ausmarsch. Im Felde. — Drei Friedensjahre. Berwürnisse zwischen Preußen und Österreich. Die Kriegsverfassung des Deutschen Bundes. — Meisterzüge auf dem Schachbrett der Politik. Zurückziehung der deutschen Exekutionstruppen aus Holstein. Verhandlungen des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg mit der preussischen Regierung und der Landesvertretung. Das Gasteiner Abkommen. Vereinigung Lauenburgs mit Preußen. Marschallrat in Wien. Übereinkunft zwischen Preußen und Italien. Preußens Vorgehen beim Bundestage. Ministerkonferenz in Augsburg. Rüstungen in Österreich. Utanzvorschlag Frankreichs. Die Kongreßidee. Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung durch Österreich. Aufhebung des Gasteiner Vertrages. Die Österreicher räumen Holstein. Österreichs Antrag auf Mobilmachung des Bundesheeres. Preußen erklärt den Bund für aufgelöst. Die öffentliche Meinung 182

**Der Deutsche Krieg (1866).**

**Preußens Volk in Waffen**  
auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Franken, am Main, Neckar  
und Rhein.

**Nochmals Blut und Eisen.**

Preußens Neutralitätsvorschläge an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die österreichische Nordarmee. Ludwig von Benedek. Erzherzog Albrecht, Oberbefehlshaber der Südbarmee. Der erste österreichische Kriegsplan. Helmuth von Moltke. Der „Ausruf an mein Volk“. — Die ersten Erfolge. Die letzte Stunde der hannöverschen Armee. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen in Gefangenschaft. Die Preußen in Sachsen . . . . . 286

**Der Feldzug in Böhmen.**

Umschwung der öffentlichen Meinung. Österreichs Streitmacht. Preußens Streitkräfte. Einmarsch der I. und II. Armee in Böhmen. Die Südbarmee. Abwartende Aufstellung Benedeks. Reichte Zusammenstoße. Nachtgefecht bei Podol. Bei Günnerwasser. Trautenau. Siege bei Nachod und Stalitz. Sieg bei Soor. Herwarth von Bittenfeld. Kampf bei Münchengrätz und Gitschin. Baron Edelsheim. Enthebung des Grafen Clam-Gallas von seinem Kommando . . . . . 269

### Die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz.

Seite

König Wilhelm begibt sich zur Armee. Stimmung in Berlin. Übernahme des Oberbefehls durch den König. Unerwartete Meldung des Generals v. Voigts-Rheze im Hauptquartier. Kriegsrat. Beschluß, den Feind aufzusuchen. Schreiben v. Moltkes an den Kronprinzen. Günstige Stellung Benedeks bei Sadowa. Beginn der Schlacht. Eintreffen des Königs auf dem Schlachtfelde. Prinz Friedrich Karl. Die Division Fransecky. Zweifelhafter Stand des Kampfes. An der Bistritz. Der Kronprinz langt rechtzeitig an. Die Garde bei Ghlum. Die Österreicher, durch die II. Armee umgangen, halten sich noch wacker. Benedek zieht die sämtlichen Reserven in die Schlachtlinie. Tod des Generals Hiller v. Gärtringen und seines Adjutanten. Befehl zum allgemeinen Vorrücken der Preußen. Der König an der Spitze der Reservekavallerie. Grauenhafte Verwirrung der Österreicher. Letzte Attacke der österreichischen Kavallerie. Rückzug der Österreicher. König Wilhelm im Granatfeuer. Zusammentreffen mit dem Kronprinzen. — Verluste der Preußen und der Österreicher. Die Verwundeten. Ablehnung des Antrags auf Waffenstillstand . . . . . 289

### Der Feldzug der Mainarmee.

Der „Bruderkrieg“. Die Befehlshaber der beiden Armeen. Prinz Alexander von Hessen und Prinz Karl von Bayern. General Vogel von Falckenstein. Die Generale von Manteuffel, von Göben und von Beyer. — Von der Leine bis zum Main. Vormarsch der Preußen. Kämpfe mit den Bayern bei Dermbach und Wiesenthal. Bei Kissingen. Erstürmung von Hammelburg. Zurückdrängung des Feindes bei Waldaßbach und Hausen. Vorrücken auf Frankfurt a. M. — Gegen die Reichsarmee (VIII. Bundeskorps). Bei Aschaffenburg. Einzug der Preußen in Frankfurt. Verlegung des Bundestages nach Augsburg und Ende desselben. General von Manteuffel, Oberbefehlshaber. Bei Tauberbischofsheim. Gerchsheim und Helmstadt. Prinz Alexander vor Würzburg. Bei Hofbrunn. Übergabe von Würzburg. Von Batreuth nach Niltzberg . . . . . 315

### Friedensschluß.

Österreichs Lage. Abtretung Benedeks an Napoleon III. — Vor Wien. Benedeks Armee. Der französische Botschafter im preussischen Hauptquartier. Die Feldblatone. Kameradschaftliche Gesinnung. „Garibaldi der Jüngere.“ Erzherzog Albrecht, Oberbefehlshaber der österreichischen Streitkräfte. Vor Preßburg. Die große Parade vor Wien. In Wien und in Paris. Napoleon III. in Bedrängnis. — Abschluß des Waffenstillstandes von Nikolsburg. Der Friede von Prag. Schutz- und Trugbündnisse Preußens mit den süddeutschen Staaten. — Verluste. — Die ungarische Legion. Benedeks Ausgang . . . . . 337

### Rückkehr aus dem dreißigtägigen Feldzug.

Einzug des Königs und seines Gefolges in Berlin. — Frieden mit dem Abgeordnetenhaufe. — Indemnitätsgesetz. Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Frankfurt a. M. und Nassau in Preußen. Dotationen. — Rückkehr der Truppen. — Errichtung des Norddeutschen Bundes. Das Zollparlament. Schlußbetrachtung . . . . . 357





## Zustände in Deutschland, Preußen und Österreich

während fünfunddreißig Jahren (1816—1850).



Kein Östreich und kein Preußen,  
kein Sachsen! — nein, o nein,  
Wir wollen Deutsche heißen,  
Wir wollen Deutsche sein!  
Durch Thaten und durch Lieder  
Umschlinge uns das Band,  
Wir kennen, deutsche Brüder,  
Nur das eine Vaterland!

treit und Kampf waren zu Ende. Die Heere waren nach der Niederwerfung, Gefangennahme und Verbannung des gewaltigen Soldatenkaisers in die Heimat zurückgeführt. Allüberall ertönte lauter Festjubiläum, feierliches Geläute der Glocken, fromme Lieder, vaterländische Ge-

sänge; rings umher glänzten die Freudenfeuer auf Bergen und Höhen. In den Kirchen dankte man noch lange Zeit am Jahrestage der großen Völkerschlacht Gott für die Erlösung aus unwürdiger Knechtschaft, mit Fahnen und Erinnerungszweigen die Altäre und die Kirchenwände mit Gedenktafeln schmückend, welche die Namen der gefallenen Helden der Nachwelt überliefern. Eine Zeit friedlicher Entwicklung, eine neue Ära deutscher Reichsherrlichkeit schien gekommen zu sein.

Das Deutschland vom Jahre 1815 sah freilich demjenigen von 1792 kaum noch ähnlich. Es bildete kein Reich mehr, und im Innern der einzelnen Staaten war ebenfalls alles anders geworden. Nachdem die Fremdherrschaft gebrochen, begann auch wieder der alte Streit und Hader. Man stritt darum, ob das alte Reich, das römische Kaisertum deutscher Nation, wieder ausgerichtet werden, oder ob die Zerissenheit, welche man im Jahre 1815 vorfand, auch für die Zukunft fortbestehen sollte. Die Patrioten hatten von einem wieder geeinten Deutschland in der Form eines festen Bundesstaates geträumt, über dessen



Spitze freilich große Meinungsverschiedenheit herrschte. Statt eines machtvollen Deutschlands war aus den Beratungen des Wiener Kongresses ein Staatenbund, ein looserer völkerrechtlicher Verband, hervorgegangen, der die Selbstherrlichkeit der Einzelstaaten gänzlich unangetastet ließ. Die Wiederaufrichtung der Kaiserherrlichkeit unterblieb, weil gerade die Mächtigen dies nicht wünschten. Man wies darauf hin, wie wenig das Kaisertum in den letzten Jahrhunderten gegolten, wie sehr dagegen in dieser Zeit die Macht der einzelnen Fürsten zugenommen hatte; es stand zu befürchten, daß die großen und kleinen Herren nicht freiwillig einen größeren Teil ihrer Gewalt wieder an ein gemeinsames Oberhaupt abtreten würden. Deshalb beschloß man, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten ungefähr in derselben Weise, wie sie aus dem Rheinbunde hervorgegangen, fortbestehen zu lassen, diese selbständigen Staaten aber zu Einem Bunde zu vereinigen.

**Der Deutsche Bund.** Am 8. Juni 1815 wurde die Urkunde dieses Bundes, die sogenannte Bundesakte, unterzeichnet. Zum Deutschen Bunde gehörten: der Kaiser von Österreich, die Könige von Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Großherzog von Baden, der Kurfürst von Hessen-Kassel, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, der König von Dänemark als Herzog von Holstein und Lauenburg, der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg, der Herzog von Braunschweig, die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Nassau, der Großherzog von Sachsen-Weimar, die Herzöge von Sachsen-Gotha, =Koburg, =Meiningen und =Altenburg, der Großherzog von Oldenburg, die Herzöge von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und =Rudolstadt, Hohenzollern, Liechtenstein, die Fürsten von Reuß, Schaumburg, der Landgraf von Hessen-Homburg, sowie die vier freien Städte: Frankfurt a. M., Lübeck, Hamburg und Bremen. Der Umfang dieses Staatenbundes betrug etwa 12 000 Quadratmeilen, die Zahl seiner Bewohner etwa 30 Millionen, jedoch ungerechnet die Unterthanen der Länder und Provinzen des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, welche diesen Monarchen außerhalb des deutschen Staatenbundes gehörten und die sich auch auf 20 Millionen belaufen mochten.

Durch die Bundesurkunde wurde etwa folgendes bestimmt: Der Zweck des Bundes sollte die Erhaltung der Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit seiner Staaten bezwecken. Die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollte von Frankfurt a. M. aus durch den Bundestag erfolgen, zu welchem die größeren Staaten besondere, die kleineren gemeinschaftliche Abgeordnete sandten, die unter Österreichs Vorsitz berieten und Beschlüsse faßten. Die Bundesglieder waren in streitigen Fällen verpflichtet, ihre Angelegenheiten bei der Bundesversammlung anzubringen und deren Entscheidung abzuwarten. Gegen auswärtige Feinde sollten alle für einen, einer für alle stehen.

Zu diesem Zwecke wurde ein Bundesheer unterhalten, welches in Friedenszeiten etwas mehr als 300 000, in Kriegszeiten 450 000 Mann stark sein sollte. Dieses deutsche Heer bestand aus zehn Armeekorps. Das I., II. und III. stellte der Kaiser von Österreich; das IV., V., und VI. der König

von Preußen; das VII. der König von Bayern; das VIII. war aufzubringen von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt; das IX. von Sachsen, Hessen-Kassel, Nassau und Luxemburg; das X. von Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und den Hansestädten. Die kleineren Staaten stellten eine besondere Abteilung, die Reserve-division, bestimmt, im Kriege zur Besetzung der Bundesfestungen Luxemburg, Mainz und Landau verwendet zu werden. Der siebente Teil des Bundesheeres sollte aus Reiterei bestehen, die gesamte Artillerie sollte 1100 Geschütze führen.

Mit frohen Hoffnungen glaubten die Völker, die so treulich ihren Fürsten und Führern geholfen hatten, den bösen Feind zu vertreiben, in die Zukunft blicken zu dürfen, denn man hatte ihnen ähnliche Rechte und Freiheiten, wie die Bürger in Frankreich, Holland, England, Spanien u. besaßen, versprochen. Nach den Opfern, welche die Völker in dem großen Befreiungskampfe gebracht, nach den Versprechungen, welche man ihnen gegeben hatte, verstand es sich im Grunde von selbst, daß Stadt und Land fortan nicht beliebig mit Steuern und Abgaben sollten heimgesucht werden dürfen, vielmehr erwartete man, daß die alten Landesvertretungen wieder ins Leben gerufen würden. Durch die von den Gemeinden oder Provinzen zu einem Land- oder Reichstage entsendeten Abgeordneten sollten vor allem die gegenseitigen Rechte von Fürsten und Unterthanen festgestellt und rechtsgültige Verfassungsurkunden besiegelt werden.

**Die landständischen Verfassungen** sollten nicht anders als auf dem durch die Gesetze vorgeschriebenen Wege abgeändert werden. Die Landstände oder Kammern, welche innerhalb gewisser Zeiträume zusammenzutreten hätten, sollten gemeinschaftlich mit den Regierungen über das Wohl des Landes beraten, für gute Gesetze sorgen, den Handel und die Gewerbe beleben und auf diese Weise den allgemeinen Wohlstand und die Zufriedenheit aller fördern helfen. Die Unterthanen der Bundesfürsten dagegen sollten unbehelligt von einem Staate nach dem andern ziehen, wo es ihnen am besten dünkte, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und frei ihre Religion ausüben dürfen. Das Volk selbst sollte sich ungehindert zu Besprechung seiner Angelegenheiten versammeln, laut ein freies Wort reden, und alle, welche es vermochten, die Feder zu führen, die Gelehrten, Schriftsteller, Politiker, sollten ebenso frei über alle öffentlichen und wissenschaftlichen Fragen und Vorkommnisse schreiben, verhandeln und drucken lassen dürfen, mit andern Worten es war Versammlungsrecht und „Pressefreiheit“ zugesagt worden. Den Rheinlanden ward überdies die Erhaltung ihrer liebgemordenen öffentlichen Rechtspflege, vornehmlich die Fortdauer der Geschworenengerichte, zugesichert.

Ach, wäre nur die Hälfte von dem in Erfüllung gegangen, was in dem hoffnungsreichen Jahre 1815 angelobt und gern geglaubt wurde! — Aber es wurde in den nächsten Jahrzehnten des Friedens gefehlt und gesündigt von allen Seiten.

Anfangs fehlte es nicht an gutem Willen, die Verheißungen wahr zu machen. Der treffliche Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, verlieh im Mai 1816 seinem Lande eine Verfassung, welche den wesentlichsten Bedingungen des modernen Staatslebens entsprach. Auch in Süddeutschland, wo

alte und neue Landesteile mit verschiedenen Gewohnheiten und Interessen zu verschmelzen waren, und wo unter dem Einfluß der politischen Entwicklung überhaupt ein freierer Geist herrschte, lenkten die Regierungen rasch in die Wege verfassungsmäßigen Staatslebens ein.

König Maximilian I. verlieh Bayern im Jahre 1818 eine Verfassung; Großherzog Karl von Baden gewährte im Jahre 1819 eine noch freisinnigere; Württemberg folgte nach dem Regierungsantritt des wohlmeinenden Königs Wilhelm I. In Hessen = Darmstadt gab Großherzog Ludwig zögernd ebenfalls den Volkswünschen nach; auch in Nassau fügte sich die Regierung, wenn auch erst später, dem Verlangen des Volkes. Fast alle andern Staaten aber, namentlich Preußen, auf das man so hoffnungsvoll hingeblickt hatte, ließen es bei den Versprechungen bewenden. In den national gesinnten Kreisen nährte diese Enttäuschung ein Gefühl der Bitterkeit, das sich bei der studentischen Jugend gar bald in schwärmerischen und überspannten Kundgebungen äußerte.

Der siebenzigjährige Kurfürst Wilhelm I. von Hessen, der von 1806 bis 1813 außer Landes gelebt, während sein Land einen Teil des Königreichs Westfalen gebildet hatte, strich diese Zeit als ungütig in der Weltgeschichte aus und verordnete, daß seine Unterthanen in den Zustand von 1806 sich zurückversetzen sollten — man trug daher zeitweilig wieder Zöpfe und puderte sich. Er war ein wunderlicher Herr, dieser Kurfürst, indes er bot doch seinem Volke eine Verfassung an, die gar nicht so übel war. Nur im Geldpunkte wollte er sich nichts dreinreden lassen. Trennung der Privat- und Staatskasse schien ihm bei einem so kleinen Lande nicht der Mühe wert; da jedoch bei Geldangelegenheiten in der Regel die Gemütlichkeit aufhört und die Abgeordneten Hessens darauf bestanden, in finanziellen Fragen doch gehört zu werden, so schickte der Kurfürst sie einfach wieder nach Hause.

Hätte man auch in Preußen als Lösung „verfassungsmäßige Freiheit“ auf die Fahne geschrieben, so wäre vermutlich schon damals die „deutsche Frage“ in den Vordergrund unsrer politischen Entwicklung eingetreten. König Friedrich Wilhelm III. schwankte jedoch hin und her zwischen der neuen Zeitrichtung und den alten Überlieferungen; dazu kamen Befürchtungen vor Revolution und Umsturz, welche in dem Monarchen durch seine nächste Umgebung und besonders auch durch den damaligen Leiter des österreichischen Staatsschiffes geflissentlich genährt wurden. Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich bestärkte die Regierungen in ihren freiheitsfeindlichen Maßnahmen mit dem Hinweis auf mancherlei unliebsame Begleiterscheinungen des nationalen, nach Geltendmachung der Volksrechte ringenden Aufschwungs, wie sie in der Erregung der Gemüter, insbesondere der deutschen Jugend, zu Tage traten. Erfüllt von wohlmeinenden, aber unreifen Ideen, vermochte die Mehrzahl der jungen Leute nicht mit den tatsächlichen Verhältnissen zu rechnen, und in teilweiser Selbstüberhebung hielten die Überspannten sich für berechtigt, selber in die Speichen des Rades der Geschichte mit einzugreifen.

**Die geheimen Verbindungen.** A. C. Sand. Auf den Universitäten, vornehmlich zu Halle und Jena, war nach dem Kriege die kurz zuvor durch den Turnvater Jahn und seine Genossen Eiselen und Friesen neu belebte deutsche

Turnkunst mit Vorliebe gepflegt worden. Besonders treu hingen ihr die Studenten an, welche sich „Burschenschafter“ nannten. Der Beitritt zu dieser Verbindung verpflichtete zu einem tugendhaften, sittlichen Lebenswandel, und man erkannte ihre Mitglieder vornehmlich an ihrer grundsätzlichen Enthaltfamkeit von Spiel und an der größeren Mäßigkeit im Trinken. Auch wollten die Burschenschafter von Kaufereien und von dem mutwilligen Duellieren nichts wissen, und ebenso mieden sie das wüste Treiben jener Studentenverbindungen, welche sich „Landsmannschaften“ nannten.

Die Grundsätze der Burschenschaften stießen freilich bei zahlreichen Anhängern des Schlendrians und des bisherigen rüden Studententums auf heftigen Widerstand. Aber die jungen Männer ließen sich dadurch nicht beirren, und um ihren Bestrebungen in größeren Kreisen Eingang zu verschaffen, verabredeten sie eine Zusammenkunft von Vertretern aller Burschenschaften der deutschen Universitäten.

Man wählte als Ort der Zusammenkunft eine Stätte echten deutschen Geistesrittertums, die alte Wartburg in Thüringen, und begeisterte Reden wurden dort oben gehalten über die Zukunft des Studententums. Aus jenen Zeiten schöner und nur zu bald vernichteter Jugendhoffnungen stammt die schwarzrotgoldene Fahne, welche lange Zeit hindurch als das Sinnbild deutscher Einheit galt. Sie ist keineswegs das Banner unsrer ehemaligen deutschen Kaiser, und ihre Farben sind, wenn auch deutsche, doch niemals die Reichsfarben gewesen, ausgenommen in den wenigen Monaten des Jahres 1848, wo es kurze Zeit schien, als könnte die alte deutsche Reichsherrlichkeit von neuem erstehen.

**Das Wartburgfest im Jahre 1817.** Aber der Unwille der jungen Leute und ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen gab sich bei dem Wartburgfeste nicht nur in Reden kund, sondern auch in einer sinnbildlichen Handlung. Auf offenem Platze vor der Burg wurden die Schriften des verhassten, weil den Bestrebungen der Burschenschaften besonders abgeneigten preußischen Ministers Kampff verbrannt, und in die loderbenden Flammen wurde unter dem jubelnden Zuruf der Umstehenden ein Korporalstock und ein Beamtenzopf geworfen, zum sichtbaren Zeichen, daß es in der anbrechenden neuen Zeit mit der Herrschaft des Stockes und des Zopfes endlich zu Ende sein sollte. Wohl mag dabei während der augenblicklichen Aufregung und infolge der gehobenen Stimmung auch manch kühnes Wort gefallen, dem Verlangen nach größerer Einigung des Vaterlandes Ausdruck gegeben worden sein. Im ganzen aber zeigte das Wartburgfest im Jahre 1817 nichts von dem gefährlichen Wesen, das später die berüchtigte Untersuchungskommission auswitterte. Gleichwohl mußte in der Folge für die Verirrungen einiger überspannten Köpfe die Blüte der ganzen studierenden Jugend büßen, und die Kraft mancher hoffnungsreicher Jünglinge wurde durch langjährige Kerkerhaft gebrochen.

Aber man bedrängte in den bösen Jahren nach 1815 nicht nur die junge Welt; selbst die wohlmeinendsten, in böser Zeit erprobten Patrioten wurden den Staatenlenkern teils lästig, teils verdächtig. Die bittersten Erfahrungen

blieben gerade denjenigen vorbehalten, die mit den Waffen des Geistes gegen die Fremdherrschaft gekämpft hatten.

Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, nicht minder die Minister mancher andern Staaten, welche in seiner Schule sich gebildet hatten und die das unumschränkte Schalten und Walten der Fürsten, denen sie auf diese Weise zu dienen glaubten, als das höchste Staatsgesetz anerkannt wissen wollten — dazu eine Legion von abhängigen liebedienersichen Menschen und grau gewordenen, meist zurückgebliebenen Beamten, auch manche Dunkelmänner, die mehr für ihr persönliches als für das Staatsinteresse bedacht waren, fürchteten sich vor demselben Geiste, der unser teures Vaterland frei gemacht hatte von den Banden der Fremdherrschaft. Alles, was nach Freiheit im bürgerlichen Leben, in Handel und Wandel und auf den Gebieten der Wissenschaft und Forschung verlangte, ward für höchst gefährlich gehalten; die besten Männer fielen der Verfolgungssucht, gar oft den schändlichsten Verdächtigungen zum Opfer.

Allerdings zeitigte die herrschende Gärung und Erregung unter der studierenden Jugend auch eine verwerfliche, verbrecherische That: die Ermordung des dramatischen Schriftstellers und russischen Staatsrats August F. F. von Kozebue, von dem eine Anzahl Studierender glaubte, daß er an der Verfolgung der allgemein verehrten Professoren Juden und Dken schuld sei, und daß er nur deswegen in der Nähe der deutschen Universitätsstadt Heidelberg seinen Sitz aufgeschlagen habe, um das Treiben der jungen Leute besser zu überwachen und darüber an den Kaiser Alexander von Rußland und die Mitglieder der „Heiligen Allianz“ zu berichten. Ein Jenenser Student, der Burschenschaftler Karl Ludwig Sand, faßte deshalb in einem Augenblick unbedachter leidenschaftlicher Erregung den Plan, den Feind der akademischen Lehrfreiheit und der Jugend zu ermorden. Und in der That verblutete Kozebue am 23. März 1819 unter dem Dolche des überspannten Jünglings. Letzterer endete, wie das Gesetz es verlangte, auf dem Schafott, zugleich aber erfolgten auf Grund niedriger Angebereien zahlreiche Einkerkierungen von angeblichen Mitschuldigen, und mit den Studenten litten und duldeten eine Menge der besten und erprobtesten Männer der Wissenschaft und andrer gebildeter Kreise, darunter auch der biedere Jahn, der treffliche Arndt und viele andre Patrioten.

**Die Karlsbader Beschlüsse.** Gewiß verdiente eine That, wie diejenige Sands, gleichviel aus welchen Beweggründen sie hervorgegangen war, die strengste Beurteilung und gesetzliche Ahndung; aber eine wirkliche Gefahr für Staat und Regierung waren die damaligen Jugendträumereien und die namentlich in den Verbindungen der Studierenden und in einzelnen Kreisen von jüngeren Beamten und Künstlern zu Tage tretenden Bestrebungen durchaus nicht. Noch weniger konnte von sträflichen Verbindungen mit ausländischen Verschwörern die Rede sein, welche den von den Gegnern absichtlich verbreiteten Glauben gerechtfertigt hätten: diese jungen schwärmerischen Leute gingen darauf aus, einen Umsturz aller bestehenden staatlichen Verhältnisse herbeizuführen. Aber die unter dem Einfluß des Fürsten Metternich stehenden leitenden Regierungskreise, namentlich in Osterreich und Preußen, waren nun einmal von

der Staatsgefährlichkeit der Bewegung überzeugt, und so trat denn behufs Beratung gemeinsamer Unterdrückungsmaßnahmen gegen dieselbe am 6. August zu Karlsbad in Böhmen ein Ministerkongreß zusammen, zu welchem die beiden deutschen Großstaaten und acht kleinere Bundesländer ihre Vertreter sandten. Infolge der hier getroffenen Verabredungen ward eine strenge Zensur, d. h. eine Beschränkung der Pressefreiheit angeordnet, so daß nichts ohne die vorgängige Genehmigung der Regierung gedruckt oder veröffentlicht werden durfte, ferner wurde eine Zentraluntersuchungskommission zur Verfolgung und Aufspürung „demagogischer oder staatsgefährlicher Umtriebe“ eingesetzt; Leben und Treiben der Studierenden, ja der Professoren, wurde noch argwöhnischer als zuvor überwacht, das Verbindungswesen an den Hochschulen theils beschränkt, theils gänzlich untersagt. Bald zeigten sich die Wiener noch eifriger als die Herren, und die Streber unter den Aufsichtsbeamten glaubten ihr Amt schlecht zu verstehen, wenn sie nicht eine gehörige Anzahl Demagogen herauswitterten. Mancher wackere Jüngling büßte jetzt für ein allzu Kühnes und allzu freies Wort hinter Festungsmauern; manche patriotisch gesinnten Männer mußten fliehen und wurden dem erwählten Berufe entrißen, oder sie aßen während eines guten Theiles ihres Lebens das bittere Brod der Verbannung. Die Freiheit der Rede wurde überall in Deutschland beschränkt, der Rest von Pressefreiheit auch da unterdrückt, wo man sie bisher noch geduldet hatte; nur im badischen Lande durften die gesetzlichen Vertreter des Volkes es allenfalls noch wagen, im Ständehause ein freies Wort zu sprechen.

**Die Wiener Schlußakte.** Die bei der Gründung des Deutschen Bundes in Aussicht gestellte Ergänzung der Bundesverfassung erfolgte am 20. November 1820 in Wien. Sie bestätigte die Karlsbader Beschlüsse durch die Wiener „Schlußakte“, welche die Frankfurter Bundesversammlung in allen inneren und äußeren Fragen mit der obersten Gewalt ausrüstete. Die Bestimmungen der Schlußakte waren im Geiste der Bundesverfassung gehalten, aber sie brachten keine Besserung der Zustände. Preußen, das sich auch nach dem Kriege eine Zeitlang noch eine gewisse Selbständigkeit Osterreich gegenüber gewahrt hatte, schloß sich der Rückschrittspolitik Metternichs immer inniger und williger an, und beide zusammen hielten die freien Regungen, die hier und dort in den Kleinstaaten auftauchten, gewaltsam nieder. In den süddeutschen Staaten suchte man im freiheitlichen Sinne zu retten, was zu retten war; vergebens war jedoch alles Widerstreben. Auch Württemberg mußte sich endlich, von Bayern und Baden verlassen, fügen, und der Bundestag blieb fortan ein Werkzeug der Staatskanzlei in Wien.

**Die Bewegungsjahre.** Die schlimmsten Zeiten für die Freunde der Freiheit aber sollten noch kommen, als in Italien und Spanien Unruhen ausbrachen; als es den Griechen gelang, das Joch der Türkenherrschaft abzuschütteln; als die Franzosen ihren unbeliebten König Karl X., den letzten Bourbon auf dem Throne Frankreichs, nach kurzer Regierung verjagten; als die Belgier, unzufrieden mit der Regierung des Königs von Holland, gegen die Vergewaltigung ihrer Volksrechte sich gleichfalls mit den Waffen in der Hand erhoben; als die Polen versuchten, sich ihre frühere Selbständigkeit in blutigem Aufstande zu erkämpfen.



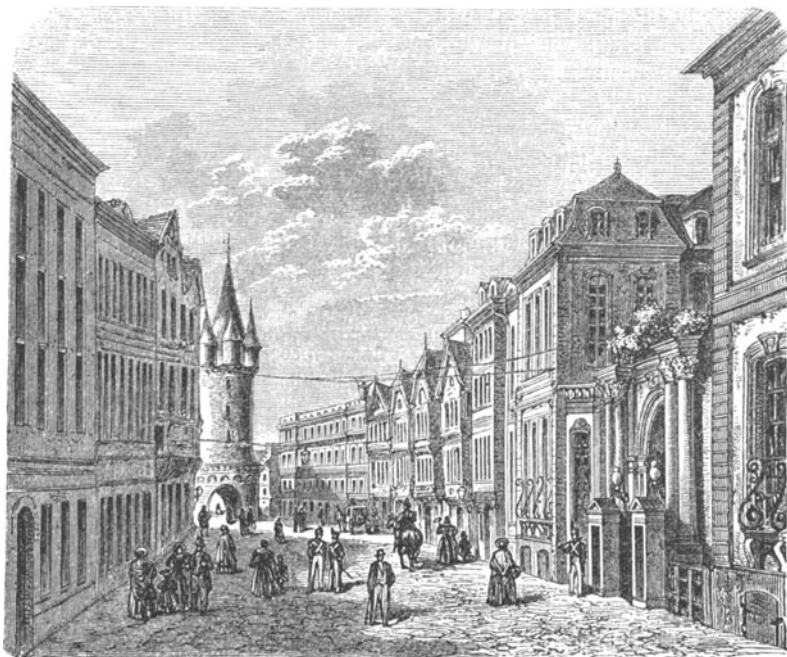
Auch in den deutschen Landen kam es zu Ruhestörungen und ärgerlichen Auftritten; die Braunschweiger vertrieben ihren tyrannischen Herzog Karl, den ältesten Sohn des Freiheitskämpfers Friedrich Wilhelm, und riefen dessen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Herzog aus; in Frankfurt a. M. stürmte eine Handvoll jugendlicher Brauseköpfe die Hauptwache, in der überschwenglichen Hoffnung, den verhaßten Bundestag verjagen und eine deutsche Kaiserregierung an dessen Stelle einsetzen zu können. In Kurhessen und Sachsen, in Braunschweig und Hannover gelangten die Verfassungsfreunde zum Siege.

Statt den wirklichen Ursachen dieser Ruhestörungen nachzugehen und berechtigten Wünschen der Bevölkerung entgegenzukommen, gingen die Regierungen der größeren deutschen Staaten nach Niederwerfung der Auflehnung rücksichtslos gegen die Urheber des Friedensbruchs vor, und diese Strenge nahm zu, als mehrere Janatiker, vornehmlich in Frankreich, Mordversuche gegen die Fürsten unternahmen. Mit Entschiedenheit verurteilten Stadt und Land die Verirrungen einzelner Tollköpfe; doch kam das deutsche Volk immer mehr zum Bewußtsein dessen, was ihm fehlte und was es zu erstreben galt: Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit und Unverletzlichkeit der Person, Preßfreiheit, Freiheit des religiösen Bekenntnisses, Gewerbefreiheit, Teilnahme aller Staatsbürger an den gemeinsamen Angelegenheiten jedes Landes, guter Volksschulunterricht u. s. w. Alles dieses gehört heute zu den überall anerkannten Volksrechten. Damals aber hießen diejenigen, welche dergleichen anstrebten, Ruhestörer, Revolutionäre, Demagogen. Freilich mischten sich in das berechtigte Verlangen der Freunde verfassungsmäßiger Staatseinrichtungen auch mancherlei unklare und gefährliche Bestrebungen, und es war nicht immer leicht, die Spreu und den schädlichen Unkrautsamen von dem guten Weizen zu sondern. Würde doch im Grunde keiner der vielen Gelehrten, Professoren und Schriftsteller mit Sicherheit zu sagen, wie man es anfangen solle, damit es wirklich besser werde in Nord und Süd unsres Vaterlandes. Eine Verständigung darüber hielt damals überaus schwer; denn man konnte nicht wie heutzutage durch das gedruckte Wort sich verständigen und ohne weiteres frank und frei zu aller Welt sprechen. Nur das durfte ja gedruckt werden, was die Regierungen für unschädlich hielten und was der Zensur zu drucken erlaubte. Und mit dem gesprochenen Worte in den Beratungssälen der Landstände oder der Kammern sah es gleichfalls mißlich aus. Selbst wo Verfassungen bestanden, gab es im Grunde doch keine rechte Landesvertretung, weil man sich in die verfassungsmäßigen Einrichtungen noch nicht eingelebt hatte.

**Unbeliebtheit des Bundestages.** Friede ernährt, Unfriede zerstört. Jener fortwährende Kampf vermehrte das allgemeine Mißbehagen und vernichtete das Vertrauen, welches herrschen muß, wenn alle sich wohl befinden sollen. An Stelle der Achtung und des Vertrauens traten Mißtrauen und Auflehnung gegen alles Herkömmliche, gegen schlechte wie gute Einrichtungen. Vornehmlich traf eine bedenkliche Mißachtung die höchste deutsche Bundesgewalt, den Bundestag zu Frankfurt a. M., weil man in ihm die Wurzel alles Übels sah. Der letzte Rest des Vertrauens zu demselben schwand bei Gelegenheit des Ver-

fassungsbruches in Hannover (im Jahre 1837), zu dessen Sühne der Bundestag vergeblich von den hannöverschen Ständen angerufen wurde.

Man sagte mit Recht, daß die Bundesversammlung gerade mächtig genug sei, das Gute zu verhindern, aber ohnmächtig, das Verderbliche zu verhüten. Keine Gelegenheit ward von dem völlig unter österreichischem Einfluß stehenden Bundestage versäumt, den Bestrebungen verfassungsfreundlich gesinnter Fürsten entgegenzutreten und zugleich jede Erweiterung der Machtstellung Preußens im Bunde zu verhindern.



Der Bundespalast in Frankfurt am Main.

Aber nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet war der Bundestag die Seele des Widerstandes gegen alle jene Bestrebungen, welche zweckmäßige neue Einrichtungen im Handel und Wandel und im Verkehrswesen durchführen und namentlich auch auf dem Gebiete des Zollwesens innerhalb Deutschlands durchgreifende Änderungen des nachgerade ganz unheimlich gewordenen Zustandes zuzewege bringen wollten. Dabei zeigte der Bundesrat eine beschämende Schwäche und Ohnmacht, wo es einmal gegolten hätte, Deutschland dem Auslande gegenüber machtvoll zu vertreten. Mit einem Worte, die Bundesregierung war für Deutschland ein Hemmschuh der nationalen Entwicklung und Kraftentfaltung, und nur ein Verdienst — wenn es unter den obwaltenden Umständen als ein solches gelten kann — ist dem Deutschen Bunde

nicht abzusprechen: Deutschland hat unter dieser Verfassung über dreißig Jahre in Frieden verbracht. Von den Früchten, welche der endliche Sieg in den vorangegangenen schweren Kämpfen zu versprechen schien, hat dieser Frieden freilich nur sehr wenige gezeitigt.

**Gründung des Zollvereins.** Den einzigen Lichtblick in dieser trüben Zeit bietet die von Preußen ausgegangene Gründung des Zollvereins. Unter den geschilderten mißlichen Verhältnissen stand es natürlich auch um den Erwerb des deutschen Bürgers und der arbeitenden Klassen übel genug. Der Druck seitens des Auslandes, unter welchem die deutsche Arbeit frankte, war noch nicht das Schlimmste. Überall wurden neue Zollstätten und Schlagbäume aufgerichtet, und mit kaum glaublichen Schikanen wurde die Zollerhebung auf Flüssen und Landstraßen an den Grenzen selbst des kleinsten deutschen Ländchens gehandhabt.

Fast ein Jahrzehnt dauerte dieser unerträgliche Zustand; die Rettung ging endlich von Preußen aus. Land und Volk hatten es hier verstanden, aus den Erfahrungen harter Lehrjahre Nutzen zu ziehen. Es war im Jahre 1828, als sich Preußen, durch die eigentümliche Lage des eignen Landes veranlaßt, zu einer friedlichen Großthat auf dem Gebiete des deutschen Verkehrslebens entschloß, indem es den deutschen Zollverein ins Leben rief.

Binnen weniger Jahre hörte die unerträglich gewordene Abschließung auf, die Zollschranken fielen. Durch diese Großthat Preußens schwand der den Handel und Wandel in Deutschland so lange niederdrückende Alp dahin. Die deutsche Fabrikthätigkeit gelangte bald zu nie geahntem Aufschwung; Bewegung, Fortschritt und neue Hoffnungen belebten die Gewerbe. Mit der Zeit schlossen sich dem Zollverein sämtliche deutsche Bundesstaaten mit 29 Millionen Einwohnern, ansgenommen die Hansestädte, Mecklenburg und Österreich, an.

Die Gründung des deutschen Zollvereins erwies sich für ganz Deutschland als eine Umwälzung von so segensreichen Folgen, wie dergleichen in unsern Geschichtsbüchern seit der Reformation nicht verzeichnet steht. Handwerk und Gewerbebetrieb und besonders auch alle fabrikmäßig betriebenen Industriezweige und Hand in Hand damit der Handel mit den erzeugten Gütern hoben sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ungeahnter Weise, und bald war das deutsche Zollgebiet nicht nur in der Lage, seinen bis dahin vorwiegend vom Auslande, von England und Frankreich befriedigten Bedarf besserer Fabrikate aller Art größtenteils selbst zu erzeugen, sondern deutsche Waren suchten und fanden auch schnell einen immer mehr sich erweiternden Absatz in fremden Ländern nicht nur Europas, sondern auch jenseits der Meere. Und heute? Seitdem aus dem Zollverein — und man darf mit Recht sagen: zum großen Teil auch durch denselben — das neue Deutsche Reich geworden ist, heute steht Deutschland unter den großen Industrie- und Handelsstaaten mit an der Spitze, und getrost kann es sich mit England und Frankreich auf allen Gebieten messen, auf vielen hat es für seine industriellen Erzeugnisse die unbezrittene Herrschaft auf dem großen Weltmarkte sich errungen.



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Und Er, dem sie die Stätte jezt bereiten,  
Im wilden Kampf der ägenden Gewalten  
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,  
Der neuen fremd: so hat Er an der alten,  
Die Poesie vergang'ner Herrlichkeiten  
In sich umfassend, treulich festgehalten.  
So war Sein Leben ein mühselig Streiten,  
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.

#### Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

Die deutsche Ohnmacht und Hilflosigkeit nach außen, der Mangel an freiheitlichen Einrichtungen im Innern, diese schlimmen, immer tiefer empfundenen Zustände dauerten länger als ein Vierteljahrhundert. Eine übel beratene und von kleinlichen Sonderinteressen geleitete oberste Bundesgewalt suchte geiffentlich jeden engeren Zusammenschluß der zersplitterten Teile des Ganzen zu gemeinsamer Kraftentfaltung hintanzuhalten, und in den einzelnen größeren Staaten und ganz besonders auch in Preußen wurde die eigne Volkskraft, die sich in den Jahren der unvergeßlichen Erhebung 1813—1815 so glänzend bethätigt hatte, durch die gewaltsame Niederhaltung ihres Ringens nach Weltendmachung auch im inneren Staatsleben gelähmt. Erst zu Anfang der vierziger Jahre schien endlich für Preußen eine neue Zeit anbrechen zu sollen.

Friedrich Wilhelm III. starb am 7. Juni 1840, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich gewillt, einen Teil der gehegten Erwartungen in Erfüllung zu bringen. Schon die geistvolle Persönlichkeit des neuen Herrschers und die Art, wie er sich einführte, berührte sympathisch; das ideale Gepräge, das seinen ersten Regierungshandlungen aufgedrückt war, die För-

derung, die er den Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft verhiess und zuwandte, ließen das Beste hoffen. Freilich verflochten sich in der Sinnesart des Königs mit diesem hohen Wollen gewisse romantische Neigungen, die öfter sein Urteil über die wirklichen Verhältnisse und Bedürfnisse trübten. Er machte zunächst dem Streite mit der katholischen Kirche und den widerseßlichen und deshalb aus ihren Sprengeln entfernten Bischöfen ein Ende, erließ eine allgemeine Amnestie, beschränkte die Zensur und berief im Jahre 1847 den Vereinigten Landtag nach Berlin, dem das Recht der Steuerbewilligung zugesprochen ward.

Eine eigentliche Verfassung zu verleihen, weigerte sich jedoch der König entschieden; auch notwendige Verbesserungen der Verwaltung ließen auf sich warten. Der streng kirchlichen Richtung angehörig, wünschte er, derselben auch in seinem Volke Eingang zu verschaffen, und mit diesem Streben und mit der strengen Auffassung des Königtums von Gottes Gnaden, wie sie Friedrich Wilhelm IV. zu eigen war, schien sich die Gewährung der damals allerdings vielfach über das Notwendige hinausgehenden liberalen Forderungen, die auch auf Trennung der Kirche vom Staate gerichtet waren, nicht zu vertragen. Auch fürchtete der König durch Verleihung einer liberalen Verfassung eine Schwächung der Macht Preußens nach außen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Staaten, die sich darauf hingewiesen sehen, eine kräftige äußere Politik zu verfolgen, sicherer gewisse Ziele erreichen, wenn die gesamte Macht des Staates in einer Hand liegt. Deshalb ernennen ja selbst Republiken in der Stunde der Gefahr einen Diktator. Eine solche Gefahr lag für Preußen und Deutschland indessen noch fern. Vielmehr freute man sich hier der bei dem Aufschwung der Gewerbe und des Handels mehr und mehr reisenden Früchte des Friedens. Auf den neu geöffneten Verkehrswegen, unter denen die schnell in immer weiterem Umfange zur Einführung gelangenden Eisenbahnen eine große Rolle spielten, kamen eine Menge Menschen, die sich in der Welt umgesehen hatten, miteinander in Berührung und halfen sich den Umkreis ihrer Anschauungen gegenseitig erweitern. „Überall sagt man“, so hieß es, „das deutsche Volk sei das bestunterrichtete und weitaus das gebildetste unter allen Nationen des Erdballs. Wenn dies wahr ist, wie kommt es, daß gerade wir gebildeten Deutschen es noch nicht zu den freien Einrichtungen andrer Staaten gebracht haben? Unser Volk ist ebenso reif für die Mitwirkung bei der Leitung seiner inneren Angelegenheiten wie die andern. Laßt uns zusammentreten und beraten, wie wir zu den uns versprochenen und uns doch versagten Freiheiten und Rechten gelangen.“

Nur zu bald kehrte sich das Vertrauen, mit dem man der neuen preußischen Regierung entgegengekommen war, in Mißvergnügen um. Der Geltendmachung und Besprechung der politischen Wünsche und Forderungen in Vereinen und öffentlichen Versammlungen standen allerdings mancherlei Schwierigkeiten im Wege. Alle Vereinigungen, die irgendwie „staatsgefährlich“ schienen, waren ja verboten, und ein Vereinsrecht gab es nicht. Indessen die Wortführer der großen Menge ließen sich nicht abschrecken, immer wieder auf den Stand der nationalen Angelegenheiten zurückzukommen.

„Wie kann man es verbieten“, so hieß es, „unsre Angelegenheiten in bezug auf das allgemeine Beste öffentlich zu besprechen? Dürfen die Ärzte, Naturforscher, Landwirte und Architekten doch in ihren Jahresversammlungen auch zusammentreten!“ Was so immer lauter und rückhaltloser verlangt ward, besprachen die Zeitungen weiter. Und wie sich die Zensur nicht länger aufrecht halten ließ, so mußte man auch das Recht zu öffentlichen Versammlungen schließlich zugestehen. In Wort und Schrift wurde nun die Sprache immer freier und kühner.

Der „**offene Brief**“. Nur vorübergehend ward die Aufmerksamkeit von den inneren Schwierigkeiten hinweg auf Fragen der auswärtigen Politik hingelenkt, so besonders, als die stammverwandten schleswig-holsteinischen Herzogtümer, die sich ohnehin den dänischen Machtgelüsten gegenüber längst in arg bedrängter Stellung befanden, von einer neuen, schweren Vergewaltigung bedroht schienen. König Christian VIII. von Dänemark, welcher als Herzog von Holstein zugleich deutscher Bundesfürst war, hatte durch einen am 6. Juli 1846 von ihm erlassenen „offenen Brief“ den heftigen und begründeten Unwillen der für die Erhaltung ihres deutschen Volkstums kämpfenden deutschen Bewohner der Herzogtümer erregt. Das schroffe Auftreten derjenigen Partei in Dänemark, die ganz offen und dreist auf eine völlige Verschmelzung der Elbherzogtümer mit Dänemark und auf deren Danisierung oder Entdeutschung lossteuerte, stieß bei den Schleswig-Holsteinern auf hartnäckigen Widerstand. Die Hilfe des deutschen Vaterlandes, auf welche der bedrückte Bruderstamm rechnete, blieb freilich vorläufig aus. Die Trägheit und Zaghaftigkeit, mit welcher der Bund diese Frage behandelte, bestärkte Dänemark in seinem Troge und warf ein grelles Licht auf die Unzulänglichkeit dieser angeblich zum Schutze der deutschen Gesamtinteressen geschaffenen Centralgewalt.

Mehr Theilnahme als bei den Regierenden fand der bedrängte Bruderstamm beim deutschen Volke. Allerorten fanden Kundgebungen statt, welche einen thatkräftigen Schutz des bedrohten Deutschtums der Nordmarken verlangten, und auch der zum 11. April 1847 in Berlin eröffnete erste Vereinigte Landtag der preussischen Monarchie bezeugte sein lebhaftes Interesse für das meerumschlungene deutsche Grenzland. Überhaupt schienen die Verhandlungen dieses ersten preussischen Landtages auch bezüglich der Verfassungs-bewegung die Hoffnung auf allmähliche friedliche Erreichung des erstrebten Zieles nicht auszuschließen. Da traten zu Anfang des Jahres 1848 unerwartet Ereignisse ein, welche mit einem Male eine vollständige Umwandlung der europäischen Verhältnisse herbeiführten.

### Die Februarrevolution (1848) und ihre Folgen.

Der gewaltsame Umschwung ging auch diesmal von Paris aus. König Louis Philipp von Frankreich, aus dem Hause Orleans, der Nachfolger Karls X., des letzten Bourbonns auf dem französischen Throne, hatte durch seine rückwärtigen Gclüste und seine Abhängigkeit vom Auslande seine Stellung nach und nach gänzlich untergraben. Als nun der übel beratene Monarch im



Februar 1848 es wiederum unternahm, das den Franzosen durch die Verfassung gewährleistete Vereinsrecht zu verkümmern, da erhob sich das Land und in erster Linie die Hauptstadt Paris zur Verteidigung der in Frage gestellten verfassungsmäßigen Rechte. Als der König endlich die ganze Tragweite und die drohenden Folgen seines eigenmächtigen Vorgehens erkannte, zeigte er sich zwar zum Nachgeben bereit, aber nun war es zu spät. In zwei Tagen war der Kampf zwischen den königlichen Truppen und dem Volke zu gunsten des letzteren entschieden. Der „Bürgerkönig“ Louis Philipp mußte aus Frankreich fliehen, und in Paris wurde die „Zweite Republik“ ausgerufen.

Auch in Deutschland war gegen Ende der vierziger Jahre die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen aufs höchste gestiegen. Es hatte sich ein bedenklicher Geist der Auflehnung über alle Teile unsres Vaterlandes verbreitet. Alle Welt war darin einig, daß Fortschritte nach so manchen Richtungen des Staatslebens unerlässlich waren; nur über die Wege, auf denen eine Besserung schließlich erreicht werden sollte, war man sich nicht klar. An eine gewaltsame Bewegung dachten in den Kreisen des Bürgertums vorerst noch die wenigsten. Daß aber gleichwohl der Boden für eine solche wohl vorbereitet und Zündstoff in Massen vorhanden war, das zeigte sich auf die schnell weiter getragene Kunde von den Ereignissen jenseit des Rheines in ganz unerwarteter Weise.

**Die Märztage in Deutschland.** In der That verbreitete sich die durch die französische Februarrevolution von 1848 hervorgerufene Bewegung blitzschnell über einen großen Teil von Mittel- und Südeuropa; auch Deutschland und Osterreich erschütterten blutige Aufstände, und erbitterte Straßenkämpfe zwischen erregten Volksmassen und der bewaffneten Macht in Wien, Berlin, Dresden und anderwärts forderten leider nur zu zahlreiche Opfer.

Ganz Deutschland war schon in fieberhafte Aufregung geraten, als im Monat März zu Heidelberg aus allen Teilen des alten Reiches langbewährte Männer sich zusammenfanden, um über die geeigneten Maßregeln zur Durchführung allgemein als berechtigt angesehener Forderungen zu beraten. Vor allem begehrte man im Norden und Süden nach größerer politischer Einheit. Die alte Kaiserherrlichkeit war immer lebendiger in der Erinnerung des Volkes aufgetaucht, man verlangte entschiedener denn je, daß die nördlichsten Provinzen des alten Reiches, die Herzogtümer Schleswig-Holstein, von dem unerträglich gewordenen Drucke der Dänen befreit würden. Lauter drang man darauf, daß der deutsche Staatenbund zu einem Bundesstaat umgewandelt und daß der würdigste unter den Fürsten zum Oberhaupte Deutschlands erwählt werde.

**Das Vorparlament.** Infolge dieser sich immer entschiedener geltend machenden Bewegung hatten die am 5. März in Heidelberg beratenden Vertrauensmänner, meist Abgeordnete zu den Ständekammern verschiedener deutscher Länder, einen „Siebener-Ausschuß“ niedergesetzt, der eine Versammlung aller noch in Thätigkeit und außer Wirksamkeit befindlicher Mitglieder deutscher Kammern, verstärkt durch eine Reihe anderer bedeutender Persönlichkeiten, nach Frankfurt a. M. berief. Diese Versammlung, bekannt unter dem Namen des „Vorparlamentes“, tagte vom 30. März 1848 an in Frankfurt. Sie

befchloß die Einberufung eines deutschen Parlaments auf Grund allgemeiner Wahlen und beauftragte einen „Fünziger-Ausschuß“ mit der Ausführung der einleitenden Schritte. Dieser Ausschuß setzte sich mit dem Bundestag in Verbindung und beseitigte glücklich die Hindernisse, die von einzelnen Regierungen der Vornahme der Wahlen entgegengesetzt wurden.

Von der zum Monat Mai einberufenen Nationalversammlung sollten die für das gesamte deutsche Volk geltenden Grundrechte bestimmt und eine Reichsverfassung auf monarchischer Grundlage beraten werden.



Fall des Generals Friedrich von Gagern bei Kandern.

Mit Jubel begrüßte man im ganzen Vaterlande diesen denkwürdigen Beschluß. Jedes Königreich, jedes Herzog- und Fürstentum, sowie die Freien Städte, sandten ihre Abgeordneten nach Frankfurt a. M., der alten Kaiserkrönungsstadt, wo der Hohe Rat der deutschen Nation zusammentreten sollte.

**Die Putsch in Baden.** Alles dieses war jedoch keineswegs im Sinne einer Anzahl Brauseköpfe, wie Hecker, Struve, Fickler, Willich u. a. Laut und weithin vernehmbar verlangten sie in Volksversammlungen, welche sie in den aufgeregten badischen Landen, in der Pfalz und andern Orten abhielten, die Einsetzung eines Vollziehungsausschusses nach Art des Konvents zur Zeit der Französischen Revolution vom Jahre 1789, sowie die Ausrufung der Republik.

Dazu konnten die Regierungen unmöglich ruhig dreinschauen; die Fürsten von Bayern, Württemberg, Hessen ermannten sich, auch die badischen Minister

befäßen damals noch Kraft genug, um Widerstand zu leisten. Bald marschierten Truppen nach den durchwühlten unzufriedenen Bezirken aus.

Mittlerweile waren Aufstände und Tumulte im Südwesten ausgebrochen, so in Mannheim, Freiburg, Offenburg, Konstanz, Stockach, Donaueschingen u. s. w. Während die Bayern in Konstanz, die Württemberger in Donaueschingen die Ruhe wiederherstellten, marschierte General Friedrich von Gagern, der erst kurz vorher den niederländischen Dienst verlassen hatte, um dem Vaterlande seinen Arm zu weihen, an der Spitze eines aus Badenern und Hessen bestehenden Korps gegen die Banden, welche sich unter Hecker's Leitung im Oberlande gebildet hatten.

Bei Randern 1848 kam es am 20. April zu einem Zusammenstoß. In dem Augenblick, da der treffliche Gagern sich noch alle erdenkliche Mühe gab, Blutvergießen zu vermeiden, machte eine verräterische Kugel seinem Leben ein Ende. Von Veröhnung konnte hiernach zunächst nicht mehr die Rede sein. Die Freischaren unter Hecker wurden bei Randern, die unter Georg Herwegh zusammengesetzten Arbeitermassen bei Dossenbach vom württembergischen General von Müller auseinander gesprengt.

Unter den am meisten genannten Männern, auf deren Worte und Thun während jener denkwürdigen Tage die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands gerichtet war, standen obenan ihrer zwei: — auf der einen Seite der heißblütige Mann des Volkes im südwestlichen Deutschland, auf der andern ein besonnener, aber durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rede nicht weniger einflußreicher Vorkämpfer für die politische Neugestaltung Deutschlands. Sie beide haben dasselbe eigentümliche Schicksal erfahren, dem so viele Volksmänner und andre Berühmtheiten unterliegen — sie starben vergessen von denen, die dereinst zu ihrer Vergötterung am meisten beigezogen hatten.

Der eine, Friedrich Hecker, gehörte zu den meistgefeierten Volksmännern jener Zeit. Er war die Seele der damaligen aufständischen Bewegung im Westen Deutschlands. Geboren im Jahre 1811 zu Eichtersheim im Badischen, hatte Hecker das Rechtsstudium erwählt und sich 1838 als Obergerichtsdadvokat in Mannheim niedergelassen. 1842 in die badische Zweite Kammer gewählt, that er sich in derselben bald durch heftige Bekämpfung des Ministeriums Blittersdorf hervor; nicht minder entschieden erhob er 1845 zuerst in der badischen Kammer seine Stimme gegen die beabsichtigte Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch Dänemark, und weit über die Grenzen seiner engeren Heimat wurde er bekannt, als er, argwöhnisch von den Augen der Polizei verfolgt, 1845 auf einer Reise nach Stettin gleich seinem Freunde Jyßtein aus dem preußischen Staate ausgewiesen wurde. Verdrossen über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, legte er sein Mandat als Volksvertreter nieder und beteiligte sich mit seinem Gesinnungsgenossen Struve an der Offenburger Versammlung, wo ein regierungsfeindliches Programm entworfen wurde. Nach den Februarereignissen in Frankreich trat Hecker an die Spitze der südwestdeutschen Republikaner und stellte im deutschen Vorparlament den Antrag, dasselbe möge seine Unauflösbarkeit aussprechen. Als der Antrag

abgelehnt wurde, verließ er mit seinen Freunden die Versammlung und brachte die schon erwähnte Volkserhebung an der schweizerischen Grenze zustande, indem er mit einer Freischar in das badische Oberland einfiel. Infolge des Mißlingens des Putsches flüchtete Hecker nach der Schweiz. Der badische Wahlkreis Thiengen wählte ihn bald darauf zum Abgeordneten für die deutsche Nationalversammlung, diese erklärte aber seine Wahl für ungültig, da er ein Hochverräter sei. Noch mißmutiger über die Wendung, welche die Dinge nahmen, und zudem mit seinen republikanischen Freunden zerfallen, wanderte Hecker im September 1848 nach Amerika aus und bewirtschaftete dort



Friedrich Hecker, der Freischarenführer, und Freikorps- und Wehrleute.

eine Farm bei Belleville im Staate Illinois. Nicht lange nachher von der nachmaligen revolutionären badischen Regierung im Mai 1849 zurückberufen, kehrte er im Juli desselben Jahres nach seiner Heimat zurück; über seine Beteiligung an den politischen Ereignissen in dieser Zeit werden wir an anderer Stelle eingehender zu berichten haben. Nach Niederwerfung des badischen Aufstandes verließ Hecker wiederum Deutschland und blieb von der Zeit ab in Amerika. Während des Bürgerkrieges in den sechziger Jahren führten die Wirren in der großen transatlantischen Republik Hecker nochmals ins Kriegslager, und zwar in das der Unionisten; doch hat er sich als General im Heere der Nordstaaten keine besonderen Lorbeeren verdienen können. Nur auf kurze Zeit betrat Hecker 1873 nochmals den deutschen Boden, wo man den ehe-

maligen Volksmann schier gänzlich vergessen hatte. Sehr verschieden wegen seiner überspannten politischen Anschauungen beurteilt, jedoch wegen seiner Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit hüben wie drüben jenseit des Ozeans allgemein geachtet, starb Friedrich Hecker Anfang 1881 auf seiner amerikanischen Farm.

Das „Heckerlied“ war Anno 1848 und 1849 der eigentliche Revolutionsgesang. Der harmlose Unsinn des Liedes, das damals von allen Bierbänken erscholl, hat heute für uns etwas Komisches; der erste Vers lautete: „Hecker hoch, dein Name schalle an dem ganzen deutschen Rhein, deine Treue und dein Auge flößt uns all Vertrauen ein. Hecker, der als deutscher Mann für die Freiheit sterben kann.“ Das Lied wurde in der choralartig getragenen Melodie von „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ gesungen und dadurch nach der damaligen Empfindungsweise sein Eindruck auf die Volksmassen noch gesteigert. Ein Heidelberger Landsmann von Hecker verspottete den Hecker-Enthusiasmus in bekannten Spottversen, die also begannen: „Seht, da steht der große Hecker, eine Feder auf dem Hut, seht, da steht der Volkswecker, dürstend nach Tyrannenblut; Wasserstiefel, dicke Sohlen, Säbel trägt er und Pistolen, um zum Peter saget er, Peter, sei du Statthalter.“ (Dieser Peter war unter seinen Gefinnungsgeossen vorübergehend zu einigem Ansehen gelangt.)

Noch lange nach Wiederherstellung geordneter Zustände machten sich unzufriedene Gemüter in Baden gelegentlich mit Hochrufen auf Hecker Lust. Die Gendarmerie war freilich alsbald hinter solchen Übelthätern eifrig her. So erzählte man s. Z., ein Spaziergänger sei in den Teich des Karlsruher Schlossgartens gefallen und habe vergeblich um Hilfe gerufen. Da seien zwei Gendarmen vorüberspaziert, die sich aber die neuen Uniformen nicht verderben wollten und daher unthätig den Rettungsversuchen des Ertrinkenden zuschauten. In seiner Todesangst habe nun der Gefährdete den verpönten Ruf ausgestoßen: „Hecker soll leben!“ und dieses Mittel habe sofort gewirkt. Ohne alles Befinnen seien die Gendarmen in den Teich gesprungen und hätten den Übelthäter aufs Trockne und dann auf die Wache gebracht. Die auch jetzt noch vielfach von Herren getragenen großen weichen Filzhüte sollen zuerst durch Hecker in die Mode gebracht worden sein und wurden deshalb lange Zeit — und hier und da, namentlich in Süddeutschland, wohl auch heute noch — Heckerhüte genannt.

Die andre volkstümliche Größe jener Zeit, Freiherr Heinrich Wilhelm August von Gagern, ein jüngerer Bruder des oben erwähnten Generals Friedrich von Gagern, hatte am 20. August 1799 zu Baireuth das Licht der Welt erblickt. Er focht als Jüngling tapfer bei Waterloo, studierte in Heidelberg, Göttingen und Jena die Rechte und beteiligte sich während seiner Univerſitätszeit eifrig an den patriotischen Bestrebungen der Burschenschaften. Seit 1820 in großherzoglich hessischem Staatsdienste, rückte Gagern in demselben zum Regierungsrat auf, wurde aber 1833 wegen der freisinnigen Haltung, die er als Mitglied der Zweiten Kammer einnahm, entlassen. Er beschränkte nun seine öffentliche Thätigkeit auf die Beteiligung an den Kammerverhandlungen und gelangte durch seine entschlossene und eindrucksvolle Bekämpfung der

herrschenden Mißstände bald zu hohem Ansehen über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Die Bewegung im Jahre 1848 führte den freisinnigen Abgeordneten an die Spitze der hessischen Regierung; gleichzeitig griff er auch thatkräftig in die nationale Bewegung ein, deren Strömung sich immer mächtiger geltend machte. Von ihm rührte das im Vorparlament aufgestellte Programm her, welches die Herstellung eines deutschen Bundesstaates mit starker, durch ein Gesamtparlament zu kontrollierender Zentralgewalt forderte. Die am 28. Mai zusammengetretene deutsche Nationalversammlung wählte Gagern zu ihrem Präsidenten.

Bei den folgenden Ereignissen führte, wie wir sehen werden, die rückläufige Bewegung in Oesterreich zu einer tiefgehenden Spaltung sowohl in der bundesstaatlichen Partei des Frankfurter Parlaments als in der Reichsregierung. An ihre Spitze trat nach Schmerlings Rücktritt Heinrich von Gagern (15. Dezember 1848). Er strebte die Bildung eines engeren Bundes mit Ausschluß Oesterreichs und in zweiter Linie ein Zusammengehen mit Oesterreich an. Im Januar 1849 wurde ein dahingehender Vorschlag von



H. W. H. Freiherr von Gagern (geb. 20. Aug. 1799, gest. 22. Mai 1880).

der Nationalversammlung genehmigt, fand aber bei den deutschen Regierungen und vornehmlich bei König Friedrich Wilhelm IV. kein Gehör, so daß Gagern nach wiederholten vergeblichen Bemühungen zur Verwirklichung seines Planes von seiner verantwortlichen Stellung zurücktrat und bald darauf gänzlich aus der Nationalversammlung, in der die zum äußersten entschlossenen Parteien die Oberhand gewannen, ausschied (20. Mai 1849). Doch unterstützte er zunächst auch fernerhin mit seinem persönlichen Einfluß die Anläufe, welche die preußische Regierung nunmehr selbst zu einer teilweisen Einigung Deutschlands nahm, und beteiligte sich in hervorragender Weise an den Beratungen des Erfurter Unionsparlamentes (März 1850). Nachdem er noch an dem Schleswig-holsteinischen Krieg teilgenommen hatte, zog er sich vom öffentlichen Schauplatz zurück, um erst 1862, und zwar nunmehr nach einer eigentümlichen Wandlung

seiner politischen Ansichten als Anhänger der „großdeutschen Partei“, wieder hervorzutreten. Gagern starb am 22. Mai 1880, gleich seinem Gegenfüßler Hecker verstimmt und von den Zeitgenossen fast ganz vergessen. Für Leute von weniger gebiegenem Wesen blühte in dem Bewegungsjahre 1848 ein besserer Weizen. Vielfach gelang es gerade Männern von mittelmäßiger Begabung, die Oberhand zu erlangen und, wenn auch nur vorübergehend, einen maßgebenden Einfluß auf die Zeitgenossen und auf die Gestaltung der Zeitgeschichte auszuüben.

Auch in Deutschland wimmelte es damals in Nord und Süd von Volksbeglückern und solchen, die es werden wollten. Was Hecker und Strube dem Volke im westlichen Deutschland galten, das war der vielbewunderte Volksredner Robert Blum den Freisinnigen des Sachsenlandes. Zu thätlichem Widerstande gegen die Staatsgewalt ließen sich freilich im gemüthlichen Sachsen selbst die erregten Massen des niederen Volkes nicht so schnell hinreißen. Anders im heißblütigen Süden und Westen Deutschlands, wo es bald von neuem kunterbunt herging. Die Unruhen im Odenwald, am Main, an der Tauber, welche ohnehin die Bedeutung des badischen Aufstandes nicht erlangten, wurden allerdings rasch unterdrückt; indes blieb noch Zündstoff in Menge unter den aufgeregten Volksmassen, die von den Revolutionshelden jener tollen Zeit leicht bis zum bewaffneten Widerstand aufgehetzt werden konnten. Das Jahr 1847 war infolge allgemeiner Mißernte ein Teuerungsjahr gewesen wie wenige zuvor, und die monatelang ertragene bittere Not war auf die allgemeine Stimmung des ärmeren Volkes nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben.

Zu den inneren Wirren in Deutschland traten die immer bedenklicher sich gestaltenden Verwickelungen im Norden unsres Vaterlandes. Infolge der schwächlichen Haltung des deutschen Bundestages hatte die Begehrlichkeit Dänemarks, das ohne den Besitz der deutschen Elbherzogtümer nicht meinte bestehen zu können, sich mehr und mehr gesteigert. Die in dem erwähnten „offenen Briefe“ König Christians VIII. enthaltene Kundgebung mußte endlich die längst herrschende Aufregung bis zum Bruche zwischen der Regierung zu Kopenhagen und der deutschen Zentralgewalt führen.

Teils um weiteres schmerzliches Blutvergießen im Kampfe der bewaffneten Truppenmacht gegen die eignen Landeskinde zu verhüten, teils in offener Anerkennung des berechtigten Kerns der hochflutenden inneren Bewegung hatten alle deutschen Fürsten sich entschlossen, dieser Bewegung mehr oder weniger weitgehende Zugeständnisse zu machen. Selbst der Bundestag, der bei seiner Bedeutungslosigkeit und bei dem Mangel jedes Rückhalts im Volke überhaupt nicht mehr viel zu verlieren hatte, suchte jetzt durch teilweises Entgegenkommen sein Scheinleben noch einige Zeit weiter zu fristen. Um die immer weiter um sich greifende Bewegung wenigstens einigermaßen in der Hand zu behalten, hatte die Bundesversammlung die Entbietung von Abgeordneten des Volkes aus allen Gauen Deutschlands nach Frankfurt a. M. zur Beratung einer Reichsverfassung genehmigt.

Die geistigen Größen Deutschlands, die Aristokratie des Wissens und der Geburt, die hervorragendsten Vertreter des Staats- und Gemeinde-Beamten-

standes, der Rechtsprechung und der Geistlichkeit war in dieser wirklichen Notabeln-Versammlung vertreten, wie Deutschland eine ähnliche nicht wieder gesehen hat. Aus den Reihen der Aristokratie, aus den Ständekammern und den angesehensten akademischen und gelehrten Kreisen hatten sich eingefunden: E. Albrecht, Graf Arnim-Boitzenburg, die Auerzwald, von Bardeleben, Baffermann, von Beckerath, die beiden Beseler, Karl Biedermann, von Bodien, Ludolf Camphausen, Detmold, Dückwig, von Diepenbrock, Duncker, Heinrich und Max von Gagern, Heckscher, Hergenhahn, von Hermann, Jaup, Lassaulz, von Lindenau, Fürst von Leiningen, Fürst Sichnowsky, Michelsen, Matthy, Mittermaier, E. Merck, Moritz und Robert Mohl, Phillipps, Pfizer, Hans von Puttlich, Friedrich Römer, Joseph von Radowiz, von Rönne, Frhr. von Rotenhan, Arnold Ruge, Roßmäßler, von Sauten-Larputschen, Graf von Schwerin-Buzar, E. Simson, Tafel, Fr. Wischer, Joh. Zellkamp, G. von Wächter, von Wartensleben, Wippermann, Wurm, Zachariä, Fürst von Zeil-Waldburg u. a. Ihnen schlossen sich hervorragende, zum Teil weit über die Grenzen ihrer Heimat berühmte Gelehrte an, Geschichtschreiber, Forscher auf dem Gebiet der Sprach- und Volkskunde, wie E. M. Arndt, Braun, von Bunsen, Dahlmann, Droysen, Fallmerayer, Gervinus, Giesebrecht, Gfrörer, Jakob Grimm, Friedrich von Raumer, A. Schmidt, J. L. Stenzel, L. Uhland, Karl Vogt, Karl F. Weidker und Waiz. Ferner hatten sich von beliebten Volksgrößen der Zeit und bewährten Volksfreunden u. a. eingefunden: Robert Blum, Lorenz Brentano, Eisenmann, Eisenstuck, Julius Fröbel, Friedrich Hecker, Heubner, Fr. Ludwig Sahn, Johann Jacoby, W. Jordan, Joseph Jzstein, Koch, Mewissen, Raveaux, Schaffrath, Schüler, August Heinrich Simon, A. Schott, von Soiron, Temme, Trübschler, Benedey, W. Zimmermann, Zettel und Ziz. Österreich endlich hatte den Grafen Auerzperg gesendet (bekannt als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün), ferner Männer wie Berger, von Bruck, Baron Doblhoff, E. Giskra, Moritz Hartmann, Rudlich, Kuranda, Heinrich Laube, Möhring, von Mühlfeld, Prettis, A. von Schmerling, E. von Schwarzer, Fr. Schuselka, von Stremayr, B. Weber, Wiesner u. a.

**Das Parlament in Frankfurt am Main.** Mit stolzen Hoffnungen für das Gedeihen des großen Einigungswerkes sah man damals die Männer des allgemeinen Vertrauens nach der ehrwürdigen Mainstadt ziehen. Am 18. Mai 1848 fand unter dem Vorsitz Heinrichs von Gagern die erste, von 320 Abgeordneten besuchte Sitzung statt, und die Versammlung schritt alsbald zur Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt. Aber die Zusammensetzung und die Befugnisse derselben und ihr Verhältnis zu den Regierungen ward bald Gegenstand heftigen Streites. Da die Unterhandlungen mit den Einzelregierungen zu keinem Ergebnis führten, so wagte Gagern den viel besprochenen „kühnen Griff“, indem er die Wahl einer solchen Behörde über die Regierungen hinweg durchsetzte, in der Hoffnung, die Zustimmung zu diesem Vorgehen seitens der Regierungen nachträglich zu erlangen.

Der Spitze der Zentralgewalt, dem Reichsverweser, sollte gleichzeitig ein verantwortliches Ministerium zur Seite treten: auch die Besetzung dieser Stellen verursachte Kämpfe genug. Mit allgemeinem Jubel begrüßte man aber doch,



als endlich eine Einigung zustande gekommen war, die Wahl des als Volksfreund allbeliebten Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser, der so lange an der Spitze des Reiches stehen sollte, bis ein erwähltes Oberhaupt die deutsche Kaiserkrone angenommen haben würde; auch die Berufung des trefflichen Gagern an die Spitze der Notabeln der Nation hatte den vollen Beifall der großen Mehrheit des deutschen Volkes gefunden.

Der Bundestag schien ohne Sang und Klang zu Grabe gegangen zu sein. In den weiten Hallen der Paulskirche zu Frankfurt saßen in den Maitagen des Jahres 1848 all die bewährtesten und mutigsten Kämpfer für Freiheit



Erzherzog Johann von Oesterreich, deutscher Reichsverweser.

und Recht und größere politische Einigkeit in Deutschland; neben den jüngeren die Grauköpfe, welche schon für die Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Fremdherrschaft gekämpft und späterhin jahrzehntelang Verfolgung und Anfechtung aller Art erlitten hatten wegen ihres mannhaften Einstehens für das, was jetzt überall zum Gesetz erhoben werden sollte.

So schien es, als sei das deutsche Volk dem erstrebten Ziele endlich einen großen Schritt näher gekommen. Es gab einen Rat der Nation, in welchem viele der besten und edelsten

Männer derselben saßen, es gab auch einen Reichsverweser, welcher, in gewissem Sinne über den Regierungen der Einzelstaaten stehend, deren zum Teil weit auseinander gehende Bestrebungen überall da vereinigen sollte, wo es sich um die gemeinsamen Angelegenheiten des großen deutschen Vaterlandes handelte. Als aber der Augenblick kam, wo sich die neue Einrichtung praktisch bewähren sollte, da zeigte sich wieder, daß alle Machtbefugnisse des deutschen Parlaments und des Reichsverwesers schließlich doch nur auf dem Papier standen. Es fehlte die starke ausführende Gewalt, es fehlte der Reichsregierung die Macht, sich da zur Geltung zu bringen, wo alle die einzelstaatlichen Regierungen zu freiwilligen Opfern und Verzichtleistungen im Interesse des großen Ganzen nicht zu bewegen waren. Die Vertreter des Einheitsgedankens im deutschen Volke verlangten mehr, als unter den gegebenen

Verhältnissen damals zu erreichen war, den einzelstaatlichen Regierungen schien das notwendige Wenige noch viel zu weitgehend. In der langen Zeit, da dem deutschen Volke der Reichsgedanke fast ganz entfremdet worden war, hatte überdies auch bei einem großen Teil der Bevölkerung der Einzelstaaten der sogenannte Partikularismus so kräftig sich entwickelt, daß man in Preußen und Österreich, in Bayern und Sachsen alles, was jenseit der schwarzweißen, schwarzgelben, blauweißen und grünweißen Grenzpfähle lag, kurzweg als „Ausland“ betrachtete und kaum noch zwischen wirklich fremden Nationen und den engeren deutschen Stammesgenossen einen Unterschied machte, von teilweiser Unterordnung und gemeinsamem Zusammenwirken gar nicht zu reden. Diesen Widerstand der Regierungen und weiter Volkskreise in den deutschen Einzelstaaten, mit einem Worte, diesen Partikularismus zu besiegen, vermochte ein „Reichsverweser“ nicht. Nur ein wirklicher Kaiser hätte das vielleicht auch damals schon vermocht. Aber wer sollte dieser deutsche Kaiser sein? Hätte damals in Deutschland neben den vielen Mittel- und Kleinstaaten nur eine Großmacht bestanden, so würde die Beantwortung dieser Frage wohl weniger Schwierigkeiten gemacht haben. Aber die geschichtliche Entwicklung hatte es nun einmal mit sich gebracht, daß zwei solche Großmächte, Österreich und Preußen, mit gleicher Macht und gleichen Rechtsansprüchen sich gegenüberstanden. Neigten die meisten süddeutschen Staaten allenfalls zu Österreich, so neigten anderseits viele der norddeutschen Staaten allenfalls zu Preußen, und die unter den obwaltenden Verhältnissen nur zu natürliche Eifersucht zwischen diesen beiden Großstaaten selbst war zu stark, als daß die Frage, welche der beiden Dynastien, Hohenzollern oder Habsburg, Deutschland zur Einigung führen sollte, auch damals schon anders als auf dem Wege hätte gelöst werden können, auf welchem sie im Jahre 1866 endlich entschieden worden ist. Gerade die Großmachtstellung Österreichs und Preußens brachte es auch mit sich, daß beide in entscheidenden Fragen schließlich noch weniger als die Mittel- und Kleinstaaten um die Schattengestalt des Reichsverwesers und um die Scheingewalt der Reichsregierung in Frankfurt sich kümmerten.

Trotzdem war das deutsche Parlament in Frankfurt vorerst noch voll guter Hoffnung auf den Sieg der nationalen Sache. Unbekümmert um das, was außerhalb Frankfurts geschah, tagte die Versammlung monatelang fort, um den Entwurf einer neuen Verfassung und vor allem die sogenannten deutschen „Grundrechte“ zu beraten. Aber auch innerhalb der Versammlung mehrten sich bereits während dieser Beratungen die Schwierigkeiten; die Parteigegensätze hatten sich mehr und mehr verschärft, und schroff stand eine republikanische Minderheit der monarchisch-verfassungsmäßigen Mehrheit gegenüber. Dazu hatte sich in den letzten Monaten die politische Lage sehr zu ungunsten der in dem Frankfurter Parlament gleichsam verkörperten deutschnationalen Bestrebungen verändert. Jetzt pochte gar Mars an die Thore, und von dem parlamentarischen Redekampfe in Frankfurt wandte die öffentliche Aufmerksamkeit sich vor allem dem Kampfe der Waffen in Deutschlands Nordmarken zu, wo die Kriegstrompete erscholl und die Trommeln zum Streite riefen.



## Der erste dänische Krieg in den Jahren 1848—1850.



Teures Land, du Doppelleiche  
 Unter Einer Krone Dach,  
 Stehe fest und nimmer weiche,  
 Wie der Feind auch dräuen mag.  
 Schleswig-Holstein stammverwandt,  
 Wante nicht, mein Vaterland.

M. J. Chemnitz.

ine lange, mehr als dreißigjährige Friedenszeit, in welcher das deutsche Volk freilich niemals so recht hatte zu innerer Ruhe und Befriedigung gelangen können, hörte mit Eintritt der dritten Französischen Revolution im Februar 1848 auf. Mit ihr beginnt für Europa eine Jahrzehnte hindurch fast ununterbrochene Reihe von kriegerischen Ereignissen und politischen Umwälzungen,

die für Deutschland erst mit den glorreichen Kämpfen und Siegen von 1870/71 ihren Abschluß finden sollten. Anders als unsre Väter einst gedacht, sollte auf vielverschlungenen Wegen der deutsche Einheits Traum seiner Verwirklichung entgegengeführt werden.

Entschlossen, aber ohne Erfolg, hatten die Schleswig-Holsteiner gegen die im „offenen Briefe“ des Königs Christian VIII. enthaltenen Zumutungen Widerspruch erhoben. Als unser Volk im Jahre 1848 im Norden Deutschlands das Recht seiner bedrängten Stammesgenossen wahren und zum Schutze des deutschen Volkstums gegen die dänische Vergewaltigung einschreiten wollte, da stand ihm nicht die Gunst des rechten Augenblicks zur Seite. In bezug auf die Nordmarken herrschte im Frühjahr 1848 noch große Vertrauensseligkeit. „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ sang damals allerorten jeder für deutsches Recht erglühende Jüngling, auch die Alten sangen freudig mit. Aber es war nur ein kurzes Aufblühen und Aufjauchzen des Volksgewisses; so viel auch gesungen und gejubelt worden ist, gar viele wackere Deutsche sangen und jubelten, ohne eigentlich recht zu wissen, um was es sich handelte. Meerumschlungene deutsche Provinzen, die der Däne unterdrücken und denen er deutsche Sprache und Sitte rauben wollte — das war meist alles, was man mußte. Als aber der Krieg in den Nordmarken unvermeidlich geworden war, zeigte sich die Ohnmacht und Hilflosigkeit der damaligen deutschen Reichsgewalt im traurigsten Lichte.

Die „schleswig-holsteinische Frage“ war im Grunde ein Erbfolgestreit, wie solche im vorigen Jahrhundert mehrere, so der spanische, österreichische und bayrische, hatten ausgefochten werden müssen. Die meisten Fürstentümer und Königreiche in Deutschland waren ursprünglich aus erblich gewordenen Lehnen hervorgegangen und darum, wenn sie auch immer größere Selbständigkeit begehrten und erlangten, doch stets Teile des großen Deutschen Reiches geblieben. Das Herzogtum Schleswig war nun ein dänisches, das Herzogtum Holstein aber ein deutsches Reichslehn; beide Lande hatten jedoch eine gemeinschaftliche Verfassung, und längst hatte ihnen ein königliches Versprechen gewährleistet, daß sie immer vereinigt bleiben sollten, „up ewig ungedelt“, wie es in den Urkunden heißt. Die dänischen Könige trachteten aber längst danach, die verfassungsmäßige Selbständigkeit von Schleswig-Holstein zu beseitigen und die schönen deutschen Lande, die ihnen nur lehnspflichtig waren, ihrem Reiche Dänemark einzuverleiben. Über zweihundert Jahre lang haben die Dänen mit List und Gewalt auf dieses Ziel hingearbeitet; der feste Sinn der deutschen Bevölkerung jedoch ließ ihnen das nicht gelingen, und wenn sich auch Friedrich IV. als König von Dänemark in Schleswig huldigen ließ, so traten doch die deutschen Herzöge von Augustenburg immer wieder für das uralte Recht ihrer Mutterlande ein. Selbst im Jahre 1806, als das ganze Deutsche Reich zusammengefallen war, gelang es den Dänen nicht, sich Holstein einzuverleiben. Wie damals an vielen andern Orten unsers Vaterlandes geschehen, so wurden freilich auch hier deutsche Männer gezwungen, unter der Dänenfahne gegen Napoleons Feinde zu Felde zu ziehen, und selbst der Pariser Friede brachte ihnen nicht ihr volles Recht; aber Holstein wurde doch deutsches Bundesland und mußte mit Schleswig unter einer besonderen Statthalterschaft vereinigt bleiben.

Es ist viel über die Rechte der Herzogtümer und die Gewaltthätigkeiten und Ränke der Dänen geschrieben und gestritten worden. So viel aber ist

gewiß, daß in den Nordmarken ein biederes, friedfertiges Volk wohnt, das sich niemals empört haben würde, wenn der Däne sich damit begnügt hätte, über diese blühenden deutschen Lande zu herrschen, ohne ihre Eigentümlichkeiten und Rechte anzutasten. Er wollte aber mehr, er wollte die Deutschen zu Dänen machen und versuchte den Widerstand durch grausame Bedrückungen zu brechen; er verletzte alle Verträge, sandte dänische Geistliche und Schullehrer ins Land, kurz er that, als ob es kein deutsches Mutterland mehr gäbe, das für seine Stiefkinder Sorge tragen würde.

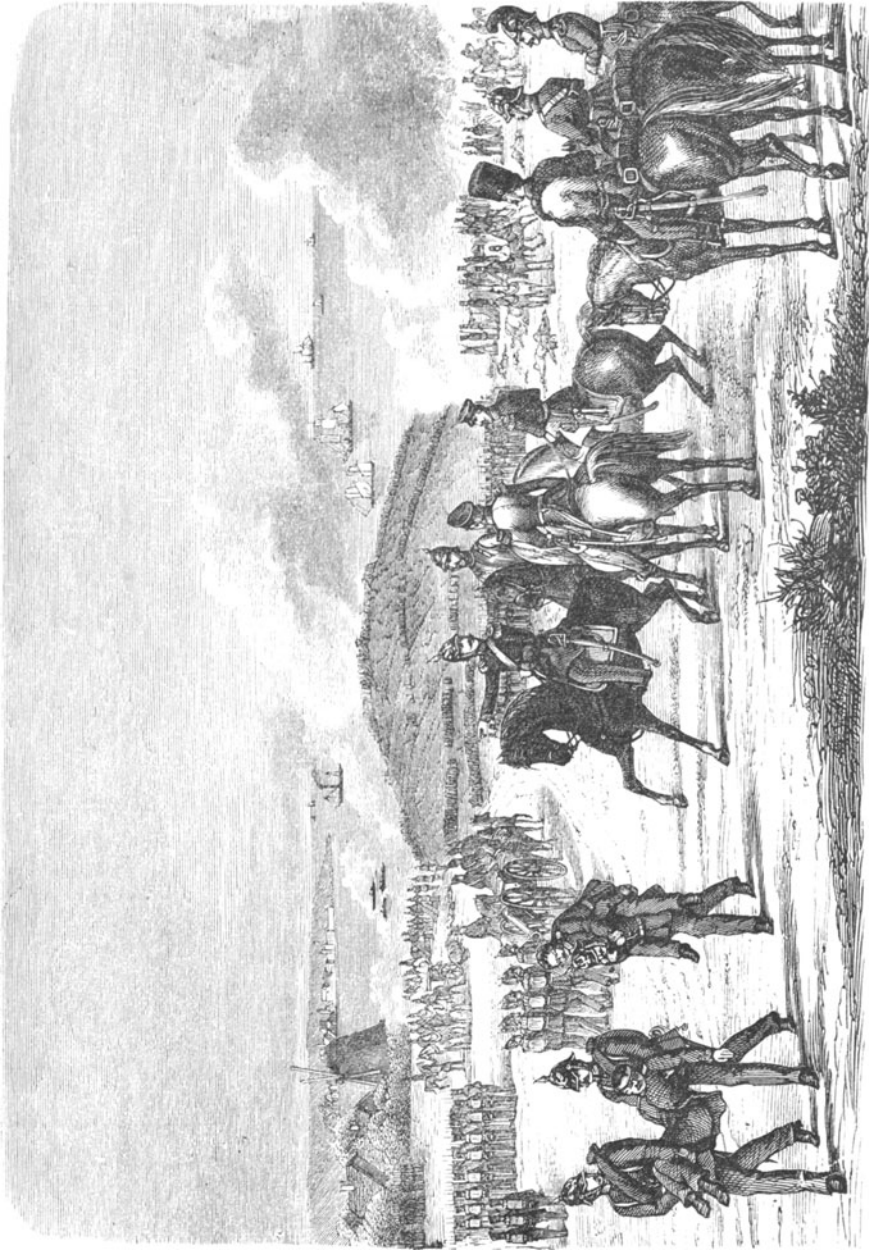
Die dänische Königsfamilie war dem Aussterben nahe. Der Sohn König Christians VIII. von Dänemark hatte keine Nachkommen. Wenn er starb, so ging daher Schleswig-Holstein für Dänemark verloren, denn nach dem dänischen Königsgesetz erbt auch die weibliche Nachfolge, was in Deutschland nicht der Fall ist. Es entstand also die Frage, ob der Nachfolger des Königs Christians VIII. auch die Herzogtümer erben könne. Christian VIII. setzte daher fest, daß beim Aussterben seines eignen Geschlechts seine an Prinz Friedrich von Hessen vermählte Schwester, beziehentlich deren Sohn Friedrich, die Herzogtümer erben sollte. Dieser Übertragung der Herzogtümer auf die weibliche Linie widersetzte sich ganz Schleswig-Holstein wie ein Mann; es hielt an dem Erbfolgerecht des Herzogs Christian von Augustenburg fest.

Nun war Christian VIII. am 20. Januar 1848 gestorben. Die „Eiderdänen“, d. h. die dänische Partei, welche darauf bestand, daß der Eiderfluß die Südgrenze Dänemarks bilden solle, setzten es durch, daß der neue König, Friedrich VII., das Herzogtum Schleswig für eine dänische Provinz erklärte.

Troßdem, daß das alte, für beide Herzogtümer gültige Grundgesetz die Unteilbarkeit derselben aussprach, beharrte der König als Herzog jener Lande doch darauf, diese dem dänischen Gesamtstaate einzuverleiben, während die Deutschen in Schleswig entschieden verlangten, daß ihr Heimatland durch Aufnahme in den Deutschen Bund von Dänemark losgelöst würde. In der Hoffnung, die uralte Abneigung der deutschen Herzogtümer gegen Dänemark abzuschwächen, verließ Friedrich VII. bald nach seinem Regierungsantritt dem Gesamtstaate eine freie Verfassung. Indes seine Erwartung, hierdurch die Schleswig-Holsteiner sich geneigter zu machen, ging nicht in Erfüllung. Die Bewohner der Nordmarken mochten sich selbst nach Gewährung größerer freier Rechte mit dem dänischen Wesen nicht befreunden.

Die Schleswig-Holsteiner wollten von den ihnen aufgedrungenen Wohlthaten nichts wissen, wenn sie dieselben mit der Vergewaltigung ihres Deutschtums erkaufen sollten. Ihr gutes altes Recht war ihnen lieber. Da aber die Dänen Ernst machten, ihren Willen nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, erhoben sich die Schleswig-Holsteiner zu offenem Widerstande; es ward eine provisorische Regierung gebildet und die Unabhängigkeit der Herzogtümer von Dänemark ausgesprochen.

Die Interimsregierung, an deren Spitze am 24. März 1848 Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Wilhelm Hartwig Bessel, ein alter bewährter Vaterlandsfreund und Vorsitzender der Ständeversammlung, traten, wandte sich nun alsbald an das



Die Preußen unter Wrangel. Vorritten derselben gegen die Dänen.

Vorparlament in Frankfurt a. M. und bat um Aufnahme in den Deutschen Bund sowie um Hilfe. Gleichzeitig bestrebten sich die Patrioten, welche einstweilen die Regierung führten, die Kräfte des Landes zu dem bevorstehenden Kampfe zu sammeln, und die in Eile zusammengetretenen Abgeordneten des Landes stellten ein neues Staatsgrundgesetz auf. Es erregte allgemeine Befriedigung, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, an den die provisorische Regierung sich ebenfalls gewandt hatte, in einem Schreiben mit großer Wärme sich für das Recht der Herzogtümer erklärte und ihnen Beistand zusagte; das Vorparlament in Frankfurt sprach sich selbstverständlich für die Aufnahme der Nordmarken in den Deutschen Bund aus.

**Niederlage bei Bau.** Die Herzogtümer rüsteten nun mit Macht gegen den alten Widersacher. Ein Handstreich gegen die Bundesfestung Rendsburg, unter Führung des Prinzen Friedrich von Sonderburg-Augustenburg Ende März unternommen, gelang; dagegen brachten die Dänen der noch nicht genügend organisierten Armee der beiden Provinzen eine entschiedene Niederlage bei. Sie fielen am 9. April 1848, 15 000 Mann stark, über 7 000 Mann schleswig-holsteinscher Truppen her und zersprengten dieselben bei Bau. Viele brave Söhne Nordalbingiens gaben hier ihr Leben hin für die Sache ihres Vaterlandes.

Diese Trauerkunde brachte ganz Deutschland in Erregung. Der Waffenruf erscholl und fand überall ein begeistertes Echo. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, hatte man vor Jahren schon mit Begeisterung gesungen, als Deutschlands schöner Grenzstrom vom französischen Nachbar bedroht schien. Die Gefahr war damals vorübergegangen. Jetzt aber sollte es Ernst werden; nach langen Friedensjahren sollten zur Abwehr gewaltthätiger Übergriffe die deutschen Waffen wieder gegen einen auswärtigen Feind geführt werden. Allerdings konnte es scheinen, als sei das kleine Dänemark dem großen Deutschland gegenüber eigentlich kein ebenbürtiger Gegner. Aber so groß, wie es heute sein würde, war das Mißverhältnis der beiderseitigen Streitkräfte damals doch bei weitem nicht. In welcher Beschaffenheit befanden sich damals die deutschen Heere, und in welcher Stärke konnten sie gegen den Feind geführt werden? In Deutschland hatte der lange Frieden nicht vorteilhaft auf das Kriegswesen gewirkt. Eine Zeitlang schien es selbst, als solle der echt militärische Geist, den die Befreiungskriege geweckt hatten, unter dem zunehmenden Gamaschendienste, dem äußerlichen Paradebrill und den schablonenartigen Übungen wieder erstickt werden. Aber diese maschinenmäßige Dressur widerstrebt dem im preußischen Volke fortlebenden gesunden und mannhaften Geiste, und man gelangte bald wieder allgemein zur Erkenntnis, daß die Waffen und die besten Kriegsmittel es allein nicht thun, sondern daß der Mann, welcher sie gebrauchen soll, die Hauptsache ist. „Ein bewaffneter Mensch ist noch lange kein Soldat“, sagte schon Napoleon. Nach und nach sahen das, wie die preußischen, so auch andre deutsche Kriegsbehörden ein, wie z. B. die in Sachsen und Hannover, und sie ließen sich eine zweckmäßigere Ausbildung des einzelnen Mannes zum Kriege angelegen sein.

**Die deutsche Kriegsbereitschaft.** Immerhin sah es damit, als es jetzt zur ernststen Probe kommen sollte, noch übel genug aus. In Bayern befanden sich beispielsweise bei einzelnen Kompanien kaum viel mehr als 20 Mann unter Waffen; die vorhandenen Soldaten reichten gerade aus, die wichtigsten Posten zu besetzen; von größeren Übungen war längst nicht mehr die Rede gewesen. Manche der deutschen Armeekorps waren in dreißig Jahren überhaupt kaum einmal, das IX. Armeekorps sogar niemals zu gemeinschaftlichem Felddienst zusammengezogen worden.

Daß ein Feind mit einem Male an den Thoren erscheinen könne, daran hatte niemand gedacht. Jetzt sollte erst schnell alles nachgeholt werden, und die herrschende Verwirrung auf dem Gebiete des Militärwesens vermehrte die Verlegenheiten, welche die politischen Verhältnisse herbeigeführt hatten. Nur Preußen machte in dieser Beziehung eine Ausnahme. Während die Mehrzahl der deutschen Bundesregierungen nur geringe Streitkräfte verfügbar hatten, zeigten sich die solide Tüchtigkeit und der treffliche Geist, welche dem preussischen Heere innewohnten. In Preußen war in den letzten Jahren tüchtig an der Entwicklung und Weiterbildung des Heerwesens gearbeitet worden. Aber wenige der Nachbarn hatten es für zweckdienlich erachtet, das gute Beispiel nachzuahmen; höchstens daß man hier und da die neuen preussischen Pickelhauben für nachahmungswürdig gehalten hatte. Meist gefiel man sich in Nebenarten über den preussischen Samaschendienst, und man spottete wohl gar, daß dort in den Kasernenhöfen und auf den Exerzierplätzen von früh bis abends geschultert und gefochten, kommandiert und marschirt würde, als sei Hannibal ante portas.

Als die Ereignisse in Schleswig-Holstein seit der Einsetzung der provisorischen Regierung in Kiel und der Überrumpelung der Festung Rendsburg im März 1848 plötzlich eine kriegerische Wendung nahmen, bestimmte man von Berlin aus zunächst diejenigen Truppen zur Verwendung gegen den äußeren Feind, welche soeben den Volksaufstand in den Straßen der Hauptstadt bekämpft hatten. Schon in den ersten Tagen des April wurden das Kaiser-Alexander- und das Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiment aus der Umgegend von Berlin mit der Eisenbahn nach Rendsburg befördert; bald darauf trafen das Gardeschützenbataillon und andre Truppenteile der Garde und der Linie sowie Kavallerie und Artillerie in Rendsburg ein, so daß das am 22. April unter General von Wrangel an der Eider vereinigte preussische Korps 14 Bataillone, 6 Eskadrons und 22 Geschütze zählte, im ganzen 13 000 Mann, eingeteilt in eine Garde- und eine Linienbrigade unter General von Möllendorff und General von Bonin.

Unterdessen hatte sich auch die zur Wahrung der Rechte der Herzogtümer aufgebotene Division des IX. deutschen Bundeskorps: Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger u. s. w., unter Befehl des hannoverschen Generals Hugh-Halkett gesammelt. Es waren 11 Infanteriebataillone, eine Sägerabteilung, 11 Eskadrons und 28 Geschütze, zusammen ungefähr 9000 Mann.

Das schleswig-holsteinische Korps, in welchem die übergetretene Besatzung von Rendsburg nebst Artillerie und zwei gleichfalls übergetretene



dänische Dragonerregimenter den eigentlichen Stamm bildeten, wuchs durch Einberufung von Beurlaubten und durch Freiwillige bis auf 7500 Mann mit 24 Kanonen; Prinz Friedrich führte den Oberbefehl über dieses Korps. Außerdem befanden sich bei den schleswig-holsteinischen Truppen das Wasmersche, von Rankausche und von der Tannische Freikorps, sowie das Braklowsche Scharfschützenkorps, welche aber bereits durch das unglückliche Treffen bei Bau arg mitgenommen, ja zum größten Teil aufgelöst worden waren.

Die ganze dänische Armee bestand, nach Abgang der zu den Schleswig-Holsteinern übergetretenen Truppen, nur noch aus der königlichen Leibgarde zu Fuß, 12 Linien-Infanteriebataillonen, 3 Jägerkorps, 15 Eskadrons, 4 Bataerien, 16 Espignolen (ein kleineres Kriegsgeschütz mit drei flintenartigen Läufen) und einer Raketenbatterie, im ganzen kaum noch 14 000 Mann und 32 Geschütze; doch wurde die dänische Armee noch während des Krieges und besonders während des ersten unheilvollen Waffenstillstandes durch Einziehung von Mannschaften und durch Bildung von Reservebataillonen ansehnlich verstärkt.

Hinsichtlich der Bewaffnung brauchte das dänische Heer nicht den Vergleich mit seinen Gegnern zu scheuen; gezogene Gewehre gab es — außer bei dem preußischen Gardeschützenbataillon, welches die Thouveninsche Dornbüchse führte — weder dort noch hier. Dagegen erregten die cylindronischen Geschosse der Dänen nicht allein durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Form Aufmerksamkeit; dieselben schlugen auf hundert Schritt noch durch jeden Bretterzaun und verursachten meistens sehr große Wunden. Der dänische Infanterist schoß kaltblütig und traf gut, in noch höherem Grade galt dies von der dänischen Artillerie. Die Bekleidung der dänischen Infanteristen, Käppis und Krebsrote Röcke, war weniger schön als auffällig; dagegen boten die dänischen Dragoner in ihren scharlachroten Waffenröcken und blinkenden Stahlhauben einen prächtigen Anblick.

Die schleswig-holsteinischen Truppen wurden ganz nach preußischem Muster ausgerüstet und bewaffnet und meist unter preußischen Offizieren ausgebildet. Nur die beiden Dragonerregimenter behielten ihre frühere Uniform, was zu häufigen Verwechslungen führte und ihnen später bei Gefangennehmung zweier dänischer Feldwachen bei Beile 1849 zu statten kam.

### Der Krieg im Jahre 1848.

Nach der Niederlage bei Bau war die kleine geschlagene schleswig-holsteinische Armee bis Rendsburg zurückgegangen, von den Dänen dagegen Eckernförde und Schleswig besetzt worden. General von Wrangel hatte am 21. April 1848 den Oberbefehl über die gesamte deutsche Heeresmacht übernommen und führte nun das Bundesheer über die Eider. Am Ostersonntage, den 23. April, wurden durch preußische und schleswig-holsteinische Truppen die Dänen aus dem festen Danewerk vertrieben, und General Hugh-Halfett schlug ihre Nachhut bei Deversee, bei welcher Gelegenheit die hannoverschen Truppen mannhafte stritten. Nun hatte die dänische Armee nichts Eiligeres zu thun, als sich nach Sundewitt und Alsen zurückzuziehen.

Unaufhaltfam drang der siegreiche Wrangel nach Jütland vor; die Festung Fridericia, die schon beinahe 200 Jahre zuvor (1656) ein Wrangel mit Sturm genommen hatte, öffnete am 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore; am 18. Mai stand die ganze Reichsarmee auf jütländischem Boden. Aber nun zeigte sich, wie sehr es zu bedauern war, daß Deutschland keine Kriegsslotte besaß. Die Dänen thaten dem norddeutschen Handel, vornehmlich dem zur See, großen Abbruch, indem sie unsre Häfen blockierten. Wrangel schrieb für Jütland als Entgelt hierfür eine Kontribution von drei Millionen Thalern aus und erklärte, Jütland bis zur Zahlung als Pfand behalten zu wollen. Demgegenüber drohte der dänische Admiral Steen Bille, offene deutsche Städte an der Ostsee bombardieren zu wollen, es sei denn, daß Jütland in kürzester Frist geräumt würde. General Wrangel ließ sich aber nicht bange machen; er richtete an den Dänen einen Brief, dessen Schluß wörtlich wie folgt lautete: „Wenn Euer Hochwohlgeboren aussprechen, daß die dänische Marine für das Bombardement von Widdelsfahrt an Häfen der Ostsee Rache nehmen werde, so lassen Sie es sich gesagt sein, daß für jedes Haus, das die dänische Marine an deutschen Küsten in Brand schießen sollte, ein Dorf in Jütland brennen wird. Mein Name bürgt Ihnen dafür, daß es geschehen würde. Wrangel.“

Damals lebte Wrangels Name in aller Leute Mund. Ebenso klug wie taktvoll wußte er in jenen schwierigen Tagen in die Bewegung einzugreifen, und wenn er auch das „mir“ und „mich“ zuweilen verwechselte, so verstand er doch, wo es darauf ankam, sehr richtig und deutlich deutsch zu sprechen, wie aus jener Antwort an den dänischen Admiral zu ersehen ist. Wrangels unterschiedenes Auftreten fand in Deutschland ungetheilten Beifall, und man war allgemein überzeugt, daß Dänemark wohl oder übel bald werden nachgeben müssen.

Da kam plötzlich vom Kriegsschauplatz eine Nachricht, die ganz unglaublich erschien. Es hieß, Wrangel habe aus Berlin den Befehl erhalten, seine Truppen aus Jütland zurückzuziehen! — —

Dem Worte folgte leider die That. Ein Schrei des Schreckens und des Ingrimmis ging durch alle deutsche Gauen; Hohn und Spott erschollen aus den fremdländischen Zeitungen.

Die Dänen hatten mit Erfolg ihre „guten Freunde“ bearbeitet, und diese waren inzwischen für sie thätig gewesen. „Lassen wir die Herzogtümer mit ihrem trefflichen Kriegshafen in den Machtbereich Deutschlands gelangen, so ist das hauptsächlich unser Schaden!“ sagten die Engländer, und Kaiser Nikolaus von Rußland war schon längst der Meinung, daß eigentlich keine Veränderung auf der europäischen Landkarte vor sich gehen dürfe, bevor er das erste Wort gesprochen. Während die Dänen den preußischen Garden nirgends standzuhalten vermochten und überall in Deutschland die frohe Kunde von dem Siege der schleswig-holsteinischen Sache mit Jubel gefeiert wurde, hatte die Diplomatie Englands und Rußlands sich verbunden, gemeinsam auf die preußische Regierung einen Druck in dem Sinne auszuüben, daß Preußen seine Sache von der des Bundes trenne und seine siegreichen Truppen vom Kriegsschau-

plage zurückrufe. König Friedrich Wilhelm IV. stand noch unter dem erschütternden Eindruck der Vorgänge der Märztage, und seine Entschlüsse wurden dadurch beeinflusst. Die Haltung Rußlands und Englands war eine derartige, daß die Zurückweisung ihrer an Preußen gestellten Zumutungen voraussichtlich zum Kampfe gegen die vereinten Kräfte beider Nachbarn führen mußte. Sollte König Friedrich Wilhelm IV. einen solchen Kampf allein aufnehmen? Durfte er darauf rechnen, daß das deutsche Volk sich auf seinen Ruf einmütig erheben würde? Gab es auch damals schon eine große Partei in Deutschland, welche den deutschen Einheitsstaat mit dem König von Preußen als Kaiser an der Spitze erstrebte, so war doch im allgemeinen in allen Mittel- und Kleinstaaten eine unverhohlene Abneigung gegen das „Preußentum“ überwiegend. In Preußen selbst wurde, namentlich seitens der militärischen Kreise, diese Gehässigkeit mit entschiedener Ablehnung aller „großdeutschen“ Bestrebungen erwidert und die schwarzweiße Fahne den Bundesfarben überall vorangestellt, und unter den Ratgebern des Königs hatten diejenigen das Übergewicht, welche dafür eintraten, daß der König vor allem an sein eignes Land denke und die Mittel- und Kleinstaaten sich selbst überlasse. Dazu kam, daß sich, trotz ihrer Machtlosigkeit, die in Frankfurt a. M. forttagende deutsche Nationalversammlung gerade damals in der Rolle eines machtvollen Souveräns gefiel, eines Souveräns, dem bei seiner Vielköpfigkeit leider nichts recht zu Dank zu machen war. Endlich fehlte auch Friedrich Wilhelm IV. selbst der kriegerische Geist; er war, was selbst seine Bewunderer eingestehen, kein Mann der That. Alexander von Humboldt, der den König um seines Herzens und seiner edlen Absichten willen hoch verehrte, äußerte bei einer Gelegenheit: „der König handle, wo es geschehe, stoßweise, ohne Zusammenhang und rechtes Maß; oft wage er gerade das nicht, was er am stärksten wünsche.“

Alles dies wirkte zusammen zu dem Entschlusse des Königs, der in Deutschland umsomehr überraschte, weil man vielfach sogar geglaubt hatte, die Preußen seien deshalb so thatkräftig in Schleswig-Holstein vorgegangen, weil ihnen selbst nach dem Besitze der Herzogtümer gelüste. Jetzt sah man sie nicht nur Jütland, sondern auch den ganzen nördlichen Teil Schlesiens wieder aufgeben. Damit war natürlich das Schicksal des ersten schleswig-holsteinischen Krieges überhaupt besiegelt. Nachdem mit den Preußen der weitaus tüchtigste Teil des gegen die Dänen kämpfenden Heeres ausgeschieden war, vermochten die zunächst noch im Felde bleibenden Bundestruppen, zumal bei dem Mangel einer verständigen und einheitlichen Leitung, nicht mehr viel auszurichten, und bei Sundewitt, Rübøl und Düppel am 28. Mai und 5. Juni gewannen die Dänen wieder die Oberhand.

An diesem bedauerlichen, aber unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidlichen Ausgange des mit freudiger Begeisterung und frohen Hoffnungen begonnenen Kampfes konnte auch das tapfere Verhalten einzelner kühner Männer, so des schon damals vielgenannten bayrischen Oberstleutnants von der Tann (des späteren Generals, der als Anführer im Deutsch-französischen Kriege im besten Andenken steht) nichts mehr ändern, aber es hob, wenigstens für den Augenblick, den Mut der Niedergedrückten.

### Von der Tann und sein kühner Zug.

Dieser kühne Kriegszug und der Erfolg, welchen von der Tann mit seinem Freikorps am 6. Juni bei Hoptrup erstritt, bildet einen solchen Glanzpunkt in der Trauergeschichte des ersten schleswig-holsteinischen Krieges, daß wir seinen Verlauf etwas ausführlicher erzählen wollen.

Aus allen deutschen Gauen waren Anno 1848 hoffnungsvolle Jünglinge als Freiwillige auf den Kriegsschauplatz geeilt. Da fragte keiner den andern nach Stand und Namen, die Liebe zum Vaterlande vereinigte diese Freischaren. Den Kaladreser mit der wallenden Feder auf dem Haupte, mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet, eilten sie auf den Kampfplatz. „Vorwärts für Deutschland!“ war das Feldgeschrei. Locker war allerdings die Disziplin bei diesem Freikorps, aber der Geist, der in ihm lebte, war kampflustig und jugendfrisch und ist heute noch in Schleswig-Holstein unvergessen. Als die Diplomaten, die so oft schon mit der Feder dasjenige verdarben, was der kräftige Mannesarm mit den Waffen errungen hatte, dem General von Wrangel ins Schwert fielen und dieser sich insoledessen aus dem eroberten Sütland zurückzog, verdroß dies die Freischaren nicht wenig, vor allem den kühnen Anführer derselben, von der Tann, der aus Begeisterung für die Sache des Deutschthums in Schleswig-Holstein mit Erlaubnis seines Königs mit ins Feld gezogen war.

„Wer geht mit nach Nordschleswig und bringt den bedrohten Brüdern Hilfe?“ fragte derselbe seine kleine Schar, und 400 junge Männer schwuren, ihn treu bis in den Tod auf dem gefährlichen Zuge zu begleiten.

Und vorwärts ging es.

Zuerst den 5000 Dänen entgegen, die bei Hoptrup in fester Stellung standen. Die verwegene Schar war, damit man schneller vom Flecke kam, auf fünfzig Wagen verteilt; vier feste Gesellen setzten sich auf Bauernpferde und bildeten so die berittene Vorhut. Sie lachten wohl selbst über ihre seltsame Erscheinung, und die andern mit, aber einer Patrouille von sechs dänischen Reitern verging das Lachen, als die vier Freischärler sie mutig angriffen; fünf Dänen entflohen, der sechste wurde zu von der Tann als Kriegsgefangener gebracht. Die Rolle der vier Verrittenen war noch nicht zu Ende gespielt; von der Tann schickte sie nach Westen, damit die Dänen glauben möchten, daß ein deutsches Korps diese Richtung eingeschlagen habe, um sie zu umgehen. Die List gelang. Die fünf flüchtenden dänischen Reiter hatten schon in übertriebener Angst berichtet, daß ein mächtig großes deutsches Hilfskorps mit Munitionskolonnen heranziehe. Aus verschiedenen Orten lief im dänischen Hauptquartier die Meldung ein, daß die Deutschen nahten. Die Täuschung war begrifflich; denn von der Tann marschierte im Zickzack vor. So verzehnfachte sich in dem Ohre des dänischen Befehlshabers die kleine Schar.

Die Befürchtungen auf feindlicher Seite stiegen von Stunde zu Stunde. Die dänischen Vorposten wurden zurückgezogen, und von der Tann brach bei Nacht zwischen Hadersleben und Hoptrup in das Centrum der dänischen Stellung ein. Da verloren die Dänen vollends den Kopf. Zwar griffen sie die Freischar mit Husaren an, diese machten jedoch, übel zugerichtet, bald kehrt.

Von der Tann warf sich jetzt mit Ungestüm auf die dänischen Jäger; auch diese wichen. Unterdessen wurde es Tag, und mit Staunen und Beschämung erkannten die Dänen, daß sie es nur mit einem Häuflein „deutscher Räuber“ zu thun hatten. Sie ließen zwei Geschütze auffahren und begrüßten die festen Gesellen mit einer Lage Kartätschen, aber nur mit einer einzigen, denn im nächsten Augenblicke stürzten sich die todesmutigen Jünglinge auf die Kanonen und eroberten sie. Auf's neue griffen aber nun die dänischen Jäger in dichten Tirailleurfetten an. Unersehroden versuchte die Freischar den überlegenen Feind zurückzuwerfen. Nur 25 Mann blieben bei den eroberten Kanonen als Bewachung. In gestreckter Karriere eilte eine dänische Schwadron herbei, die Geschütze wieder zu nehmen, aber sie wurde von 25 wohlgezielten Büchsenkugeln empfangen und jagte in wilder Flucht zurück. Hierbei geriet sie zwischen die mit den Jägern kämpfenden Freischarler und wurde von Freund und Feind zum Teil niedergeschossen. Da ergriff die Dänen ein panischer Schreck, in schmählischer Flucht wichen sie dem Häuflein, welches, glühend vor Kampflust, den geliebten Führer zur Verfolgung des Feindes aufforderte. Das wäre aber mehr als Thorheit gewesen, da bei Hadersleben ein starkes dänisches Korps stand. Eine Kanone (die andre konnte man wegen Mangel an Bepannung nicht weiter schaffen), drei Munitionswagen, 18 Reitpferde und 35 Gefangene waren die Beute dieses gelungenen Handstreichs, bei dessen Führung sich von der Tann die ersten kriegerischen Lorbeeren verdiente, deren er später noch so viele und ungleichgrößere ernten sollte.



Ludwig von der Tann-Rathsamhausen.

Über den Lebenslauf des tapferen bayrischen Kämpfers mögen einige nähere Angaben von unsern Lesern wohl willkommen heißen werden. Denn seit den Tagen des russischen Feldzuges, wo General Deroy bei Polozk den Tod in heißer Feldschlacht gefunden, ist der Name keines bayrischen Feldherrn volkstümlicher geworden als der unsres von der Tann, des nachmaligen siegreichen Heerführers der Bayern im Nationalkriege gegen Frankreich.

Ludwig Samson Heinrich Arthur Freiherr von und zu der Tann wurde am 18. Juni 1815 zu Darmstadt im Hause seines Großvaters, des letzten Rathsamhausen, geboren. Er trat schon 1833 als Junker in das erste bayrische Artillerieregiment und diente 1840 als Oberleutnant im Generalstab. Von Thatendrang getrieben, nahm er 1843, auf einer Reise nach Algier, unter General Bugeaud an einer Expedition gegen die aufrührerischen Stämme der Kabylen an der Grenze von Tunis teil. Seitdem erfreute sich der ebenso liebenswürdige als schneidige Offizier allgemeiner Achtung und Sympathien. Als das Jahr 1848 herankam, war er als Flügeladjutant des bayrischen

Kronprinzen Maximilian kurz vorher zum Major aufgerückt. Im Sturmesegebrause von Begeisterung und Kampfesmut litt es auch den Major von der Tann nicht länger auf der heimischen Scholle; mit fünf Gefährten erhielt er von seinem Kriegsherrn die Erlaubnis, mitzukämpfen für der Nordmarken gutes Recht. Zwei seiner Genossen fielen für die deutsche Sache.

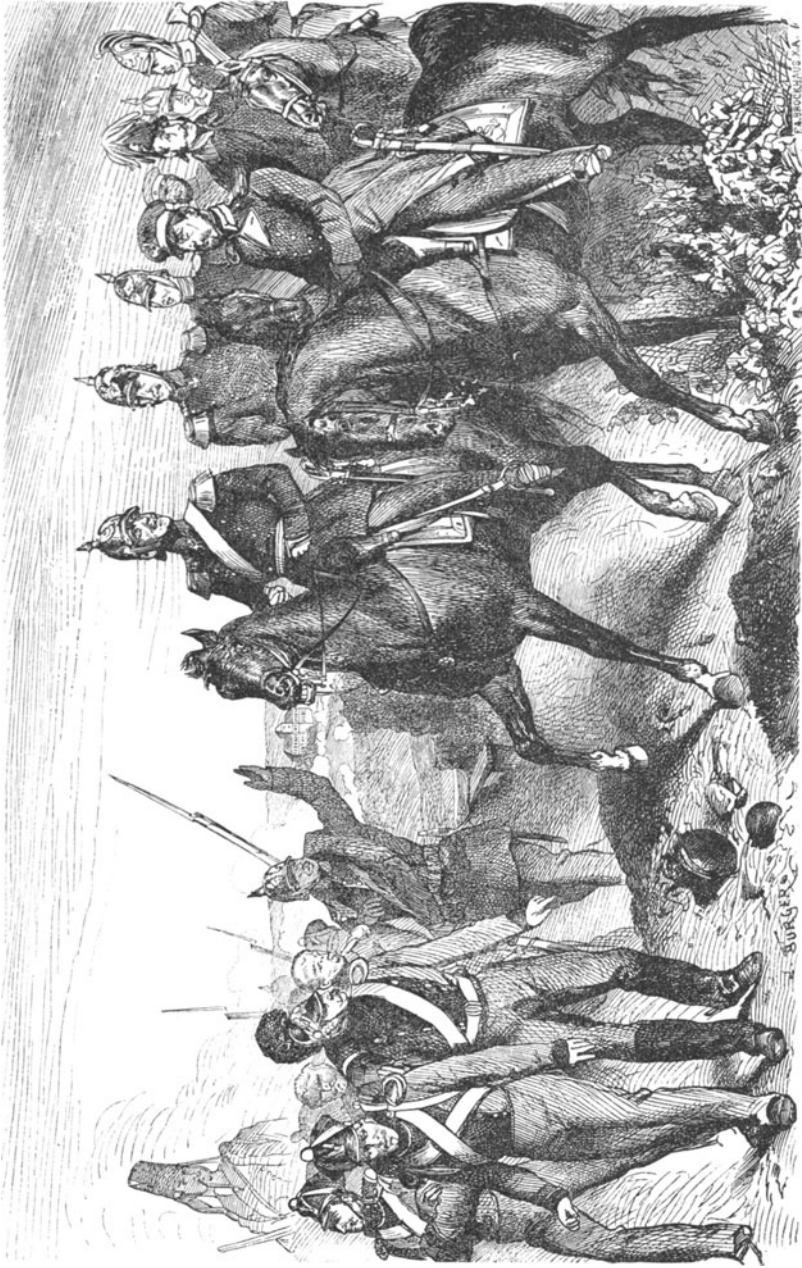
Altenhof (21. April), Hoptrup (6. Juni 1848) gaben Gelegenheit, die ersten Vorbeerblätter in den Siegestranz eines braven Kriegers zu flechten. Die heldenmütige Verteidigung von Apenrade und die Versenkung des Kriegsschiffes „Gertha“ machten ihn zum gefeiertsten Volkshelden jener Tage. Das Ritterkreuz des Max-Joseph-Ordens für die bei Hoptrup bewiesene Umsicht, die Beförderung zum Oberstleutnant, das Ehrenbürgerrecht von Apenrade für die bei der Verteidigung der Stadt geleisteten Dienste, die weit über die blauweißen Grenzpfähle hinausreichende Begeisterung für den kühnen Freischarenführer, welche in zahlreichen patriotischen Liedern und Gedichten ihren Ausdruck fand, waren der Lohn seiner Thaten. Und als im Herbst 1848 die bayrische Residenzstadt den heimkehrenden Sieger bewillkommnete, ehrte der König den Gefeierten durch seine Anwesenheit beim Feste.

Auch im Jahre 1849 focht von der Tann für die Sache der Herzogtümer. Als Generalstabchef des Prinzen Eduard von Altenburg leitete er die Erstürmung der Düppeler Schanzen, und im Jahre 1850 erbat er sich von seinem Könige den Abschied, um zum drittenmal, auf einmütiges Verlangen zum Generalstabchef der schleswig-holsteinischen Armee ernannt, das Schwert für das bedrohte Land zu ziehen. Idsted (25. Juni), Duderstedt (8. August), Missunde (7. September), Friedrichstadt (3. bis 6. Oktober 1850), geben Zeugnis von den Thaten des treuen Freundes der Schleswig-Holsteiner.

Des Krieges Stürme schwiegen. Geehrt von seinem Könige, bejubelt von seinen engeren Landsleuten und allen deutschen Patrioten, kehrte von der Tann in die Heimat, in sein früheres Verhältnis zu dem Monarchen und der bayrischen Armee zurück; am 30. Juni 1851 erfolgte seine Beförderung zum Oberst.

Eine lange Zeit des Friedens und des Glückes folgte; Tann sah hoffnungsvolle Kinder heranreifen, er war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein guter evangelischer Christ, ein hingebender Freund, ein leutseliger wohlwollender Vorgesetzter, keines Menschen Feind, und bewahrte stets sein jugendfrisches Wesen, das ihn empfänglich machte für alles Edle, Schöne und Gute. Sein gerader ritterlicher Sinn, sein scharfer Verstand und sein umfassendes Wissen erhoben ihn bald zum Vertrauten und Ratgeber des Monarchen. Als solcher hat er viel Gutes gewirkt, viele Thränen getrocknet. Auf den Reisen des Königs war er stets dessen Begleiter, und versammelte König Maximilian II. allwöchentlich im „Symposion“ eine Schar namhafter Künstler und Gelehrten um sich, dann durfte von der Tann dabei nicht fehlen.

Seit 1855 Generalmajor, 1860 Generaladjutant und Befehlshaber einer Division, 1861 Generalleutnant und Generalkommandant von Augsburg, dann von München, bewahrte sich der wackere Kriegsmann das Vertrauen seines Königs bis zu dem leider allzufrühen Heimgange des vielgeliebten Fürsten.



General Grange in Schleswig.

FRANCIS & CO. N.Y.

J. SURGER

Doch ihm fehlte auch die Gnade des nächsten Königs, Ludwigs II., nicht, und so verblieb er in seiner Stellung als Generaladjutant bis zu seinem Tode. Der erste Beweis, wie sehr ihn der jugendliche Monarch schätzte, war der Auftrag, dessen Thronbesteigung in außerordentlicher Botschaft dem König Wilhelm von Preußen anzuzeigen.

Es war im Jahre 1864. In Berlin hatte man die Verdienste des Generals um Schleswig = Holstein nicht vergessen, und so durfte von der Tann Augenzeuge sein der endlichen Befreiung dieses Landes. Unter ausdrücklicher Gutheißung des Königs Wilhelm begab sich Tann direkt von Berlin vor Düppel und sah zum zweitenmal die deutschen Sturmkolonnen gegen diese Schanzen anrücken, zum zweitenmal deutsche Fahnen von der Brustwehr des eroberten Bollwerks flattern. Und diesmal wurden sie nicht wieder von demselben entfernt und mit dem Danebrog vertauscht.

Tanns spätere Lebensschicksale werden wir im folgenden Teile des „Baterländischen Ehrenbuches“ besprechen. Hier nur noch so viel, daß der gefeierte Held 1881 zu Meran, wohin er sich zur Erholung begeben hatte, nach kurzem Kranksein verschieden ist.

Nach dieser Abschweifung kehren wir aus dem Siegesjahre 1864 zurück in das Unglücksjahr 1848.

Der durch Schwedens Vermittelung zustandegebrachte Waffenstillstand von Malmoe, gültig vom 26. August 1848 bis zum 1. April 1849, machte dem Kampfe in den Nordmarken vorerst ein Ende. In Berlin, wohin alle Nachbarn, vornehmlich auch das bedrängte Oesterreich und der „alte Waffenfreund“ Rußland mit mißgünstigen Augen geschaut hatten, glaubte man dem Andrängen sämtlicher Großmächte nicht länger widerstehen zu sollen. Man mußte in die Waffenruhe einwilligen, wollte man es nicht auf einen Kampf mit den vereinten Streitkräften der übermächtigen Nachbarn ankommen lassen. Infolge der Bestimmungen des Waffenstillstandes blieben die Wirkungen des „offenen Briefes“ fortbestehen; die Beschlüsse der provisorischen Regierung in Kiel wurden für ungültig erklärt, die schleswigschen Truppen von denen Holsteins getrennt und jene in ihre Heimat gewiesen. An Stelle der nationalen Selbstregierung trat eine gemeinschaftliche Regierungsbehörde, zu einer Hälfte aus von Dänemark, zur andern aus von Preußen erwählten Mitgliedern bestehend. Infolge dieser Vereinbarungen steigerte sich die Unzufriedenheit in Deutschland und der Groll in den Herzogtümern von Tag zu Tag, und die ganze Schwere der Abneigung fiel leider auf Preußen, von dem man sich ver-raten glaubte.

#### Der Krieg von 1849.

Als die Dänen im Frühjahr 1849 zum allgemeinen Staunen den Waffenstillstand kündigten, war ihre Armee bedeutend verstärkt. Der Krieg wurde nun von der deutschen Zentralgewalt von Reichswegen geführt, freilich nicht mit besserem Erfolg als im vergangenen Jahre. Das unter dem preussischen General von Wittwiz ins Feld gestellte Bundesheer, in welchem fast aller deutschen Herren Länder, am stärksten Preußen, Sachsen und Bayern, vertreten



waren, war dem dänischen beinahe um die dreifache Zahl überlegen, doch erforderte die große Ausdehnung der Küste bis nach Sütlund hinauf die Zurücklassung vieler Truppen zur Bewachung des Strandes gegen die Unternehmungen der dänischen Flotte, welche alle norddeutschen Küsten in Blockadezustand versetzt hatte und dem deutschen Handel großen Schaden zufügte. Die kleine schleswig-holsteinische Marine und die ebenso ohnmächtige deutsche Seemacht konnten gegen die dänische nichts Ernstliches unternehmen; dennoch wurde der Krieg vom Jahre 1849 mit einem glänzenden Seesieg eröffnet.

**Der große Seesieg bei Eckernförde.** Am frühen Morgen des 5. April 1849 wehte ein scharfer Ostwind, und die blauen Wellen des Meeres mit ihren weißen, schaumgekräuselten Kämmen zogen in endlosen Reihen herein in den Hafen von Eckernförde. An der Sandbarre, welche in seichter Böschung vom Ufer aus in den tiefen Hafen hinabsteigt, brachen sich die Wogen, aber neue Sturmwellen stürzten heran über die zerfließenden und mit lautem Brausen auseinander spritzenden Gefährten. Noch war die Sonne nicht ganz heraufgestiegen; sie vergoldete erst die sanften Anhöhen der Landschaft, ehe ihre Strahlen auf dem neugierig sich hervormagenden Grün der Wiesen glänzten und das Dunkel der Buchenwaldungen von Eckernförde durchdrangen. Die kleine reinliche Stadt im Hintergrunde der gleichnamigen Meeresbucht liegt nur  $2\frac{1}{2}$  Meilen von Rendsburg und Schleswig,  $4\frac{1}{2}$  Meilen von Kiel entfernt; der schöne Hafen bot den Dänen einen guten Angriffsplatz auf die drei Städte und war daher von den Deutschen mit Strandbatterien geschützt worden, damit nicht im Rücken des Meeres der Däne hier lande. Auf einer kleinen Landzunge lag die Nordbatterie des Hauptmanns Junghanns, bewaffnet mit zwei 84-Pfünder-Bombenkanonen und sechs 24-Pfündern. Gerade der Mündung des breiten Hafens gegenüber war die Südbatterie erbaut. In dieser ging am Morgen des 5. April ein junger Mann der schleswig-holsteinischen Armee, der Feuerwerker Preußer, ein geborener Rendsburger, auf und ab und blieb dann an einem seiner vier 18-Pfünder stehen und sprach einige Worte mit den Kanonieren, lauter jungen Soldaten. „Wenn es den Dänen heute einfiele, uns zu besuchen“, sagte Jansen, der Bombardier, der in Eckernförde die Welt erblickt hatte, „heute sollte es ihnen nicht leicht werden, die Bucht mit heiler Haut zu verlassen. Seht nur, Kameraden, wie flott der Ostwind hereinbläst.“

„O, wenn sie's nur thäten“, rief ein dritter und blies die Waden auf — „na, Deutschen, die Danebröglar wollten wir schon fassen. Wo sie herein sind, müssen sie hinaus.“

„Festhalten wollen wir sie“, versicherte Jansen. „Wenn sie sich zu nahe heran wagen, so sorgt der Ostwind dafür, daß sie nicht so schnell wieder die hohe See gewinnen. Dann wohl gezielt, damit der Däne an unsern eisernen Klößen sich doch etwas den verwöhnten Magen verderbe. Wir wollen ihm schon den Appetit nach deutscher Kost vertreiben.“

„Ja, Jungens“, sagte lachend der Feuerwerker, „der Brei kocht schon; sorgt nur dafür, daß er dem Feinde glühend heiß serviert wird.“

Die Sonne war ganz aufgegangen, die Kanoniere wandten sich um und sahen nach einem kleinen Erdhaufen, von welchem eine leichte, weiße Rauch-

fäule sich ein wenig über den Boden erhob, dann aber, vom Winde zerblasen, in dünnen Streifen und Wölkchen davontanzte. Auch hinter der Nordbatterie lag es wie ein leichter Nebel, auch dort wurden auf in die Erde gegrabenen Herden eiserne Kugeln glühend gemacht. „Wie steht's, Erich?“ rief Preußer einem der Kanoniere zu, der eben Holz in den halb unterirdischen Kugelglühöfen gesteckt hatte.

„Sie sind schon kirschröt“, gab Erich Auskunft.

„Nun paßt auf, ihr Grünschnäbel da“, belehrte der Feuerwerker die Jüngeren seiner Mannschaft, „auf die Pulverladung wird ein tüchtiger Pfropfen von feuchtem Heu gesetzt, dann wird das Geschützrohr so gestellt, daß die Mündung höher steht als das Bodensstück. Die Kugelträger benezt so, daß ihr euch an den heißen Kugeln die Hände nicht verbrennt. Ist der glühende Klob einmal in der Mündung, so rollt er von selbst auf die Ladung. Habt keine Furcht, das nasse Heu verhindert die Entzündung des Pulvers durch die feurige Kugel. Dies wohl gemerkt, könnt ihr das Geschütz ruhig bedienen.“

„Na, wir werden das Unfrige thun, hoffentlich wird's heute mal Ernst“, unterbrach Zanfen den Vorgesetzten.

Alles drehte sich dem Sprecher zu, der auf dem Walle stand und mit einem Fernrohr aufs Meer hinaus sah. Mit einem Sprunge stand der Feuerwerker neben ihm. — „Hurra, Kinder! endlich, endlich!“ jubelte er. „Die ganze Flotte schaukelt da draußen so unbesorgt, als wenn wir gar nicht da wären!“ —

Alle Kanoniere spähten nun hinaus nach der blaugrünen Flut; dann aber eilten sie an ihren Posten, denn aus der einen Schießscharte der Nordbatterie schoß ein feuriger Pfeil wie ein Blitz hervor, eine schneeweiße Wolke folgte und einige Sekunden darauf rollte der Donner des Schusses über die Bucht herüber. Bald ertönte Schuß auf Schuß, auch Preußer befahl zu schießen, sobald die Schiffe näher herangekommen wären. Sechs Fahrzeuge hatte man gezählt, aber die Bombengeschütze mußten wohl vier derselben abgeschreckt haben, sich heranzuwagen; nur das gewaltige Linienschiff „Christian VIII.“ mit 84 Kanonen und die Fregatte „Gefion“ mit 46 Kanonen drangen in den Hafen ein, um die zwei kleinen deutschen Batterien zu vernichten. Die Geschütze der schlecht angelegten Nordbatterie waren auch wirklich bald gefechtsunfähig gemacht, und die Südbatterie hatte nun mit vier Geschützen allein den Kampf gegen die 130 dänischen auszufechten. Lage auf Lage sendeten die mächtigen Kriegsschiffe gegen die kleine Batterie, und Hunderte von feindlichen Kugeln wühlten in dem Erdreich derselben.

„Jungens, langsam aber sicher sei unser Wahlspruch!“ schrie der aufmerksame Feuerwerker, von dem Donner der dänischen Geschütze nicht entmutigt.

Kaltblütig bedienten die jungen Kanoniere die vier Geschütze. Schuß auf Schuß drangen die glühenden Kugeln in die Weiber der Schiffe, wie die Harpune in den Körper des Walfisches: mit lautem Hurra begrüßten die Verteidiger diese Wirkung. Splitter flogen umher, die Taue hingen zerflossen. Zweimal setzte allerdings der Hagel der dänischen Geschosse die deutsche Flagge von der Batterie, aber der wackere Zanfen pflanzte sie immer wieder an noch höheren Stangen auf. Von Eckernförde sprengten Boten nach allen Seiten,

um Hilfe herbeizuholen. Endlich, nachmittags zwei Uhr, langte Herzog Ernst von Sachsen-Koburg mit einer nassauischen Feldbatterie an, die am Strande auffuhr. Er ritt an die tapferen Verteidiger der Batterie heran und sagte: „Nur nicht locker lassen; der Däne scheint die Lust verloren zu haben, mit euch tapferen Jungens ernstlicher anzubinden.“ Und in der That versuchten die Dänen, welchen es nicht recht geheuerlich mehr vorkommen mochte, die offene See zu gewinnen; doch ging das keineswegs so leicht, denn der fast zum Sturme umschlagende Ostwind tobte gerade jetzt schärfer als je in die Bucht hinein.

„Nur hübsch ausgehalten, ihr Hannemänner“, rief Jansen unter dem Beifall der maderen Kameraden; „unser Pulver ist noch lange nicht verpufft, das Schießen geht nun erst los.“

Mit Verdruß bemerkte der Feuerwerker in diesem Augenblick einen Dampfer vom Meere gegen den Hafen steuern; wenn er die Schiffe ins Schlepptau nahm, so konnten sie entinnen. Aber die Leute der Nordbatterie waren ja auch noch da. Ha! Jetzt trachte es dort, und der Hilfebringer konnte die Schranke nicht überschreiten, welche die deutschen Kugeln über das Meer hin gebieterisch bezeichnet hatten. Der Dampfer mußte umkehren, und die stolzen Beherrscher des Sundes, „Christian VIII.“ und die „Gefion“, zogen plötzlich die weiße Fahne auf. Ein dänischer Parlamentär landete und drohte, die Stadt Eckernförde zu bombardieren, wenn man den dänischen Schiffen freien Abzug weigere. Da wurde mancher Bürger nachdenklich und manch Angesicht bleicher, aber Herzog Ernst wollte von einem solchen Abkommen nichts wissen, und der feste Feuerwerker auf seiner Batterie schnitt alles weitere Hin- und Herreden ab. „Höchstens kostet es uns das Leben, aber die Dänen dürfen uns nicht entkommen. Mögen sie thun, was sie wollen, sie müssen sich in ein paar Stunden doch ergeben.“

Ein lautes „Hurra“ bekräftigte die kampffreudige Stimmung der Verteidiger, der Herzog blieb fest, und so begann um vier Uhr der ungleiche Kampf von neuem. Die erbitterten Dänen beschossen auch wirklich die Stadt, und einzelne Kugeln flogen in die Dächer der Häuser. Zum Glück richteten sie wenig Schaden an; ein Teil der Einwohnerschaft hatte Eckernförde bei Beginn des Bombardements verlassen, und eine 82jährige Frau, welche krank im Bette lag, war das einzige Opfer an Menschenleben.

Zwei Stunden wütete das gegenseitige Geschützfeuer. Die Strandbatterien verschwandern zeitweise, in Wolken von Dampf und Staub gehüllt, völlig den Blicken, ihre Lafetten litten Schaden, aber fest wurden sie alsbald wieder aufgerichtet, und das erneute Losbrennen der Geschütze zeigte, daß immer noch Leben, Mut und Todesverachtung hinter den arg zererschossenen Wällen war. „Christian VIII.“ saß bald am Strande fest, und die nassauischen Kartätschen und Schrapnels — am Ziel platzende, mit Flintenkugeln gefüllte Hohlgeschosse — überschütteten sein Verdeck; die „Gefion“ trieb immer näher dem Ufer, sie hatte den größeren Teil ihrer Bemannung verloren. Es war keine Rettung mehr für die Dänen. Der Kommandant, Kapitän Paludan, übergab beide Schiffe als kriegsgefangen; zwei Offiziere und 650 Matrosen und Seesoldaten landeten in Booten und erklärten, daß „Christian VIII.“ in Brand geraten sei. Mit

Entsetzen vernahmen die wackeren Deutschen die Nachricht, daß die Verwundeten rettungslos verloren auf dem Kriegsschiffe lagen. Der edle Preußer, vom Herzog zum Offizier ernannt, rief: „Wer sich der Unglücklichen erbarmt, der folgt mir nach!“ Großherzig eilte er, von einer braven Schar gefolgt, auf das brennende Schiff. Schon schlugen die Flammen aus den Luten; die glühenden Kugeln hatten an verschiedenen Stellen gezündet; der Zustand im Innern des Schiffes war fürchterlich. Von den 250 Mann, welche sich noch an Bord befanden, waren die meisten schon erstickt. Es war keine Hilfe mehr möglich. Die Zuschauer am Strande standen in atemloser Spannung. Segel und Taue brannten und flogen glühend gegen das Land. Der Wind fachte die Flammen zu immer feurrigeren Gluten an. Plötzlich erschallt abends acht Uhr ein furchtbarer Knall; das Feuer war bis zur Pulverkammer vorgeedrungen.

Eine mächtige Feuerfäule steigt zum Himmel auf; krachend fliegen Masten, Segel, Gebälk, Menschen und Geschütze in die Luft und stürzen herab ins Meer. Als der Wind den Rauch verjagt hatte, war von dem prächtigen Linien-schiffe nichts mehr übrig als der Rumpf. Feierliche Stille herrschte rings umher — dann mischte sich in den Jubel des schönen Sieges der Schmerz um die Armen, die einen so schrecklichen Tod gefunden; unter ihnen befand sich der edle Preußer, der nicht vom Verdeck gewichen war, den Verwundeten bis zum letzten Augenblick seine Sorgfalt widmend. Auch Jansen, der lustige Bombardier, hatte das Leben hingegeben und bei seinen edlen Versuchen zur Rettung von Menschenleben selbst den Tod gefunden.

Die Fregatte „Gefion“ war verhältnismäßig wenig beschädigt; sie konnte wieder seetüchtig gemacht werden und bildete später noch längere Zeit einen Bestandteil der norddeutschen Bundesmarine.

**Erfürmung der Düppeler Schanzen.** Auch zu Lande ging es rasch vorwärts, nachdem die deutschen Truppen sich zu festen Massen gesammelt hatten. Während des Winters von 1848 auf 1849 war die schleswig-holsteinische Armee durch den preußischen General von Bonin reorganisiert und bedeutend verstärkt worden. Bereits Anfang April rückte, wie schon erwähnt, eine deutsche Bundesarmee, etwa 45 000 Mann stark, unter General von Prittwitz wieder in Schleswig ein, und schon nach wenigen Tagen sahen sich die Dänen genötigt, in die Schanzen von Düppel sich zurückzuziehen. Hier wurden sie von den Bayern, Sachsen, Altenburgern und Kurhessen aufgesucht, und der 18. April, an welchem die zum Schutze des Brückenüberganges nach Alsen nach allen Regeln der Feldbefestigungskunst angelegten Schanzen genommen wurden, war ein nicht weniger glorreicher Tag als der von Eckernförde.

Ein hübsches kleines Bild aus dem buntbewegten Kriegs- und Lagerleben jener Tage, wie es noch heute wohl mancher der einstigen Mitkämpfer in freundlicher Erinnerung hält, mag hier seinen Platz finden.

### Im Ziwak der Bayern.

Im der Nähe von Mübel saßen noch spät in der Nacht des 12. April 1849 in einer kleinen Windmühle einige Offiziere beisammen, Sachsen und Bayern bunt durcheinander. Durch die auch die Mühle umgebenden Heckenumzäunungen,

die landesüblichen „Knicks“, leuchteten die Wachtfeuer herein. Der Nachtmarsch von Gravenstein her hatte den im Felde immer regen Durst des Soldaten noch vermehrt; man hatte aus Gravenstein den nötigen Proviant mitgenommen, die Ortsbevölkerung von Mübel that das Ihrige, und so dampfte, freilich in einem wenig eleganten Thongeschirr, bald ein duftiger Punsch. An Zigarren war kein Mangel, bald kam ein lebhaftes Gespräch in Gang. Die Truppen lagen bereits im Schlafe.

„Kameraden“, nahm ein bayrischer Hauptmann das Wort, „diesmal geht's den Dänen hart an den Leib. Meine Jäger sind wütend und freuen sich auf den Sturm, als gält's einen Tanz. Die verdammten Spitzkugeln, die sie drüben eingeführt, haben unsre Leute gehörig auf dem Strich, und wenn's erst Mann gegen Mann geht, dann stehe ich dafür, daß wir die Dänen bald aus ihren Knicks verjagt haben.“

„Es ist doch eine eigne Art Krieg in diesem Lande“, meinte ein sächsischer Leutnant; „man kommt dabei nicht recht vorwärts.“

„Nicht einmal ein ordentliches Schlachtfeld gibt es, wo man die Kerls tüchtig zusammenhauen könnte!“ rief ein bayrischer Chevauleger dazwischen.

„Ja, und mit den Geschützen kommen wir auch nicht weit in dem durchschnittenen Terrain“, klagte Hauptmann Stieglitz von der bayrischen Artillerie, ein sehr kräftig-dicker Mann, der aber an Gewandtheit und Dienstfeier hinter keinem Schlanken zurückstand, — „da habe ich meine nagelneue Batterie nach unserm Zöllerschen System und Kanoniere, wie man sie sich nicht besser wünschen kann — na — wissen's — wenn's nur a bissel bess'rer Boden wär! Aber da sind ja d' Felder alle in forzklaare Biereckl ab'teilt und dazwischen pflanzen's die verdammten Hecken — Na — mag's noch so arg sein, wenn's halt nur lösginge!“

„Ja“, befiätigte der Chevauleger, „und die Zweige der Hecken werden umgeknickt und wieder in den Boden gesteckt, und das Mottenzeug schlägt überall Wurzeln und schießt aus allen Klinsen und Spalten heraus, bis das Ganze undurchdringlich wird wie eine Mauer, und das ganze Land ist mit diesen Teufelsknicks bedeckt.“

„Meine Herren“, versetzte der Sachse, „das ist unser Boden, da können nur wir Infanteristen etwas leisten. Da kommt das Tirailleurgefecht recht zu Ehren und das Fechten in Kompaniekolonnen nach dem preußischen Reglement.“

„Na, was die machen, döz bringen wir halt ohne viel Reglement auch noch fertig“, brummte der bayrische Jägerhauptmann. „Es lebe unser Kommandant, der draufgeht, von der Tann.“

„Zuerst der Obergeneral Bonin!“

„Dann lieber gleich die ganze Bundesarmee!“ rief der Sachse.

„Meinetwegen alle“, sagte der Jäger, und hell klangen die Gläser.

„Aber schaut nur dorthin“, nahm der dicke Stieglitz von neuem das Wort; „warum geht denn die Mühl' da drüben auf dem Hügel schnurstrads auf einmal, als gält's was? Got's doch bisher nit so eilig habt!“

„Weil der Wind geht“, wollte der Sachse erwidern, als man plötzlich bemerkte, daß an einem Flügel jener Windmühle eine Laterne befestigt war,

welche feurige Kreise an dem dunklen Nachthimmel beschrieb. Alles sprang auf und eilte hinaus. „Das muß man doch gleich dem Kommandanten melden.“

Ein junger Leutnant übernahm diesen Auftrag. Im bayrischen Lager trompetete man.

„Was ist das für ein Zeichen?“ fragte der Sachse.

„Es ist etwas vor- oder aufgefallen.“



Im Bivak der Bayern.

„Halt, ehe wir gehen, Kameraden, schaut unsre Mühle an.“ Mit Überraschung sah man, daß auch hier wie drüben an einem Flügel eine brennende Laterne befestigt war. Doch hing der Flügel ruhig. Das Gangwerk war gesperrt.

„Da ist Verrat im Spiele“, rief der Jäger. „Wo ist der Müller?“ Er eilte wieder hinein, von mehreren Offizieren begleitet, und fand endlich den Gesuchten, der sich in der Dachkammer versteckt hatte.

„Was soll die Laterne an dem Mühlensflügel? Antwort — schnell und nicht viel Federlesens gemacht, oder —“

Eine vor die Brust gehaltene Pistole verdeutlichte dem Müller das weitere.

„Gnade, Gnade, ich will alles gestehen!“ stammelte er.

„So rede, wenn dir dein Leben lieb ist.“

Bitternd erzählte der Mehlmaier, daß er sich habe bestechen lassen, den Abzug der Truppen durch ein verabredetes telegraphisches Signal den Dänen anzuzeigen. Ein Schrei der Wut erscholl.

„Schießt ihn nieder, Hauptmann!“ rief man von allen Seiten.

„Erbarmen!“ heulte der Müller. „Die Dänen haben, ehe der Krieg anging, meinen Sohn, wie so manchen deutschen Jungen, fortgeschleppt; er — er dient als Soldat in der dänischen Armee — um feinetwillen ließ ich mich verführen. —“

„Was bedeutet das Zeichen an der Mühle da drüben?“

„Die Flügel jener drehen sich so lange, bis ihr abmarschirt seid, dann stehen sie still, und die meiner Mühle sollen sich drehen. Dies war das Zeichen für eine dritte Mühle weiter vorwärts, euren Marsch bis Sonderburg zu telegraphieren.“

„Man wird dafür sorgen, daß jene Mühle geht und deine still steht“, sagte der Jäger. „He, Feldwebel, gut, daß Sie kommen; schicken Sie gleich sechs Mann hierher, die in der Mühle bleiben. Sobald das Werk in Gang gesetzt werden sollte, wird der Müller erschossen.“

„Sehr wohl! Gehorsamst zu melden, Herr Hauptmann, daß in einer halben Stunde nach Düppel marschirt wird.“

„Hurra! Endlich!“ erscholl es im Kreise.

Nach einer halben Stunde, zwei Uhr nachts, wälzten sich die Angriffskolonnen behutjam auf der Straße zwischen den Knicks hin. Um vier Uhr morgens traf die bayrische Vorhut, welche in der Nähe der Küste den linken Flügel der Düppeler Schanzen umgehen sollte, auf die dänischen Vorposten und warf dieselben mit dem Bajonett zurück. Oberstleutnant von der Tann und Hauptmann Alboßer, wie sein Chef für das Drauflosgehen begeistert, befanden sich unter den ersten auf den Düppeler Schanzen. Die Bayern stürmten mutig hinan, und der Jägerhauptmann brauchte seine Leute nicht noch anzufeuern. Die Dänen ergriffen bald die Flucht und retteten sich über die Brücke nach Sonderburg. Das Kreuzfeuer aus der Festung und aus den Kanonenbooten vom Meere machte es leider unmöglich, den Feind weiter zu verfolgen.

Hartnäckiger widersetzten sich die Dänen den vom linken Flügel vordringenden sächsischen und kurhessischen Bataillonen. Kronprinz Albert von Sachsen erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch sein mannhaftes und zugleich leutseliges Benehmen die Liebe der Soldaten in hohem Grade. Nach erbittertem Kampfe behielt die deutsche Tapferkeit auch hier die Oberhand.

Aus allen Schanzen wurde der Feind seinem Brückenkopfe zugetrieben, und wer kann wissen, was dem freudigen Mut und Eifer der deutschen Kämpfer gelungen wäre, wenn man ihnen gestattet hätte, dem weichenden Feinde über die Brücke nachzudringen! Wären nur die Herren Diplomaten immer so geschickt und patriotisch wie die Truppen tapfer gewesen, dann hätte man den Dänen nicht die Möglichkeit gegeben, die Schanzen bei Düppel aufs neue — und in größerer Zahl und Stärke als vorher — wieder aufzurichten und mit

schwerem Geschütz zu versehen, so daß sie fünfzehn Jahre später noch einmal mit vielem Blutvergießen gestürmt werden mußten.

**Schlacht bei Kolding. Ein dänischer Husarenritt.** Mit Freude und doch mit jenem ehrgeizigen Neide, der jegliche gute Armee mit dem Wunsche beseelt, alles allein zu vollbringen, vernahm man im Hauptquartier die Eroberung der Düppeler Schanzen. Doch auch die Thatenlust im preußischen Heeressteile wurde befriedigt. Die schleswig-holsteinische Armee nahm am 20. April Kolding und erfocht gemeinschaftlich mit der Hauptarmee bei Kolding und bei Gudsoe (23. April und 7. Mai) rasch hintereinander zwei Siege. Das schleswig-holsteinische Kontingent, 14 Bataillone stark, erwarb sich in jenen Tagen unvergängliche Lorbeeren. Übrigens zeigten sich auch die Dänen hier wie anderwärts als nicht zu verachtende Feinde, wenn sie auch den Preußen und Holsteinern schließlich nicht gewachsen waren.

„Die Schleswig-Holsteiner haben die Schanze an der Storsmühle besetzt“, sagte der dänische General von Bülow, „seit heute früh sieben Uhr dauert der Angriff.“

„Herr General, gestatten Sie mir, die Schanze zu nehmen“, bat der dänische Husarenleutnant Karstenstiold, mit seinem prächtigen Schimmelhengst über die Deichsel eines ausgespannten Wagens, der zwischen seiner Eskadron und dem General stand, setzend. „Wir Husaren fürchten den Teufel selbst nicht und fliegen über jegliche Art von Knicks hinweg.“

„Wenn alle so beritten wären wie Sie“, meinte der General, den feurigen jungen Mann und sein edles Pferd mit Wohlgefallen betrachtend, „dann möchte ich die Möglichkeit, mit Husaren eine Schanze zu nehmen, nicht in Abrede stellen.“

„Herr General“, rief der Leutnant ungeduldig, „geben Sie Befehl, ich suche mir die richtigen Leute und Pferde aus, und wir kommen in die Schanze.“

Ein Adjutant jagte heran und brachte die Meldung, daß man der Schanze noch immer nicht Herr werde.

„So reitet meinetswegen, Leutnant, und versucht Euer Glück!“

In freudiger Erregung suchte der Leutnant sich die besten seiner Husaren aus. Da wollten alle von der Partie sein, aber den kundigen Blick auf das Gelände gerichtet, erkannte der Leutnant, daß die schlechteren Pferde bei dem Bergablaufen nur hindern würden. Man konnte nur mit den besten Tieren das Wagnis unternehmen. Bald war der Abhang erreicht, rasch trabten die Husaren bis in die Tirailleurlinie der dänischen Jäger vor, dann schwenkte Karstenstiold den Säbel, und in rasendem Lauf sprengten die Husaren auf die Schanze los. Aber so tollkühn die Dänen ritten, so kaltblütig erwarteten die Holsteiner den Angriff; erst auf fünfzehn Schritt gaben sie Feuer. Da stürzten Kopf und Mann und wälzten sich in blutigem Knäuel auf der Erde. Auch Karstenstiold stürzte, sein edles Tier war tot. Als er sich mühsam unter dem Leibe seines Pferdes hervorgearbeitet, befand er sich allein. Die meisten Husaren waren gefallen oder gefangen genommen; einige wenige, deren Pferde schon geworden und in der Richtung, von welcher sie durchgegangen, zurückgekehrt waren, erreichten die Eskadron wieder. Karstenstiold mußte suchen, längs der Chauffee zu Fuß zu den Seinen zurückzukommen. Keiner der Soldaten in der



Schanze legte die Büchse auf den feindlichen Offizier an; selbst der gemeine Mann achtete und bewunderte den Heldenmut des Feindes.

Bei Schilderung der Kriegseignisse in Schleswig-Holstein waren uns Aufzeichnungen eines Freundes zur Hand, welcher sowohl in der Artillerie als auch bei den Dragonern des Heeres der vereinigten Provinzen gedient hatte. Sein Tagebuch enthält mancherlei bemerkenswerte Züge und Schilderungen von Personen und Zuständen jener Zeit. Eine Episode aus der Reihe dieser Lebens- und Kriegsschilderungen geben wir unter der in jenem Tagebuche dafür gewählten Überschrift:

### Hans Peter, der Artillerist, und sein Tod.

„Heute“, so heißt es dort, „ereilte der Tod ein braves, biederes Herz — einen Kameraden von der schleswig-holsteinischen Armee, den wir schwer vermiffen werden, denn er war nicht bloß ein tapferer Soldat, sondern machte uns auch vielen Spaß durch seine ungeheure, schwerfällige Behaglichkeit und feinen — Appetit. So oft es anging, selbst mitten im heftigsten Feuer, sah man ihn fast nie anders, als mit einer mächtigen Butterstulle in der Hand und auf beiden Backen kauend. Wie sein Vatername war, habe ich nie erfahren, man hieß ihn überall nur Hans Peter. Er stand schon mit bei unsrer Batterie, als wir im Hafen von Eternförde mit dem „Christian VIII.“ ein Wörtlein redeten. Als das dänische Linienschiff uns seine erste volle Ladung mit den schweren Geschützen der ganzen Breitseite gab, so daß der Boden von den einschlagenden Kugeln tief aufgewühlt ward, schrie er, vor Vergnügen schmunzelnd: „Süh, dat is een ornlich Muul vull Klümpp (Klöße), nu Christian kriegst du wedder eenen“, dabei zielte er ganz ruhig und sicher und feuerte sein Geschütz ab. Jede kleine Pause, die bisweilen nötig wurde, um die wenigen Kanonen, die wir hatten, nicht zu sehr zu erhitzen, benutzte er, um sich aus seinem Buttertopf, den er vorsorglich in eine Ecke gestellt, ein mächtiges Butterbrot zu schmieren. Plötzlich traf eine Kugel den Wischer, den er in der Hand hielt, zerschmetterte denselben, so daß Hans Peter dabei zu Boden stürzte, und fuhr dann — in den Buttertopf, den sie in tausend Stücke riß. Als Hans Peter sich wieder aufrichtete, war sein erster Blick nach seinem Buttertopf, und als er sah, welcher Verlust ihn getroffen, war es auch mit seinem bis jetzt unerschütterlich gewesenen Gleichmut aus, denn er rief erzürnt: „Dee verfluchten Himmelhunde von Dänen, mie mienen schönen Bodderpott mit twee Pund frisch saltene Bodder intwei to scheeten, nu fall se oof dat Dunnerwadder holen“, und dabei richtete er das Geschütz so sicher, daß die Kugel mit einem Kernschuß das dänische Linienschiff traf. Als das Gefecht über die Mittagszeit fortbauerte, war Hans Peter sehr erboßt und meinte: „So väl Tied künn doch dadie über sinn, dat man ornlich sien Mittagsbrot äten künn.“ Auch die fürchterliche Explosion des „Christian VIII.“ erschütterte ihn nicht im mindesten, und er legte sein Stück Brot, welches er jetzt trocken verzehren mußte, während all des Betrachtes nicht aus der Hand. Einmal flog ihm ein Stück von einer abgeschossenen Lafette so stark an die Brust, daß er davon zu Boden geschmettert ward und wir ihn schon für tot hielten. Hans

Peter aber hatte Knochen, die einen Puff vertragen konnten; bald stand er wieder auf, knurrte verbrieft: „Dat die dat Dunnerwadder!“ — nahm einen Schlud Branntwein aus der Feldflasche und hantierte wieder bei seinem Geschütz. — Seinen größten Arger bildeten ein paar Berliner Freiwillige, die bei unsrer Batterie eingetreten waren und ihn durch ihr ewiges Schwätzen sehr genierten. „Wie dee Göße (Gänse) schnatert dat den ganzen Dag und weet nich, dat dee leew Heergott dat Muul tum Äten un nich tum Snacken maht hätt.“ Einmal, als wir in einem Bauernhause waren, malten ihm diese beiden Berliner, während er schlief, mit einer Holzfohle einen großen schwarzen Schnurrbart in sein rotes rundes Gesicht. Als er aufwachte und wir lachten, besah er sich im Spiegel und erriet sogleich die Thäter. Ruhig ging er auf sie zu, packte sie mit seinen riesigen Fäusten im Genick und stieß sie mit den Köpfen so heftig zusammen, daß jeder eine dicke braune und blaue Beule auf der Stirn bekam. „Heft jie dummen Jungs mie dat Muul swart maht, so will id juch dee Köp swart maken“, rief er mit komischem Ernste aus.

„Heute früh — nachdem er sich neuen Buttervorrat angeschafft — arbeitete er noch mit uns im heftigsten feindlichen Feuer, wiewohl ihn die unglückliche Stadt, die wir jetzt in Brand schießen sehen mußten, sehr dauerte, so daß er einmal über das andre sagte: „Dee schöne Stadt, nee, dee schöne Stadt, so meng Pund Tobak häb id mie dor koeft, un nu moet id see in Brand scheeten seihn, wie duurt mie dat.“ In einer Pause, während unsre Batterie neue Munition faßte, schmierte er sich wie gewöhnlich das soundsoviekte Butterbrot und zeigte mir dann mehmtig seine leere Butterdose mit den Worten: „Nu ist mien Bodder all, und dit dat letzte Bodderbrot, wat id mir schmeeren kann.“ Er hatte es kaum gegessen, da traf ihn eine dänische Stückugel in die Seite, so daß er heftig blutend niederstürzte. Wir wollten ihn forttragen. „Dat mie man ruhig liggen, mit Schleswig-Holstein is et ut un mit mie oof. Adjees.“ Mit diesen Worten drehte Hans Peter sich um und — war tot.

„Ja, er kann recht haben: mit Schleswig-Holstein ist es aus. Morgen, heißt es, wird Befehl zum Rückzuge gegeben werden, nachdem so mancher tapfere Kerl hier vor diesem verwünschten Neste ins Gras gebissen hat. Wir werden wieder ins Land zurückmarschieren, auf den Dörfern umherliegen und ich werde wieder, wie schon früher einmal, drei Wochen lang als Bedette in einem Storchnest sitzen müssen, um nach einem Feinde zu spähen, der sich nicht sehen läßt, täglich aus Langerweile zwei Pfund Tabak zu rauchen und nach der besseren Zukunft für die armen Herzogtümer auszuschaun, womit es aber etwas spät werden wird. Mittlerweile werden die großen Herren ein Waffenstillständchen schließen, welches nicht lange darauf in einen Frieden umgewandelt werden wird, und wir Freiwilligen können dann nur immer sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

Was unser Gewährsmann befürchtete, das ist eingetroffen. Wer jene Zeit nicht mit erlebt hat, kann sich keinen Begriff von der damaligen Ohnmacht Deutschlands machen. In allen Staaten vortreffliche Truppen, in allen Landen mächtige Begeisterung, überall Reden und Versammlungen, aber nirgend ein Mann, welcher dies schöne Material zusammenzuschweißen und zu verwerten

verstand. Noch fünfzehn Jahre vergingen, bis der deutsche Michel, durch die gewaltige Persönlichkeit eines weitschauenden und den rechten Augenblick kühn erfassenden Staatsmannes aufgerüttelt, sich zurecht fand und mit der Eroberung Schleswig-Holsteins dem erstaunten Europa zeigte, was es von einem geeinigten Deutschland zu erwarten habe.

#### Vor Fridericia.

Nach dem Falle von Kolbing zogen sich die Dänen gegen Fridericia zurück, und Brittniß rückte, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, bis nach Marhuus vor. Aber die Großmächte erhoben wiederum Einspruch gegen die Besetzung von Jütland durch die Preußen. Am 6. Juli unternahmen die Dänen, nachdem sie zur See heimlich Verstärkungen herangezogen hatten, mit überlegenen Kräften einen Ausfall aus Fridericia, überfielen die in einem weit ausgedehnten Halbkreise die Festung umlagernde schleswig-holsteinische Armee unter Bonin, welche von der Hauptarmee ohne jede Unterstützung so weit vorgeschoben war, und brachten sie in arge Bedrängnis.

Unterdessen hatten auch die Großmächte Europas ihre Schachpartie auf dem Felde der Diplomatie weitergespielt, und was auf dem Schlachtfelde gewonnen worden, ging nun Zug um Zug durch die Künste der Herren am grünen Tische wieder verloren. Preußen vermochte auch diesmal nicht, dem Andrängen der für Dänemark eintretenden fremden Regierungen zu widerstehen — es begann sich vom Schauplatze der schleswig-holsteinischen Wirren zurückzuziehen. Die Dänen aber benutzten die während der eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen eingetretene Pause, um sich an den „Insurgenten“, wie sie die Schleswig-Holsteiner nannten, durch einen nächtlichen Überfall unter Ny e für Eckernförde zu rächen. Derselbe verursachte dem schleswig-holsteinischen Heere einen Verlust von 3000 Mann und 28 Geschützen.

Rußlands und Englands Einschüchterungsversuche währten unter der Hand fort, und der Einfluß der Großmächte führte schließlich am 16. Juli 1849 zu einem zweiten Waffenstillstande, welchem bald ein noch schlimmerer Friede folgen sollte.

#### Waffenstillstand und Friede.

Vergebens weigerte sich die schleswig-holsteinische Statthalterschaft wie die Landesversammlung, die preußisch-dänischen Abmachungen anzuerkennen. Auch die ohnmächtige deutsche Reichsgewalt sprach ihr Wort und erklärte am 4. August die getroffene Übereinkunft für ungültig. Schleswig wurde während des Waffenstillstandes von einer „Landesverwaltung“ regiert, die aus einem Deutschen, einem Dänen und einem Engländer bestand, und erhielt in seiner nördlichen Hälfte schwedische, in der südlichen preußische Truppen zur Besatzung; Holstein blieb deutsches Bundesland.

Die Aussicht, daß sie bei dem endgültigen Friedensschluß sich selbst überlassen und dann einer noch schmähtlicheren Behandlung, als vorher, von seiten der Dänen ausgesetzt sein würden, feuerte die Schleswig-Holsteiner zu erneuten Anstrengungen an. Das kleine schleswig-holsteinische Heer hatte sich in seiner kriegerischen Tüchtigkeit schon im Feldzuge des Jahres 1849 bei vielen Gelegenheiten dem dänischen ebenbürtig gezeigt, und eifrig wurde jetzt die Neuaus-

rüstung und bessere Ausbildung desselben während des Waffenstillstandes vom Juli 1849 bis Juni 1850 betrieben, da alles dafür zu sprechen schien, daß die Herzogtümer bei einem abermaligen Ausbruche des Krieges voraussichtlich auf eignen Füßen würden stehen müssen. In dem großen Zeltlager bei Nendeburg, welches die Armee zu Anfang des Sommers 1850 bezog, wurde von früh bis spät exerciert, Felddienst geübt und geschossen.

Das Schleswig-holsteinische Heer zählte 1850 bei Beginn der Feindseligkeiten 20 Bataillone, 5 Jägercorps, 12 Eskadrons, 84 Geschütze, im ganzen 25 000 Mann in 5 Brigaden zu je 4 Bataillonen. Einen empfindlichen Verlust erlitt diese vom besten Mute besetzte Armee, als wenige Monate vor Eröffnung des Krieges in Folge der Abschwenkung Preußens der Schöpfer und Oberbefehlshaber derselben, General von Bonin, und sämtliche preußische Offiziere, insofern sie nicht in Schleswig-holsteinische Dienste übertreten wollten, von dem preußischen Kriegsministerium zurückberufen wurden.

Manche Veränderungen in der Organisation, welche der neu berufene, aus der preußischen Armee ausgetretene Befehlshaber, General von Willisen, kurz vor dem Kriege noch einführte, waren den Truppen ungewohnt und wirkten nicht günstig. Nach und nach gelang es zwar, das Heer bis auf nahezu 30 000 Mann zu verstärken, zu deren Führung eine Menge Offiziere von nah und fern herbeieilten. Bald schwanden jedoch die Hoffnungen dahin, welche die Schleswig-holsteinischen Freiheitskämpfer an die Person des neuen Oberbefehlshabers geknüpft hatten.

Das dänische Heer unter General von Krogh bestand bei diesem dritten Waffengange aus 32 Bataillonen, 19 Eskadrons, 96 Geschützen, im ganzen 38 000 Mann, eingeteilt in 2 Divisionen.

Als im Juni 1850 der Friede zwischen Preußen und Dänemark zu Berlin abgeschlossen war, demzufolge die preußischen Truppen Schleswig räumten, und nachdem die Schleswig-holsteinische Regierung vergebens gegen die Vergewaltigung durch einen Stärkeren und gegen die Nichtachtung alter Gerechtfame Einspruch erhoben hatte, rückte Willisen in Schleswig ein. Aber schon die ersten Zusammenstöße brachten denjenigen, welche von dem Heerführertalente dieses gelehrten Militärs große Erwartungen gehegt hatten, eine schwere Enttäuschung. Unter seiner Führung erlitt das Schleswig-holsteinische Heer am 25. Juli 1850 bei Idstedt unweit Schleswig eine empfindliche Niederlage, und es mußte wieder bis hinter die Eider zurückgehen. Da erschien das Londoner Protokoll vom 2. August und verkündete den Willen der Großmächte: England, Rußland, Frankreich, Schweden erklärten sich für den dänischen Einheitsstaat; Oesterreich hatte das Abkommen mit unterzeichnet, vorbehaltlich der Rechte des damals noch nicht wieder zu neuem Scheinleben aufgewachten Deutschen Bundes.

Dieses Verfügungen über ein deutsches Land, ohne die Wünsche der Bevölkerung zu berücksichtigen, brachte die Patrioten in den deutschen Nordmarken zur Verzweiflung. Sie waren entschlossen, lieber den Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, als sich der dänischen Willkür zu unterwerfen. Doch auch Willisens Nachfolger, General von Horst, konnte trotz der Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner bei Friedrichstadt und Missunde Schleswig nicht zurückgewinnen.

Unterdessen hatte Oesterreich über seine Widersacher in Italien und Ungarn

triumphiert und verlangte nun danach, sein verlorenes Ansehen auch „im Reiche“ wiederherzustellen. Es verweigerte dem kleinen Bundesglied im Norden das Recht, über sich selbst zu verfügen und seine Selbständigkeit zu wahren. Als die Schleswig-Holsteiner jedoch darauf bestanden, die Gestaltung ihrer Zukunft selber in die Hand zu nehmen, blieb es nicht bei Einschüchterungsversuchen. Preußen, auf dessen entschlossenes Eintreten zu gunsten der schleswig-holsteinischen Sache man hier und da immer noch gerechnet hatte, zeigte sich in der folgenden Konferenz zu Olmütz nachgiebig bis zur Schwäche, und der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg brachte den preussischen Kollegen von Mantaußel dahin, einer Entwaffnung der Herzogtümer zuzustimmen. Demzufolge erschienen österreichische Truppen an den Gestaden der Ostsee und besetzten das deutsche Bundesland Holstein. Die schleswig-holsteinische Armee wurde aufgelöst, viele ihrer Offiziere trugen ihren deutschen Jorn über den Ozean und nahmen Dienste in Brasilien oder bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie sich später mehrfach auszeichneten. Die fortan mit Dänemark einen Gesamtstaat bildenden Herzogtümer wurden den Dänen mit gebundenen Händen überliefert. In dem jetzt von allen Großmächten unterzeichneten „Londaner Protokoll“ wurden, um alle Erbstreitigkeiten zu beseitigen, der Prinz Christian von Sonderburg-Glücksburg und seine männlichen Nachkommen als Thronfolger der dänischen Gesamtmonarchie anerkannt.

Dänemark konnte mit Recht über die Schwäche des Deutschen Bundes frohlocken; war ihm doch, allen gegebenen Versprechungen und den abgeschlossenen Verträgen zum Hohn, nun gestattet, in Schleswig-Holstein die alte Willkürherrschaft fortzusetzen. Aber der Tag der Vergeltung sollte kommen. Preußen hatte diesmal unter der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse Österreich nachgegeben. Aber es sollte nicht gar so lange wahren, bis die schleswig-holsteinische Frage zum dritten Male auf der Tagesordnung erschien, und nunmehr Österreich von Preußen gezwungen wurde, mit seinen eignen Bajonetten bei der Rückeroberung der beiden deutschen Herzogtümer zu helfen.





Auf den Barrikaden.

Ein st geschieht's, da wird die Schmach  
Seines Volks der Herr zerbrechen;  
Der auf Leipziger Feldern sprach,  
Wird im Donner wieder sprechen.

Schlage, schlage dem empor,  
Kür'rungsalut des Westenbrandes!  
Steig' als Rhönig draus hervor,  
Kaiseraar des deutschen Landes!

## Bürgerliche Wirren in Deutschland.

Es stand nicht zu erwarten, daß die Ideen und Wünsche der Unzufriedenen in Deutschland, welche womöglich über Nacht nicht nur die vorhandenen Übelstände hinweggeräumt sehen, sondern mit allen politischen und wirtschaftlichen Überlieferungen der Vergangenheit brechen wollten, sich so bald verwirklichen würden. Die Macht und das Ansehen der angestammten Fürstenthümer hat zu tiefe Wurzeln im deutschen Volke geschlagen, als daß sich die monarchische Staatsform so leicht hin hätte beiseite schieben lassen, selbst da, wo die Kleinstaatenwirtschaft im grellsten Gegensatz zu den nationalen Forderungen des Volkes sich befand und in jeder Weise dem Geiste der Zeit widerstrebte.

**Folgen des 18. März 1848 in Berlin.** Als die Kunde von den Pariser Ereignissen in Preußens Hauptstadt anlangte, waren, wie schon erwähnt, auch in Berlin die Flammen der Empörung ausgebrochen. Während des 18. März wehte auf mehr als 200 Barrikaden die schwarz-rot-goldene Fahne. Unter dumpfem Sturmläuten aller Glocken knatterten die ganze Nacht hindurch die Gewehre, und es wurde an vielen Stellen mit Erbitterung gekämpft. Friedrich Wilhelm IV. that zuletzt weiterem Blutvergießen Einhalt, indem er den Befehl zum Rückzug der Truppen gab; er erlaubte, daß eine Bürgerwehr errichtet wurde, erließ eine allgemeine Amnestie und verhiess freisinnige Einrichtungen. Eine Zeitlang schien es fast, als gehe der König damit um, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Aber Rußlands jeder freien Regung feindlicher Einfluß zeigte sich mehr als je thätig und übermächtig, und schließlich geriet der überaus gewissenhafte Monarch in Zwiespalt mit sich selbst. Neue Ausschreitungen des Berliner Pöbels, welcher sich in jenen Tagen am wohlsten zu fühlen schien, wenn es drunter und drüber ging, bestärkten den König in seinen Bedenken.

Unverbesserliche Umsturz männer stürmten und plünderten am 15. Juni das Zeughaus. Die Kopf- und Halslosigkeit der Behörden ermutigte die aufgeregten Massen, immer weiter zu gehen in ihren Ausschreitungen und in ihren Forderungen. Das Verlangen nach Aufhebung aller Standesunterschiede, die Errichtung einer Republik und andre Hirngespinnste der Kommunisten und selbstjüchtiger Volksbeglücker verdrängten die vernünftigeren Vorschläge der wahrhaft freisinnigen Männer, welche von der trunkenen Menge mit Messer und Strick bedroht wurden. Jetzt war die Geduld des Monarchen, der sich nach Potsdam zurückgezogen hatte, erschöpft. General von Wrangel, zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt, besetzte Berlin mit den soeben aus Schleswig siegreich zurückgekehrten Truppen und verhängte den Belagerungszustand über die Hauptstadt. Zuletzt erfolgte die Auflösung der Bürgerwehr, die allgemeine Entwaffnung, sowie das Verbot aller politischen Vereinigungen. Aber alle diese Maßnahmen wurden von dem volkstümlichen alten Soldaten auf so rücksichtsvolle Weise getroffen, daß schließlich doch Ruhe in die Gemüter einkehrte.

**Verkündigung der Verfassung.** Am 5. Dezember fand, nachdem in monatelangen Beratungen eine Einigung zwischen dem Landtage und den Vertretern der Krone nicht zu erzielen gewesen war, die Verkündigung der oktroyierten, d. h. vom Könige aus eigener Machtvollkommenheit dem Lande verliehenen Verfassung statt, welche zwar manche Wünsche der fortschrittlichen Liberalen unerfüllt ließ, aber doch mit dem altpreussischen Ständewesen brach und Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten einführte.

Währenddessen war es am Sitze der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. nicht viel besser hergegangen als in Berlin. Die schlimme Wendung, welche die Dinge in Schleswig-Holstein genommen, und die unliebsame Rolle, welche Preußen dabei gespielt hatte, mußte in allen Teilen Deutschlands große Aufregung hervorrufen; ganz besonders galt die Entrüstung dem sogenannten

„Altpreußentum“ und den Vertretern desselben, den sogenannten „Junkern“. Unter dem Einfluß dieser preußenfeindlichen Strömung hatte das Frankfurter Parlament, auf dessen Autorität bei Abschluß der Waffenruhe nicht die geringste Rücksicht genommen worden war, am 5. September auf den Antrag des bewährten Patrioten Dahlmann mit einer allerdings nur geringen Mehrheit den Beschluß gefaßt, den Waffenstillstand als ungültig anzusehen und die Feindseligkeiten fortzusetzen. Das bisherige Reichsministerium trat in Folge dieses Beschlusses zurück; mit der Bildung einer neuen Regierung wurde Dahlmann beauftragt, der sich jedoch vergebens bemühte, eine solche zustandzubringen. Die früheren Minister blieben daher vorläufig im Amte, und die Nationalversammlung sah sich genötigt, ihren Beschluß betreffs des Waffenstillstandes dahin zu ändern, „daß die Vollziehung desselben nicht zu hindern, aber die Reichsregierung aufzufordern sei, auf eine Änderung des Vertrages hinzuwirken.“ Das geschah am 16. September. Die Partei der Mißvergnügten innerhalb und außerhalb des Parlaments ließ jetzt ihrem Animate freien Lauf. Sie erregte in Frankfurt selbst einen Aufstand und rief auch in der weiteren Umgebung das Volk zu den Waffen. Überall, auf den Straßen und in den Wirtshäusern, ward heftig hin und her gestritten. Zuletzt erhobte man sich zum Äußersten: in einer großen Volksversammlung wurde Sprengung der Nationalversammlung, Ausrufung der Republik und Einsetzung einer Revolutionsregierung verabredet. Das Reichsministerium, von der drohenden Gefahr unterrichtet, berief am 18. September einige Bataillone Preußen und Österreicher von Mainz, sowie heßische Truppen aus Darmstadt nach Frankfurt; diese schützten den Eingang zur Paulskirche und verjagten den Pöbel von den in den Straßen errichteten Barrikaden.

**Ermordung des Generals von Auerwald und des Fürsten Siginowsky.** Eine Rotte Barrikadenhelden, vielleicht kurz vorher erst vor den anrückenden Truppen davongelaufen, ließ nun ihre Wut an zwei preußischen Abgeordneten zur Nationalversammlung, dem General von Auerwald und dem Fürsten Siginowsky, aus, welche überfallen und unter den schändlichsten Mißhandlungen niedergemetzelt wurden. Alle besonnenen Leute sagten sich daraufhin von der äußersten Partei, den sogenannten „Radikalen“, los. Weitere Aufstände und blutige Tumulte brachen an verschiedenen Orten aus, so auch in der österreichischen Hauptstadt, wo das Einschreiten des Militärs als einzige Rettung erschien. Wir kommen darauf später noch zurück; hier sei nur erzählt, daß vom Frankfurter Parlament zwei der angesehensten und beliebtesten Abgeordneten, der redfertige Robert Blum und der vielthätige Julius Fröbel, nach Wien abgesendet wurden, um dort eine Vermittelung zu versuchen.

**Die Erschießung Robert Blums.** Die Auflösung der bürgerlichen Ordnung hatte aber in der österreichischen Hauptstadt schon in einem Grade um sich gegriffen, daß die beiden Sendboten nichts ausrichten konnten. Es blieb ihnen nur die Wahl übrig, umzukehren — wenn der kaiserliche Generalissimus, welcher Wien mit seinen Truppen umstellt hielt, sie überhaupt ziehen ließ — oder an der Spitze der aufständischen Volksmenge ihr Heil zu versuchen. Zu



vermitteln gab es nichts mehr. Der kaiserliche Oberbefehlshaber Fürst Windischgrätz verlangte Unterwerfung der Hauptstadt und hielt an dem Auftrage fest, die Ordnung um jeden Preis herzustellen. Robert Blum trat nun als Hauptmann an die Spitze einer Abteilung der Nationalgarde Wiens. Als solchem ward ihm nach dem Siege der kaiserlichen Truppen, und nachdem Wien gestürmt worden war, vor dem Kriegsgericht der Prozeß gemacht und dabei auf seine Eigenschaft als Abgeordneter der Nationalversammlung zu Frankfurt die geringste Rücksicht genommen. Er fiel als eines der am meisten beklagten Opfer jener „tollen“ Zeit. Ganz Deutschland erschreckte dieser Fall, der anderseits aber auch zeigte, daß die Regierung sich wieder ermannt hatte. Am höchsten gingen natürlicherweise die Wogen der Erregung in Frankfurt a. M.

In der unpraktischen Art und Weise, wie man den Wiederaufbau des neuen Reiches begonnen oder vielmehr versucht hatte, sowie in der langsamen Durchberatung und Einkleidung einer grundlegenden Verfassung zeigten sich so recht die verhängnisvollen Nachwehen der langjährigen Niederhaltung des öffentlichen Geistes; stets waren ja die Staatsbürger behindert worden, ihre ur-eigensten Interessen selbst wahrzunehmen und zu fördern.

Die Stellung des Reichsverwesers, dessen Parteilosigkeit, weil er ein österreichischer Prinz war, vielfach angefochten ward, hatte sich unter den geschilderten mißlichen Umständen nicht bessern können; sie erschien im Gegenteil noch viel ohnmächtiger als die der letzten deutschen Kaiser. Kein Wunder! Erzherzog Johann standen ja solche Kräfte und Mittel, die einem Regenten wirklichen Rückhalt geben, nicht zu Gebote, er vermochte die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments schlechterdings nur dann durchzuführen, wenn die Einzelstaaten und ihre Regierungen für ihren Teil damit einverstanden waren. Zwar hatte der Reichskriegsminister an sämtliche Bundesstruppen den Befehl erlassen, dem Reichsverweser schon am 6. August durch Paraden und Hochrufe zu huldigen; aber fast nirgends außer in einigen Kleinstaaten war man dieser Weisung nachgekommen. Die wirkliche Macht, der Heeresbefehl über die Truppen aller größeren Staaten, war ausschließlich in der Hand ihrer Souveräne verblieben.

Das Jahr ging zu Ende. Kostbare Zeit hatte das Parlament mit Feststellung der „deutschen Grundrechte,“ die ohne Reichsverfassung sozusagen in der Luft schwebten, vergeudet. Vieles von dem Erträumten oder bereits Errungenen war durch Versäumung des rechten Augenblicks oder durch Überstürzung und Thorheit wieder verloren oder in Frage gestellt worden. Die Reichsversammlung hatte endlich nach großem Rede- und Müheaufwand Ende 1848 die Feststellung der deutschen Grundrechte fertig gebracht. Osterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Sachsen lehnten aber deren Annahme ab. — Eine neue Frage tauchte jetzt auf, welche die bisherige Mehrheit in der Reichsversammlung in die sogenannte „großdeutsche Partei“, die nicht von Osterreich lassen wollte, und in die „kleindeutsche Partei“ spaltete, welche letztere alles Heil von Preußen erwartete. Osterreich hatte die ungetrennte Einheit aller

seiner Länder erklärt; entweder mußte man den Kaiserstaat in seiner Gesamtheit, also einschließlich Ungarns und der polnischen und italienischen Gebiete u. s. w., in das neu zu gründende Deutsche Reich aufnehmen, oder ein Deutschland ohne Österreich ins Auge fassen. Darüber entspann sich ein neuer leidenschaftlicher Meinungs- und Redekampf.

Die Frage wegen Österreichs Verbleiben im neuen Bunde spaltete die bisherige Mehrheit der Reichsversammlung immer mehr; immer feindseliger begegneten sich die Mitglieder der „großdeutschen“ und der „kleindeutschen“ Partei. Da man Österreich mit all den fremden habsburgischen Kronländern nicht in das neue Deutsche Reich aufnehmen wollte, so blieb nur die Bildung eines deutschen Staatswesens ohne Österreich übrig, also auch ohne die deutsch-österreichischen Provinzen mit ihrer deutsch redenden und deutsch denkenden und fühlenden Bevölkerung.

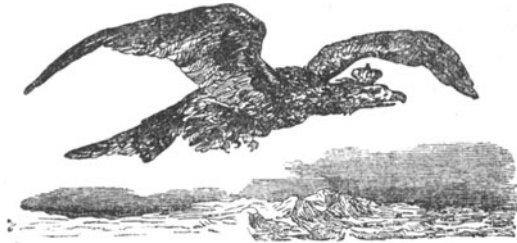
**Zustandekommen der Reichsverfassung.** Dieser unleidliche Zustand der Dinge wirbelte eine Menge Staub auf und verursachte täglich neuen leidenschaftlichen Streit und Hader. So kam es, daß erst in den Tagen vom 13. bis 25. Januar 1849 die Hauptaufgabe der Nationalversammlung, die Reichsverfassung, zustandegebracht wurde — freilich nur auf dem Wege des Kompromisses und mittels der widernatürlichsten gegenseitigen Zugeständnisse zwischen den Parteien, und trotzdem nur mit vier Stimmen Mehrheit! Die neue Verfassung enthielt 197 Paragraphen in sieben Hauptartikeln, welche das Reich, die Reichsgewalt, das Reichsoberhaupt, den Reichstag, das Reichsgericht, die Grundrechte des deutschen Volkes, die Verfassungsgewähr u. s. w. betrafen.

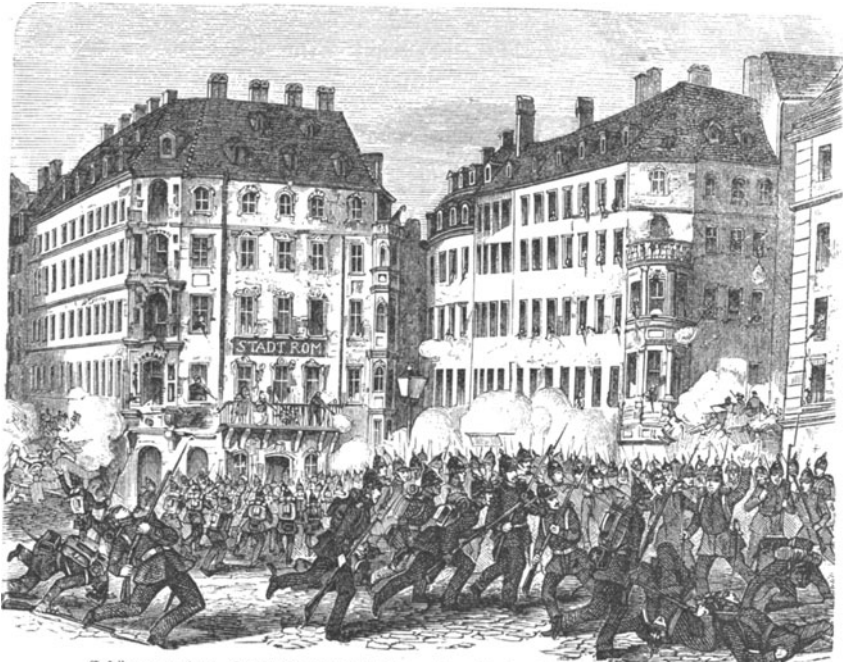
Die neue Reichsverfassung war also fertig — aber nur auf dem Papier. Zu ihrer Durchführung fehlte es dem Frankfurter Parlament an der ersten und wichtigsten Voraussetzung: an der Macht, seinen Beschlüssen überall in den deutschen Landen auch da Geltung zu verschaffen, wo man denselben ablehnend und widerstrebend gegenüberstand. Der günstige Augenblick, wo ein schnell entschlossen zustandegebrachtes Verfassungswerk allenfalls Aussicht auf Verwirklichung gehabt hätte, war längst vorüber, er war über all dem unfruchtbaren Streiten um nebenfällige und fernab von dem Hauptzweck liegende Dinge unwiederbringlich versäumt worden. Eine herbe Enttäuschung wartete der Männer, welche in aufrichtiger Begeisterung für die von ihnen vertretene Sache den Glauben an den friedlichen Sieg derselben noch nicht aufgegeben hatten.

Nachdem der Streit wegen Österreichs Aufnahme in den neuen Bund durch das Übereinkommen scheinbar beigelegt war, einen Deutschen Bund ohne Österreich zu gründen, mit dem Kaiserstaate aber ein Schutz- und Trugbündnis auf ewige Zeiten zu schließen, wurde zum Oberhaupte des Bundes mit 290 gegen 248 Stimmen der König von Preußen, als erblicher Kaiser von Deutschland, gewählt. Eine Gesandtschaft von 34 Abgeordneten, zu der außer dem Präsidenten der Nationalversammlung, Eduard Simson, unter andern auch Arndt, Dahlmann, Friedrich von Raumer und Coiron gehörten, be-

gab sich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm IV. im Namen der Volksvertretung der deutschen Nation die Kaiserkrone anzubieten.

**Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.** Am 2. April traf die Abordnung aus Frankfurt unter dem jubelnden Zuruf der Bevölkerung in Berlin ein und wurde am folgenden Tage vom König im Rittersaale des Schlosses empfangen. Aber anders als die Mitglieder der Kaiserdeputation und mit ihnen Hunderttausende von Gleichgesinnten in allen Teilen des deutschen Vaterlandes erwartet und gehofft hatten, fiel die Entscheidung des Monarchen aus. Friedrich Wilhelm IV. verkündete den Abgesandten als seine feste Entschließung, daß er die Krone — ablehne, weil er dem Parlament allein nicht das Recht zusprechen könne, über die Reichskrone zu verfügen. Durch diese Abweisung wurde die Nationalversammlung in ihrem Lebensnerv getroffen. Der Beschluß, die Kaiserkrone nunmehr dem Fürsten desjenigen Staates zuzusprechen, der unter den in der Nationalversammlung vertretenen die meisten deutschen Unterthanen zählte, zeigte bereits, daß diejenigen, die ihm zustimmten, nicht mehr von ruhiger Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse sich leiten ließen. Ein deutsches Kaisertum mit Ausschluß Österreichs und gegen den ausgesprochenen Willen der maßgebenden Gewalt in Preußen war an sich ein Unding und konnte, wenn seine Verwirklichung trotzdem im Ernst versucht wurde, nur zu Gewaltmaregeln führen. Mit diesem Beschluß war Preußen seitens der Nationalversammlung gewissermaßen der Fehdehandschuh hingeworfen!





Erfürmung der „Stadt Rom“ und Befegung der Großen Frauenstraße in Dresden.

Den trifft Leid und schwere Not,  
 Der verachtet gute Lehr'.  
 Rieh das Schwert nicht ohne Not,  
 Sted' es ein nicht ohne Ehr'.  
 Alter Hauspruch.

## Preußen gegen die Umsturzbelegung.

Das Scheitern der Hoffnungen, welche man auf die Beratungen des Frankfurter Parlaments gesetzt hatte, rief auf der einen Seite Mut- und Ratlosigkeit hervor, auf der andern Seite reizte es die äußerste Partei von neuem zu verwegenen Schritten. Preußen schien sich allerdings zu einem Versuche anschicken zu wollen, die Lösung der unerfüllt gebliebenen Aufgabe, die deutsche Einigung herbeizuführen, in die Hand zu nehmen. Aber ein rechtes Vertrauen zu Preußens Willen und Geschick, zu seiner Kraft, Entschlossenheit und Macht war damals nirgendwo in Deutschland vorhanden; die Wege, auf welchen die besten Männer aller Parteien, Gelehrte und Professoren, besonnene Liberale und entschiedene Fortschrittsteute und Heißsporne die Einigung Deutschlands hatten verwirklichen wollen, hatten nicht zum Ziele geführt, und niemand vermochte schon damals vorherzusehen, auf welchem andern Wege schließlich dennoch unter Preußens Führung das Ziel erreicht werden sollte. Einstweilen fiel Preußen die Aufgabe zu, im Innern Deutschlands die vielfach gestörte Ord-

nung und die Achtung vor dem Gesetz wiederherzustellen. In der Pfalz, in Baden und in Dresden waren neue Aufstände zu gunsten der Reichsverfassung ausgebrochen, und indem preußische Truppen bei der Niederwerfung dieser Aufstände mitwirkten, wurde der Anschein erweckt und von den Gegnern Preußens geflüchtig genährt, als ob Preußen den Reichsgedanken und den Versuch seiner Verwirklichung sogar mit Waffengewalt bekämpfe.

Ein schon im Jahre 1848 in der preußischen Monarchie selbst, und zwar in der Provinz Posen ausgebrochener Aufstand hatte seine besonderen Ursachen gehabt. Die allgemeine Bewegung der Revolutionsjahre hatte auch die polnische Bevölkerung ergriffen und die schlummernde Erinnerung an die einstige Selbstständigkeit des Polenreichs wieder wachgerufen. Von fanatischen Geistlichen angefeuert, von heruntergekommenen Edelleuten geführt, war das polnische Landvolk der Provinz Posen mit Büchsen und gerade aufgerichteten geschliffenen Säbellen, den alten Waffen der polnischen Kossakerei, in die verschanzten Lager zu Zions, Miłosław, Wreschen und Schroda geeilt. Erst nachdem die Aufständischen von den preußischen Kolonnen unter General von Wedell und Brandt gegen die russische Grenze gedrängt worden waren, wo Kosaken ihnen entgegentraten und den Übertritt wehrten, streckten sie die Waffen. Leider benutzten später die Führer der Bewegung die durch eine allgemeine Begnadigung ihnen wieder geschenkte Freiheit, um an andern Orten die Leitung des Widerstandes gegen die preußische Regierung in die Hand zu nehmen, so insbesondere Mirosławski, der bald danach an der Spitze des badischen Aufstands wiederholt im Kampfe gegen preußische Truppen stand.

Einzelne Ruhestörungen in Düsseldorf und andern rheinischen Städten hatten nur geringe Bedeutung und wurden ohne größeres Blutvergießen schnell unterdrückt.

Zur Mitwirkung bei der Wiederaufrichtung der Ordnung und Herrschaft des Gesetzes auch außerhalb der preußischen Landesgrenzen, in Sachsen, in Baden und in der Pfalz, war Preußen vornehmlich deshalb berufen, weil im Gegensatz zu den süddeutschen Truppen die militärische Disziplin und die soldatische Pflichttreue im preußischen Heere niemals geschwankt hatte. Getreu der guten altpreußischen Überlieferung war hier der Soldat nichts als Soldat, und unbedingt und überall konnten sich die Führer auf jeden Mann ihrer Truppe verlassen.

**Niederwerfung des Aufstandes in Dresden.** Seit der Erschießung Robert Blums hatte sich in Dresden und in andern Teilen Sachsens der Geist der Auflehnung in bedenklicher Weise bemerkbar gemacht. Dresden war der Mittelpunkt der Bestrebungen jener, welche vor den äußersten Gewaltthätigkeiten nicht zurückschreckten, und die Wortführer der Umsturzpartei fanden um so leichter Gehör bei den Massen, weil diese sich um das von den Agitatoren zur Schau getragene schwarz-rot-goldene Reichsbanner zu scharen glaubten, hinter dem sich in Wirklichkeit aber nur die rote Fahne der Revolution verbarg. In der schönen Elbstadt ward also der Aufstand „für die bedrohte Reichsverfassung“ organisiert, und ein energischer Mann, der russische Flüchtling Bakunin, leitete hier die Verteidigungsanstalten, als die Preußen zur Verhütung weiteren Un-

heils in Sachsen einmarschierten. Ein erbitterter Kampf wurde in den Straßen der sächsischen Hauptstadt vom 6. bis 9. Mai geführt. Preussische und sächsische Truppen befreiten die Bevölkerung von dem auf ihr lastenden Drucke, und Sachsens König, Friedrich August, der nach der Felsenfestung Königstein geflüchtet war, kehrte unter dem Schutze der Bajonette wieder in seine Residenz zurück.

**Die Preußen in Baden.** Schon in den Tagen nach der Pariser Februarrevolution hatte sich der Bevölkerung Badens eine erregte Stimmung bemächtigt, die nichts Gutes erwarten ließ. Längst waren hier die politischen Gegensätze in großer Schärfe hervorgetreten, und wiederholt hatten republikanische Bewegungen mit Waffengewalt unterdrückt werden müssen. Als dies gelungen schien es eine Zeitlang, zumal es der freisinnigen Regierung nicht an gutem Willen gebrach, in eine neue Bahn einzulenken, daß der Einfluß der besonnenen Leute die jugendlichen Heißsporne von neuen Putzchen zurückzuhalten vermöchte, wobei die alten Liberalen Wassermann, Welfer, Matthij u. a. die Regierung nach Kräften unterstützten. Die bethörte Menge wandte sich aber von diesen wohlmeinenden Männern ab und schalt die bewährten Vorkämpfer Verräther.

Die Bürger der Städte, durch die schnell einander folgenden Ereignisse und politischen Aufregungen in einen gefährlichen Bewegungstau mel hineingerissen, bewiesen nur geringe Anhänglichkeit an die Regierung, und auch bei den Landbewohnern, die über ungerechten Steuerdruck klagten, zeigten sich republikanische Regungen.

Statt das Volk zu belehren, nährten einige Zeitungen sowie Brand- und Flugschriften aller Art die Volksleidenschaften nur noch geflüchtlicher; Leute, die nichts zu verlieren hatten, stachelten die bethörten Massen unausgesetzt auf. Verföhler, nicht Föhler, stellten dem Volke alles nur denkbare Heil nach Einführung der Republik in Aussicht und gewöhnten die große Menge an den Glauben, daß es nur entschlossener Thaten bedürfe, um bessere Zustände im Sinne der Mißvergnügten herbeizuföhren, was zur Folge hatte, daß in der Bevölkerung die Neigung zu Putzchen und Aufständen immer wieder hervortrat. Aus dieser Haltung des Volkes erklärt es sich, daß ein anfänglich nur vereinzelter, von der Regierung nicht rechtzeitig mit rücksichtsloser Gewalt unterdrückter Soldatenkrawall in Rastatt durch Überraschung einen allgemeinen Umsturz herbeizuföhren konnte.

Wie bereits erzählt, hatte eine Lockerung der Disziplin in der badischen Armee stattgefunden. Niemand mochte aber die Ordnung in einem solchen Grade für gelöst halten, um an die Möglichkeit einer Zersekung zu glauben, die in Wirklichkeit den ganzen Truppenkörper zur Auflösung brachte. Darin eben bestand die Überraschung. Infolge des in Rastatt gelungenen Putzches verbrüdeten sich die Truppen auch an andern Orten mit den Volkswehren; bloß ein Teil des Militärs, voran das Offizierskorps, hielt an dem geleisteten Schwur der Treue fest. In Rastatt aber erreichte die Zuchtlosigkeit den höchsten Grad. Immerhin hätte sich durch rechtzeitiges entschlossenes Vorgehen der Regierung weiterem Unheil wohl vorbeugen lassen. Dem menschenfreundlichen Sinne des Landesherrn widerstrebte jedoch die Anwendung äußerster Strenge,

obgleich solche unerlässlich war, um den unbotmäßigen Sinn des Militärs zu brechen und die bewaffnete Macht zu Zucht und Gehorsam zurückzuführen. Statt die Ausschreitungen der Parteiführer durch die Mittel, welche das Gesetz an die Hand gab, zu unterdrücken, zeigten die Männer, welchen der Landesherr die Zügel der Regierung anvertraut hatte, eine in diesem Falle übel angebrachte Nachgiebigkeit und glaubten durch Zuwarten der von ihnen vertretenen Sache zu nützen. Damit brachten sie indessen das Staatsschiff nicht aus der gefährlichen Brandung in einen Sicherheit bietenden Hafen, vielmehr geriet gerade durch die Unentschlossenheit der Regierung schließlich der ganze Staatsbau ins Schwanken.

Das Signal zum Aufstande in der Pfalz gab das sehr unsichere Verhalten der badischen Regierung, indem dieselbe für das Reichsgrundgesetz einstehe zu müssen glaubte. Selbst der Spießbürger der Residenz geriet in Harnisch, als er sah, wie das Reichsparlament seine eigne Auflösung vorbereitete; auch ihm dünkte, daß nur noch in der Verkündigung der Republik das Heil zu finden sei. Der Unmut über das Scheitern der vaterländischen Hoffnungen reizte die äußerste Partei von neuem zu verwegenen Schritten, und sie trat bald mit ihren Absichten entschiedener hervor. Am 13. Mai erbrach und plünderte der Pöbel das Zeughaus zu Karlsruhe, und die Soldateska verbrüderte sich hier wie an andern Orten mit den Volksmassen. Mehrere Offiziere küßten während des Straßenkampfes ihre Pflichttreue mit dem Leben. Der Großherzog flüchtete bei Nacht und rettete sich unter den Schutz der Kanonen von Germersheim. Am Morgen darauf zogen sämtliche treugebliebene Offiziere und ein Teil der Artillerie von dannen.

Die Greuel des Bürgerkrieges verbreiteten sich jetzt über ganz Baden. Auch nach Hessen und Württemberg trugen die Apostel des Umsturzes die Fackel des Aufruhrs. Die Bergstraße und die benachbarten Teile der Pfalz, wo die Umsturzmänner gleichfalls kurze Siegesrausche feierten, wurden zunächst durch die treu gebliebenen großherzoglich hessischen Truppen besetzt, die sich wacker mit den Aufständischen herumschlügen. Inzwischen verbreiteten unheilverkündende Beschlüsse von Volksversammlungen Schrecken unter den wenigen Verständigen, welche noch offen und laut gegen die Zerrüttung aller bürgerlichen Zustände aufzutreten wagten. Kaum vermochte der Advokat Brentano, der an der Spitze der Volksvereine stand, die sofortige Ausführung der Republik zu verhindern — im Grunde war es ihm auch nur um eine Vertagung zu thun. Die Einsetzung eines „Landesausschusses“ beruhigte einigermassen; Brentano trat an die Spitze der Regierung Badens und berief zunächst eine „konstituierende Versammlung“ (10. Juni), welche freilich zu einem guten Teile aus Leuten bestand, die wenig Vertrauen verdienten. Den Führern der zur Herrschaft gelangten äußersten Linken fehlte es fast allerorten sowohl an richtiger Auffassung der Bürgerpflichten, als an fruchtbaren, in gesundem Boden wurzelnden Ideen überhaupt. An Unterordnung zum Heile des großen Ganzen dachte keiner jener Helden des Tages.

Der Prinz von Preußen in Baden. Die deutsche Bewegung, auf blutigen Bahnen angelangt, konnte nun, so verheißungsvoll sie begonnen, nur noch ein

Ende mit Schrecken nehmen. Abenteurer aus Frankreich, Ungarn und Polen waren nach dem südwestlichen Deutschland geströmt, und die schnell erregbare, leicht empfängliche wehrhafte jüngere Welt von 18 bis 30 Jahren wurde durch ein allgemeines Aufgebot zu den Waffen gerufen; aber nur ein kleiner Teil beeilte sich, dem Rufe zur „Rettung des Vaterlandes“ nachzukommen. Eilends wurden die Zeughäuser entleert und „Kriegs- und Zivilkommissare“ mit Vollmachten ausgerüstet. Das hessische Militär ließ sich jedoch nicht fördern, und deswegen konnte auch dort nicht wie im badischen ein ehemaliger Leutnant Sigel urplötzlich zum General emporsteigen. Das Avancement in der badischen aufständischen Armee war in letzter Zeit überhaupt recht schnell von statten gegangen. Mancher, der noch vor kurzem Korporal gewesen, sah sich plötzlich als Hauptmann an der Spitze einer Kompanie „freier deutscher Männer“.

Die hessischen „Fürstentknechte“ — so nannte man damals alle Soldaten, die ihren Schwur der Treue hielten — trieben zwar am 30. Mai die nach der Bergstraße vorgedrungenen Freischaren von Heppenheim bis Heidelberg zurück. Aber auf die Dauer wären sie der Übermacht der Aufständischen doch nicht gewachsen gewesen. In ihrer Bedrängnis wandten sich deshalb der Großherzog von Baden und die Regierungen der vom Umsturz zunächst bedrohten Nachbarlande an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und baten um Hilfe. Preußischerseits wurde als Gegenleistung die Zusage verlangt, daß nach Wiederherstellung der Ordnung nicht Ministerien eingesetzt würden, welche der Regierung Preußens feindlich gesinnt seien. Nachdem dies versprochen worden war, erteilte König Friedrich Wilhelm IV. die Zusicherung seines Beistandes.

Am 8. Juni ernannte der König seinen Bruder Wilhelm, den Prinzen von Preußen, zum Oberbefehlshaber der zur Niederwerfung des Aufstandes nach Baden und der Pfalz zu entsendenden preussischen Truppen. Der Prinz, begleitet von seinem Neffen, dem jungen Prinzen Friedrich Karl, begab sich nach Mainz, woselbst am 12. in Beratung mit General Graf von der Gröben und General von Peucker, welcher letzterer die Reichstruppen befehligen sollte, der Feldzugsplan festgestellt wurde. Das Heer, welches bestimmt war, der Gesetzesverachtung ein Ende zu machen, war schnell zusammengezogen, und bereits am 11. Juni konnte die Aufstellung des I. Armeekorps der Rheinarmee unter General von Hirschfeld an drei Punkten der Grenze nach der Pfalz hin, zwischen Kreuznach und Saarbrücken, gemeldet werden. An den nächsten Tagen, am 12. und 13., erfolgte der Vormarsch in vier Kolonnen, von denen die des linken Flügels die Reichsfestungen Landau und Germerzhaim sichern sollte, um dann gegen Kaiserslautern, den Sitz der Pfälzer provisorischen Regierung, vorzugehen.

Die zusammengezogenen Reichstruppen aber hatten sich inzwischen mit der preussischen Abteilung vereinigt und General von Peucker übernahm sogleich den Befehl über das also zusammengesetzte, den linken Flügel der Operationsarmee bildende sogenannte Neckarkorps. Er konnte jedoch anfänglich, da die Aufständischen ihm mit Übermacht entgegentraten, nur langsam in der Bergstraße vordringen.



Der Prinz von Preußen traf am 13. Juni bei der unter seinem unmittelbaren Befehl stehenden Armeedivision ein, welche sich auf dem Marsche in der Richtung nach Kreuznach und Alzey befand. Wo immer auch der Prinz sich blicken ließ, überall schallte ihm ein vielstimmiges „Hurra“ entgegen. Schon nach den ersten Zusammenstößen mit dem Feinde in den Gefechten bei Homburg, Annweiler und Kirchheim-Bladen war es möglich, Schlüsse auf den Verlauf des Feldzuges zu ziehen; die Aufständischen, deren Streitmacht damals auf 10 000 Mann mit acht Geschützen angenommen wurde, wußten ihre Kräfte ebensowenig zu gebrauchen, als sie es verstanden, die Gunst des Terrains, das die Anwendung der Reiterei fast gänzlich ausschloß, auszunutzen. Die am 17. Juni erfolgte Einnahme von Ludwigshafen konnte bereits als ein wichtiges Ergebnis angesehen werden. Leider war durch die Beschießung dieses aufblühenden Ortes von Mannheim aus eine schöne, dem Rhein zugewandte neue Häuserreihe völlig zerstört worden. Die provisorische Regierung fühlte sich nun in Kaiserslautern nicht mehr sicher und flüchtete nach Neustadt an der Haardt. Aber auch hier war ihr keine lange Rast gegönnt.

Die Bewegung in der Pfalz eilte rasch ihrem Ende zu. Am 18. fand die Entsetzung der braven bayrischen Garnison von Landau statt, welche nicht allein von Freischaren, sondern auch von der unzuverlässigen Bürgerschaft vielfach bedroht und in Atem gehalten worden war; hierauf wurde die Umgegend von Germersheim von den Schwärmen der Freikorps gefäubert, und der bayrische General Fürst von Thurn und Taxis konnte nunmehr die wiedergewonnene bayrische Rheinpfalz besetzen.

Von Neustadt aus wurde jetzt der Kriegszustand über das Großherzogtum Baden verhängt. Als die provisorische Regierung die Gefahr immer näher rücken sah, beeilte sie sich, ihre Kassenbestände und sich selbst in Sicherheit zu bringen, und das Volksheer rückte mit einem unendlich langen Troß über die Brücke von Knielingen in Baden ein. Der Vortrab mit der Artillerie langte mittags in Karlsruhe an, das etwa noch 6000 Mann starke Korps unter General Sznaide folgte am Abend; die Nachhut unter dem nunmehrigen General von Willich gelangte erst am Mittag des 19. zur Stadt. Bei letzterer befand sich auch Brentano, der Chef der Interimsregierung, sowie eine Hilfschar aus Besançon und eine unübersehbare Menge von Bagagewagen.

Für die einzelnen Abteilungen der preußisch-deutschen Operationsarmee war ein Vereinigungspunkt festgestellt. Das Hirschfeldsche Korps suchte Fühlung mit den am 21. längs des rechten Neckarufers angelangten Truppenteilen, sowie mit dem schon vorher dort eingetroffenen Beckerschen Korps zu gewinnen, zu welchem Zwecke dasselbe bereits am 20. in aller Frühe den Rhein überschritten hatte, um die am Neckar stehenden badischen Streitkräfte von Süden her anzugreifen. Aber man fand den hier vermuteten Feind nicht und mußte sich damit begnügen, Bruchsal zu bedrohen und die nach diesem Orte führende Eisenbahn zu zerstören. Am Abend des 22. befand sich das Korps schon drei Stunden südlich von Heidelberg, und indem es die noch zwischen ihm und dem Neckar stehenden Aufständischen zum schnelligsten Rückzuge nötigte, erleichterte es gleichzeitig den zwischen dem Neckar und dem Odenwald heraneilenden Heeresteilen die

Ausführung der etwas schwierigen Neckarübergänge, welche jedoch bei Ladenburg, Heidelberg und Mannheim bewerkstelligt wurden. Die Vortruppen des Generals von der Gröben hatten am Morgen des 23. die gesuchte Verbindung mit dem zweiten Korps erlangt. Nach Überschreitung des Neckars bei Zwingenberg wandte sich General Peuffer gegen Sinzheim, wobei es wiederholt zu leichten Gefechten kam. Das Korps des Generals von der Gröben fand



Ankunft von Führern des Aufstandes. Oberst Menker und Frau. Nach einem zeitgenössischen Bilde.

Heidelberg bereits vom Feinde geräumt. Während des Vormarsches der Hauptarmee hatte am 20. ein unbedeutender Zusammenstoß bei Wiesenthal stattgefunden, wobei Prinz Friedrich Karl am Arme verundet wurde.

Am 21. Juni fand das schon ernstere Treffen bei Waghäusel statt. Als der Prinz von Preußen von dorthier während des Vorrückens auf Bruchsal den Geschützdonner und das Kleingewehrfeuer des beginnenden Gefechts vernahm, entsandte er alsbald fünf Bataillone mit acht Geschützen zur Verstärkung; dieselben trafen rechtzeitig ein, und im Verein mit der von Heidelberg heranzrückenden ersten Division gelang es ihnen, die Aufständischen, welche von dem Polen Mieroslawski befehligt wurden, gegen das Gebirge nach Wiesloch und

Heidelberg hin zurückzutreiben. Die Überbleibsel des geschlagenen Heeres suchten darauf nach der Murg zu entkommen oder Rastatt zu gewinnen.

Unterdessen hatte auf dem Marsche nach Karlsruhe das badisch-pfälzische Volkshcer Verstärkungen herangezogen, und ein bei der Landeshauptstadt gesammelter größerer Heerhaufe hatte versucht, zu demselben Zwecke den südwärts marschierenden Kameraden die Hand zu reichen. Diese letztere Truppe stieß am 23. Juni bei Upstadt auf das erste preußische Armeekorps, das sofort seine Richtung änderte, um dem Feinde im Rheinthale zuvorzukommen. So geschah es, daß jener Heerhaufen den vormarschierenden Kolonnen, bei welchen der Prinz sich befand, in den Weg geriet und sich zum Kampfe genötigt sah.

Der Oberbefehlshaber konnte auch bei dieser Gelegenheit sich davon überzeugen, daß das Revolutionsfieber auf die Haltung seiner Truppen keinen Einfluß erlangt hatte. Anderseits bemerkten die Soldaten mit Stolz, daß ihr fürstlicher Feldherr willig jede Gefahr mit ihnen teilte, daß er im heftigsten Feuer unerschrocken ausharrte, so daß seine Umgebung ihm mehrmals ernstliche Vorstellungen machen mußte, sich als Oberbefehlshaber den augenscheinlichen Gefahren etwas weniger auszusetzen. Besonders erfreute den Prinzen die soldatische Gesinnung der Füsilier vom 29. rheinischen Infanterieregiment, welche bei seinem Vorüberreiten das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ anstimmten; er reichte mehreren der Sänger freundlich die Hand, indem er sie mit den Worten aufmunterte, mit Singen fortzufahren: „Ihr habt ein gutes Recht, gerade dieses Lied zu singen, denn ihr habt euch als brave Preußen geschlagen.“ Ein vielstimmiges Hurra war die Antwort auf diesen Gruß des Oberfeldherrn.

Die Aufständischen hatten indessen trotz mehrfacher Niederlagen, und wiewohl sie bisher immer nur in rückgängiger Bewegung sich befanden, den Mut noch nicht verloren. Sie hielten am 24. bei Neudorf und Bruchsal und am folgenden Tage bei Durlach, wenn auch ohne Erfolg, stand. Noch immer 10 000 Mann stark, waren sie entschlossen, die durch ihre natürliche Beschaffenheit zur Verteidigung besonders geeignete Murglinie mit Aufbietung aller Kräfte zu halten.

**Einzug in Karlsruhe.** Die provisorische Regierung sah sich gleichwohl genötigt, zum drittenmal ihr Heil in der Flucht zu suchen. Dem Vordringen der Preußen nach Karlsruhe vermochte sie ein weiteres Hindernis nicht mehr entgegenzusetzen, und so blieb ihr nur übrig, sich hinter die Mauern von Rastatt zurückzuziehen. Der Einzug der Sieger in die Hauptstadt erfolgte am 25. Juni mittags gegen drei Uhr. Von einem glänzenden Gefolge umgeben, durchritt der Prinz von Preußen an der Spitze seiner Truppen die Straßen der wieder aufatmenden Residenz und ließ, ehe er sich auf das großherzogliche Schloß begab, seine braven Soldaten an sich vorüberziehen.

Mit der Besetzung der Hauptstadt Karlsruhe war jedoch die Bewältigung des Aufstandes noch keineswegs bewirkt; der Weitermarsch sämtlicher Korps richtete sich jetzt auf Rastatt.

Bis zum Jahre 1848 galt dieser Ort neben Karlsruhe für eine der friedfertigsten Städte in Baden. Erst die Erschießung des Volksmannes Robert Blum hatte auch hier wie in Sachsen die Leidenschaften der Massen entflammt. Bei der Bedeutung, die Rastatt als Reichsfestung hatte, lag es auf der Hand, daß es nicht in den Händen der Aufständischen gelassen werden durfte. Um so größer erschien seitens der letzteren das Wagnis, den Platz gegen die trefflich ausgerüsteten und wohlgeführten preussischen Truppen verteidigen zu wollen.



Der Prinz von Preußen vor Rastatt.

Gewiß hätten die Einwohner Rastatts den Preußen lieber die Thore geöffnet, als den ungleichen Kampf aufgenommen; allein die abtrünnige Soldateska, die bestimmt wußte, welches Schicksal ihr bevorstand, war trotz des geringen Vorrats an Munition und Proviant zum Widerstand bis aufs äußerste entschlossen.

Am 28. Juni setzten sich die Preußen in drei Kolonnen gegen die Murglinie in Bewegung. General von Peucker hatte durch seinen linken Flügel die

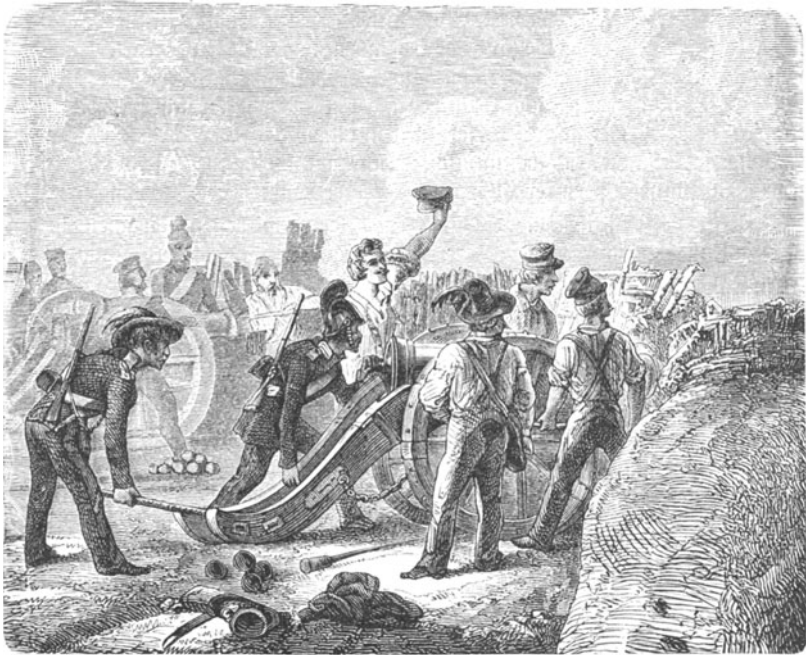
von den Höhen vertriebenen Aufständischen gezwungen, sich in der Ebene zu halten; sein rechter Flügel, welcher etwas zurückgehalten war, bedrängte dieselben nun gleichfalls. Unterdessen war das I. Korps auf der großen Straße nach Raastatt vorgebrungen, während das Korps des Generals von der Gröben die Fühlung mit jenem und die Verbindung mit dem Rheine festhielt. Infolge dieses geschlossenen Vorwärtsgehens der gemeinschaftlich zusammenwirkenden Heersäulen sahen sich die bald von den Höhen verjagten und immer mehr eingeeengten Aufständischen dem Feuer des Zentrums und des rechten Flügels des Peuckerschen Korps zugetrieben. Der Prinz von Preußen hatte sich nicht geirrt, als er annahm, daß die Streitmacht der Badischen auf diese Weise schließlich in seine Hände geraten müsse, zumal auch der rechte Flügel der Gesamtarmee — das Korps des Generals von der Gröben — die Aufständischen unausgesetzt in Atem hielt und sie vom Rhein her nach der Murg zu drängte.

Schon am frühen Morgen des 29. hatten sich die Kolonnen des Korps, das der Prinz selbst führte, in Marsch gesetzt und waren bei Ettlingenweier mit dem Feinde handgemein geworden, gerade zu derselben Zeit, als General von Peucker auf der Höhe dieses Ortes sich befand. Das Gefecht begann hier um neun Uhr, doch verlängerte sich der Kampf, da die nach der Murglinie zurückweichenden Freischaren mehrfach ernstern Widerstand leisteten; namentlich fand ein solcher zwischen Neumalsch und Muggensturm statt, wo die Freischärler Verschanzungen aufgeworfen hatten, die sie mit schwerem, aus Raastatt herbeigeschafftem Belagerungsgeschütz verteidigten. So entschlossen wie hier die Gegenwehr war, so kräftig erfolgte jedoch auch der Angriff. Die Schanzen wurden im Sturm lauf genommen und die Aufständischen über den Fluß getrieben. Inzwischen war auch General von Peucker im Gebirge bis zur Murg gelangt, hatte die Aufständischen gezwungen, den Fluß zu überschreiten, und sie bis nach Gernsbach zurückgedrängt. Hier versuchten die Aufständischen standzuhalten, jedoch gelang ihnen dies nur kurze Zeit. General von Peucker vertrieb sie auch hier, und nachdem es ihm weiterhin gelungen war, den wichtigsten Paß im Murgthal in der Richtung auf Raastatt zu gewinnen, war den Badischen die Rückzugslinie auf Bühl verlegt.

Die Erfolge des linken Flügels und der mittleren Heersäule waren durch das Vorgehen des den rechten Flügel der vereinigten Armeen bildenden Korps des Generals von der Gröben unterstützt worden. Auf dieser Seite konnte der Widerstand der hier von gebirgigem Gelände weniger begünstigten badischen Truppen sich nicht in dem Grade verlängern, wie auf dem andern Flügel. Der General folgte den weichenden Aufständischen Schritt vor Schritt und gelangte noch am Abend nach Kauenthal, dreiviertel Stunden unterhalb Raastatt.

Wiewohl arg bedrängt, gaben doch die Führer des Volksheeres den Tag noch nicht verloren; sie verteidigten vielmehr noch mehrere feste Punkte im Murgthal, vornehmlich die Schanzen bei Kuppenheim, mit Entschlossenheit und nicht ohne Erfolg. Siegesgewiß griffen die Preußen die feste Stellung bei Kuppenheim an. Als aber preußische Pioniere den anfänglich Zurückweichenden

nicht hinlänglich geschlossen folgten, ermannten sich dieselben zu einem Gegenangriff und warfen die Preußen zurück, ein vorübergehender Erfolg, welcher in der Stadt als ein glänzender Sieg durch Beleuchtung gefeiert wurde. Am 30. Juni erstürmte aber ein Teil des ersten preußischen Korps die verschanzte Brücke bei Kuppenheim, und die Aufständischen mußten ihre sämtlichen Stellungen aufgeben, wurden zerstreut oder in Raftatt eingeschlossen. Damit fiel die Entscheidung. Von allen Seiten angegriffen, vermochten die Badischen sich nun nicht länger in ihren Stellungen im freien Felde zu behaupten, und Mieroslawski sah sich genötigt, mit einem ansehnlichen Teil der Kriegskasse



Verteidigung einer Schanze bei Kuppenheim durch die Badischen.

und seinem Stabe über Dos abzuführen. Ihm folgte bald ein anderer Führer, des Heeres, General Sigel, das Versprechen hinterlassend, der eingeschlossenen Feste binnen acht Tagen Entsatz zu bringen. Doch war deren Schicksal schon so gut wie entschieden.

**In Raftatt.** Nur etwas mehr als 5000 Mann waren in der Festung zurückgeblieben, die sich aber schon in den nächsten Tagen durch zunehmende Ausreißerei um den fünften Teil verminderten. Die Lage der Verteidiger verschlimmerte ein ärgerlicher Zwischenfall. Der bisherige Festungskommandant hatte seinen Posten aus Verdruss über die ohne Urteilspruch erfolgte Nieder-

mezelung zweier angeblicher Spione verlassen, und an seine Stelle war ein ehemaliger griechischer Offizier Tiedemann, ein geborener Badener, getreten, dessen Benehmen aber nur dazu beitrug, die Reibereien zwischen der Volkswehr und der abtrünnigen Soldateska bis zu einem bedrohlichen Punkte zu steigern. Trotz dieser Zustände lehnten die Parteiführer, weil sie noch immer auf Entsatz hofften, die Aufforderung des Generals von der Gröben, ihm den Platz zu übergeben, entschieden ab. Darauf wurde Festung und Stadt mit Granaten und glühenden Kugeln begrüßt. Schauerlich ertönten die Sturmglocken zu dem unvermeidlich gewordenen Werk der Zerstörung, und erschreckt suchte jung und alt Schutz und Sicherheit in den Kasematten, als ringsum Dächer und Mauerwerk zertrümmert zusammenstürzten und mehrere Häuser in Brand gerieten. Es bedurfte der aufopferndsten Thätigkeit der Feuerleute, um die Stadt nicht ein Raub der Flammen werden zu lassen. Als nun noch ein am Nachmittag unternommener Ausfall mißglückte, begann man endlich doch ruhiger Überlegung Raum zu geben und schickte sich an, Unterhandlungen wegen Übergabe der Festung anzuknüpfen. Der preußische General erklärte jedoch auf das bestimmteste, nur auf bedingungslose Übergabe eingehen zu können, indem er alles weitere dem Landesherren anheim stelle.

Unterdessen hatten sich die noch im Felde verbliebenen schwachen Überreste des Volksherees über die Höhen des Schwarzwaldes zu retten gesucht, und sie waren zum Teil schon über die Grenze nach der Schweiz übergetreten. Die Streitmacht der Aufständischen, welche bisher noch das Feld gehalten, hatte sich völlig aufgelöst. General Mieroslawski hatte den Oberbefehl niedergelegt und brachte vor allem seine eigne Person in Sicherheit.

Zwei von der Besatzung Rastatts abgesendete Boten bestätigten das Schicksal des Volksherees und brachten die Meldung, daß ein Entsatz nicht mehr zu erwarten stände, worauf die Bereitwilligkeit zu kapitulieren kundgegeben wurde. Es war die höchste Zeit; bereits hatte der größte Teil der Soldateska seine Posten verlassen und zu plündern angefangen. Um sechs Uhr am Abend des 23. Juli verließen Volkswehr und Soldaten die Festung und streckten, auf Gnade und Ungnade sich ergebend, die Waffen.

Von seinem Hauptquartier im Lustschlosse Favorite bei Rastatt hatte der Prinz von Preußen den Fortgang der Belagerung bis zur Übergabe des Platzes genau verfolgt. Nach der Waffenniederlegung der letzten feindlichen Streitkräfte besetzten angesichts des ganzen preußischen Belagerungsherees die Sieger um sieben Uhr die noch immer mit 300 Geschützen ausgerüstete Festung. Den Prinzen von Preußen verlangte nicht danach, einen Blick auf die zuchtlosen Scharen der Gegner zu werfen.

Die Säuberung des Landes von den Urhebern der Zerrüttung machte nun rasche Fortschritte. Den ihm vorausgegangenen Häuptern des Aufstandes war Sigel gefolgt, indem er bereits am 11. Juli den Schweizer Boden betreten hatte.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung hatten es unterdessen nicht daran fehlen lassen, ihre Unfähigkeit und Charakterlosigkeit völlig klarzulegen.

Der streitsüchtige Agitator Gustav Strube schleuderte gegen seinen Genossen Brentano die heftigsten Beschuldigungen und warf ihn zusammen mit den erbärmlichsten Verrätern des Vaterlandes. Als der Angegriffene merkte, daß seine Rolle ausgespielt sei, entfloh auch er mit einigen Freunden nach der Schweiz, und seine bisherigen Gegner wußten ebenfalls nichts Besseres zu thun, nachdem sie eingesehen, daß sie nicht in der Lage seien, eine Wendung der Dinge noch zustande zu bringen.

Das Hirschfeldsche Korps hatte inzwischen Offenburg, sodann Kehl und Freiburg besetzt und war am 11. Juli in Lörrach eingerückt, von wo aus es



Transport gefangener Aufständischen.

seine Vorposten bis an die Schweizer Grenze vorschob. Gleichzeitig säuberte der unermüdlche General von Peucker den Schwarzwald und den Seekreis von versprengten Banden der Aufständischen, und Hessen und Mecklenburger zogen am 11. in Konstanz ein.

Schweres Leid mußten zu dieser Zeit die Bewohner des Oberlandes über sich ergehen lassen. Mehrere Tage von den durchziehenden Flüchtlingen des Volksherees belästigt, das in seiner Auflösung und Zerriuenheit das jammervollste Bild des Verfalls darbot, dann wieder in Anspruch genommen von den verfolgenden Truppen der siegreichen Operationsarmee, hierauf gebrandschatzt



von Nachzüglern und Abenteurern aus allen Ländern, erfuhren jetzt gar viele die traurigen Folgen der anfänglich auch von ihnen begünstigten Bewegung. Nur vereinzelt hatten hier und da bis zur Verzweiflung getriebene Scharen des Volksherees sich den nachrückenden Truppen noch widersezt; sie zerstreuten sich immer mehr, als sie sahen, daß die Verfolger ihnen selbst bis in die finsternen Schluchten des Schwarzwaldes auf den Fersen blieben.

Hunderte von Gefangenen füllten die Gefängnisse des Landes, Haufen von ehemaligen badischen Soldaten und Mitglieder der Freikorps irrten bettelnd umher, darunter manche edle schöne Gestalt, mancher hoffnungsvolle Jüngling aus den besseren Ständen. Viel Sorge und Kummer hatten die Bethörten über ihre Familien gebracht. Andre, mit dem Heckerhute auf dem Haupte, blickten trotz aller Not unbesorgt um sich und summteten übermütig angesichts des ihrer harrenden Schicksals noch die Melodie des Heckerliedes. Gewiß haben viele dieser Unglücklichen gar nicht recht gewußt, wofür sie gekämpft, und ebenso waren ihrer nicht wenige keineswegs freiwillig in die Reihen des Volksherees eingetreten.

Raum sechs Wochen hatten hingereicht, die bairische Rheinpfalz, den Obenwald und das Großherzogtum Baden den Händen der „roten“ Republikaner oder vielmehr der herrschenden Willkür und Gesetzlosigkeit zu entreißen. Während dieses kurzen Feldzuges zeigte sich der geringe Wert zusammengelaufener Banden und ungenügend organisierter Volkshereen gegenüber der Zucht und Zuberlässigkeit eines wohlbißziplinierten Heeres. Es kann nicht geleugnet werden, daß die abgefallenen badischen Linientruppen, vornehmlich die Reiterei, tapfer kämpften; dennoch hätten sich bei der üblen Wirtschaft und der mehr und mehr um sich greifenden Unbotmäßigkeit unter den Freischaren der Volkshereer dauernde Erfolge nicht erreichen lassen, selbst wenn ein sachmäßig gebildeter und tüchtigerer Führer als Miroszlowski an der Spitze der Aufständischen gestanden hätte.

Strenge Kriegsurteile ergingen über die Revolutionshäupter, von denen manche mit dem Tode, viele im Gefängnis oder in den Kasematten von Rastatt ihre politischen Verirrungen büßen mußten. Zu den zum Tode Verurteilten gehörten unter andern der vielbedauerte Maximilian Dortu aus Potsdam, dann A. von Trüttschler aus Sachsen, Tiedemann aus Heidelberg, der alte weißbärtige Nassauer Bönning u. s. w. Einige der Verurteilten waren nach Amerika entkommen, darunter auch der Freischarenführer Hecker. Er war, wie wir wissen, erst im Juli aus dem „Lande der Freiheit“ zurückgekehrt; doch hatte sich ihm schon in Straßburg die Überzeugung aufgedrängt, daß bereits alles verloren und selbst sein Name nicht mehr im stande sei, das Volk zu weiteren Opfern an Gut und Blut zu begeistern.

Der Prinz von Preußen hatte in Baden seine Aufgabe gelöst und konnte am 19. Juli den zurückgekehrten Landesherrn nach seiner Residenz geleiten.

Großherzog Leopold, einer der wohlvollendsten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen haben, that sein möglichstes, um die unheilvollen Folgen des Bürgerkrieges in seinem Lande zu mildern und so viele schmerzlich empfundene Wunden zu heilen. In einer Ansprache an sein Volk erklärte er, mit reinem

Gewissen auf die vergangenen zwanzig Jahre seiner Regierung zurückblicken zu können; er berief sich darauf, wie sehr gerade er bestrebt gewesen sei, Freiheit, Einheit und Macht des gesamten Vaterlandes, freilich anders als auf dem Wege des Umsturzes und der Anarchie, begründen zu helfen. Dann wies er darauf hin, zu welchem Unheil die Herrschaft des Böbels führe, und versprach, nach Wiederherstellung gesicherter Zustände keine der zur gedeihlichen Entwicklung des Landes unentbehrlichen Freiheiten und Rechte seinen Unterthanen vorenthalten zu wollen. Er betonte die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der Herrschaft des Gesetzes, der Stärkung der Berufstreue der Beamten und der Wiederherstellung der Waffenehre des badischen Heeres, welche durch die Meuterei so sehr gelitten habe. Schließlich sprach er die Hoffnung aus, daß die Befestigung der gesetzlichen Ordnung auch die Wiederbelebung der Gewerbtätigkeit, des Verkehrs, die Hebung der Industrie und des Handels bewirken werde.

Daß die Hoffnungen, welche der Großherzog Leopold an die Wiederkehr besserer Zustände und die Pflege echten Bürgerfinnes knüpfte, weit rascher, als sich vorher annehmen ließ, in Erfüllung gegangen sind, ist das Verdienst der vollstümlichen Regierung dieses edlen Monarchen und seines gleich trefflichen Nachfolgers Friedrich.

Der Prinz von Preußen nahm den Dank der großherzoglichen Familie mit der ihm eignen Bescheidenheit entgegen. Die ihm gewidmeten Auszeichnungen erklärte er nicht als Anerkennung der persönlich als Heerführer erworbenen Verdienste, sondern nur in dem Sinne anlegen und tragen zu wollen, daß damit die Leistungen seiner tapferen Truppen anerkannt würden, denn er selbst habe nur seinen Posten redlich ausgefüllt, und ihm genüge es, sich glücklich preisen zu dürfen, an der Spitze einer so braven Armee gestanden zu haben. Im Oktober 1849 nach Potsdam zurückgekehrt, stellte der Prinz bei einem Empfange der Offiziere der Potsdamer Garnison seinen Neffen Friedrich Karl, den späteren Generalfeldmarschall, der noch den Arm in der Binde trug, den versammelten Kameraden als einen braven Soldaten vor, „welcher in Baden überall seine Pflicht und Schuldigkeit gethan habe.“

Aus jener Zeit des Aufenthaltes des Prinzen Wilhelm auf Schloß Favorite bei Rastatt liegt eine anziehende Schilderung vor, welche der bekannte und beliebte Schriftsteller Hackländer, der früher selber dem preussischen Heere angehörte, über die bei dem Prinzen gefundene freundliche Aufnahme in seinen „Bildern aus dem Soldatenleben“ veröffentlicht hat.

„Der Prinz von Preußen“, sagte dieser alte Soldatenfreund, „ist eine schöne, hochgewachsene Gestalt, hat einen friedlichen, heiteren, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte Augen und spricht mit tiefer klangvoller Stimme. Bekleidet war er in einfache Generalsuniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen erworbene Eisernes Kreuz. Der Prinz ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend, und er besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der Armee.“

Indem Sachländer noch der guten Beziehungen zwischen Führer und Soldaten gedenkt, schließt er: „So müssen auch Soldat und General zusammenstehen, wenn Großes und Schönes herauskommen soll . . . . Die Armee muß dem Buchstaben des Befehles willenlos gehorchen, wie das Kriegsschiff dem Steuer- ruder. Ein Soldat, der grübelt und nachdenkt, ob der Befehl des Vorgesetzten in seiner ganzen Ausdehnung zu erfüllen sei, ist ein Unsinn, und ein Regiment solcher Soldaten kehrt heute seine Bajonette nach dieser, morgen nach jener Seite. Der Soldat hat nur ein Glaubensbekenntnis, dem er unbedingt folgen muß: das Kommandowort“ . . . .

Auf einer im Dezember 1844 angetretenen Inspektionsreise am Rhein zeichnete der Prinz die wegen des badischen Feldzugs Deforirten mannigfach durch freundliche Ansprache aus. Auch die in Baden stehenden Truppen wurden besichtigt. Als am Tage Allerseelen die in Durlach stehende fünfte Kompanie des 30. Infanterieregiments gerade beschäftigt war, die Gräber ihrer dort gefallenen Kameraden zu schmücken, erschien plötzlich ein preußischer Offizier im Überrock, ohne alle Abzeichen, nur von einem Reitknecht begleitet. Er trat an das schon von den Soldaten verlassene Grab und verrichtete ein stilles Gebet. Erst als die Soldaten sich nochmals nach dem Grabhügel zurückwendeten, erkannten sie in dem schlichten Offizier ihren verehrten Oberbefehlshaber, den Prinzen von Preußen.

Nach und nach beruhigten sich die Gemüther der Bewohner des südwestlichen Deutschlands. Im deutschen Volke aber, wie geteilt es auch sonst sein mochte in Rücksicht auf Neigungen und Eigentümlichkeiten, verhallte die allgemeine Losung jener Tage: „Einheit und Freiheit!“ nicht. Und was in jener bewegungsvollen Zeit vergebens — weil auf falschen Wegen — erstrebt worden war, das sollte nach weiteren zwei Jahrzehnten stiller Arbeit und nach ruhm- volleren Kämpfen, als jene der Revolutionsjahre es waren, seine um so schönere Verwirklichung finden.

---



Erstürmung der Jägerzeile in Wien.

## Blick auf den Bürgerkrieg in Österreich und Ungarn, 1848 bis 1850.

Entzwei und gebiete! Tüchtig Wort!  
Berein' und leite! Besserer Gort!  
Goethe.

Auch in Österreich war durch den Überdruß an der unheilvoll langen Reaktionszeit unter Metternich das Verlangen nach freiheitlicher Bewegung immer allgemeiner geworden: „Preßfreiheit, Konstitution, Verfassungsrecht und Volksbewaffnung“ lautete das Programm der Volkspartei. Trotz aller Bevormundungskünste hatte das Metternichsche System nicht verhindern können, daß die sehnsüchtigen Wünsche nach verfassungsmäßigen Einrichtungen in allen Provinzen Österreichs immer unverhohlener und dringender hervorgetreten waren.

Es war eine eigentümliche Zeit, jene gegen Ende des fünften Jahrzehnts. Die revolutionäre Strömung, hervorgegangen aus der Nichterfüllung der gehegten Erwartungen und gegebenen Versprechungen, hatte seit den dreißiger Jahren im Grunde auch im alten Österreich niemals aufgehört, die Herzen und Köpfe zu erregen. Angefacht durch die Freiheit atmenden Schriften des „jungen Österreichs“, durchdrang unwiderstehliches Verlangen nach dem oft verkündeten herannahenden Völkerfrühling alle Teile des alternden Kaiserstaates.

**Das heitere Wien vor 1848.** Wien war der Sammelpunkt der ganzen jungen Welt, die noch zu hoffen wagte und an eine Zukunft glaubte; hier strömte alles zusammen, was gewillt war zu leben und zu genießen. Und wahrlich, die reizende Kaiserstadt galt mit Recht für einen bevorzugten Ort fröhlichen, unbekümmerten Genußes, lachend bei allen Lebensäußerungen eines leichtblütigen

Volkes. Gleich lebenswürdig heiter wie entgegenkommend zeigte sich hier die vornehmere Gesellschaft, der Abschließung und stolze Herablassung unbequem dünkte. Kein Wunder, wenn noch jedermann sang und glaubte:

's gibt nur a' Kaiserstadt, 's gibt nur a' Wien!

und wenn dafelbst die Unzufriedenen und Leichtbefriedigten aus Osten und Süden sich zusammenfanden. Mit ungeschminkter Treuherzigkeit und angeborener Unbefangenheit erging man sich trotz „Spizeln“ (Geheimpolizisten) und uniformierten Aufsichtspersonen in Betrachtungen über die trostlose Dürre, welche das politische Leben jener Zeit kennzeichnete, freute sich jeglicher Wikelei, jedes derben Angriffs, gegen die unvollstümliche Regierung.

Die allgemeine Lage Europas erschien gegen Ende des fünften Jahrzehnts in hohem Grade unklar und gespannt. Dem Blicke des aufmerkamen Beobachters entging nicht, daß hinter dem Morgenrot der anbrechenden neuen Ara schwere und drohende Gewitterwolken sich zusammentürmten. Wie draußen „im Reich“, so überließ man sich jedoch in der Hauptstadt Österreichs heiteren Lebensgenüssen, schwarz-rot-goldenen Hoffnungen von bald herannahender deutscher Reichsherrlichkeit.

Wie anderwärts standen auch in Wien zahlreiche unreife Elemente im Vordergrund der freiheitlichen Bewegung, welche besonders seit dem Ende des Jahres 1847 sich mehr und mehr bemerkbar machte. Junge Leute ohne Welt-erfahrung, ja ohne die nötigsten Kenntnisse, deutsche Studenten und Vitteraten, unter denen sich die jüdischen nicht zum wenigsten hervorthaten, junge Beamte aus Böhmen, heißblütige Suraten aus Ungarn, Kaufleute italienischer Herkunft — Fremde und Einheimische — zimmerten flott und unbekümmert in den vielbesuchten Kaffeehäusern der Großstadt den modernen konstitutionellen Staat zusammen, just wie er ihnen zeitgemäß erschien, aber sicher nicht aufzubauen gewesen wäre, wenn auch ein neuer Kaiser Joseph II. auf dem Throne gesessen hätte. Zur Zukunftspolitikmacherei nach dem Zuschnitt der Wiener Gemüthlichkeit hielt sich ein jeder berechtigt, als Pius IX. sogar die Italiener zum Übergang in verfassungsmäßige Bahnen für reif genug hielt. Daß dort wie hier für eine solche Staatsform einstweilen noch die notwendigste Vorbedingung fehlte: der Staatsbürger selbst, längere Zeit geschult durch ernste und selbstbewußte Ausübung der bürgerlichen Pflichten — das wollte man nicht einsehen, weil es zur Überschwenglichkeit jener Zeit eben nicht paßte. Kein Wunder, wenn, als die Sturmglocke zu der anbrechenden neuen Ara erdröhnte, in dem vielgestaltigen, altersschwach gewordenen österreichischen Staatswesen alle Versuche fehlschlügen, es zu verjüngen, nach belgischen oder norwegischen Verfassungsmustern den Staat neu- und umzugestalten.

**Die Februarrevolution von 1848.** In dieses unruhige, dabei höchst gemüthliche unterhaltende Treiben und Hinleben von einem Tage zum andern fiel wie eine Bombe die Kunde von der französischen Februarrevolution im kaum begonnenen Jahre des Heils 1848. Das Volk von Paris hatte gesiegt und berauschte sich in republikanischen Hochgefühlen, die ihm sehr teuer zu stehen kommen sollten. Anfangs befürchtete man, unsre unruhigen Nachbarn jenseit des Rheins möchte das Gelüste befallen, uns in Masse einen Besuch abzustatten,

um uns, wie anlässlich der großen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts, der Segnungen der soeben errungenen Freiheiten theilhaftig zu machen. Gar bald trat jedoch Napoleon III. als Gesellschaftsretter auf und verkündete das Wiederaufleben des Kaisertums nach dem Vorbilde seines großen Oheims; dann, bald nachher, suchte er die Welt durch die Versicherung zu beruhigen, daß das neue Kaisertum den Frieden bedeute (*L'empire c'est la paix!*) weiterhin sorgte er dafür, daß sich Frankreich nicht langweile, und in der That hatten die Franzosen einige Zeit hinlänglich mit sich selbst zu thun.

Mit mäßigen Bewilligungen hätte man damals auch in Oesterreich große Befriedigung hervorgerufen. Doch die Mahnungen der Wohlmeinenden verhallten ungehört, die Machthaber in Wien verrieten nicht die geringste Neigung, Raum zu unaufschiebbaren Neuerungen zu gewähren. Während die Heißsporne der Freiheit das Notwendige nur als Abschlagszahlungen annehmen wollten, pries die Masse der Schwärmer und Trinkstubenpolitiker das geringste Maß von Freiheiten schon als ein Verjüngungsmittel für den altersschwach hinsiehenden Kaiserstaat. Fürst Metternich freilich blieb noch immer fest überzeugt, sein System sei das einzig richtige, weil es ausgereicht hatte, dreißig Jahre lang eine buntscheckige Bevölkerung von 36 Millionen in Zucht und Ordnung zu halten. Dabei wollten die Lobredner dieses Systems es nicht einmal gelten lassen, daß dasselbe in der Hauptsache auf der Unterhaltung einer Legion von Polizeitrabanten sowie auf den Bajonetten der bewaffneten Macht beruhte. Die Folgen dieser Wirtschaft zeigten sich zunächst in dem Zustande der österreichischen Finanzen gegenüber der fortdauernden Steigerung der Staatsersfordernisse, und am unmittelbarsten in den Anstrengungen zweier der österreichischen Herrschaft unterthänigen Völker, die sich der Fesseln, in welche eine rücksichtslose Gewalt Herrschaft sie fester und fester geschlagen hatte, zu entledigen suchten. Man wollte nicht einsehen, daß die durch örtliche und geschichtliche Verhältnisse, durch Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Geseze innig mit dem übrigen Italien verbundenen Lombarden und Venezianer niemals ihre Zusammengehörigkeit vergessen und ebensowenig ihre darauf gegründeten Hoffnungen etwa aus Anhänglichkeit an den deutsch-österreichisch-ungarischen Staat aufgeben konnten! Überdies hatten die Vertreter der österreichischen Staatsklugheit sie um die Segnungen betrogen, welche ihnen eine ungehemmte Entwicklung ihrer freien Städteverfassungen wohl gebracht hätte. Nirgends in Oesterreich wäre der Aufbau einer konstitutionellen Staatsverfassung schneller vor sich gegangen, keine Provinz hätte mit größerem Dank und Eifer das Geschenk einer Verfassung aus den Händen des Kaisers angenommen, als die italienische, wenn dies vor der Erhebung des übrigen Italiens erfolgt wäre.

Nun hieß es: zu spät! Wie mit Blindheit geschlagen, zögerte man fort und fort, den italienischen Provinzen auch nur einen geringen Theil der Freiheiten zu gewähren, welche die andern Fürsten der Halbinsel ihren Staaten, von denen nur wenige sich an Bildung und Thätigkeit mit den Norditalieniern messen konnten, endlich verliehen hatten. Zu spät kam das Einsehen.

Italien und Galizien hatte man mit eisernem Arm umspannt, das geknechtete Ungarn dürstete nach seiner nationalen Unabhängigkeit — und in

dem Herzen Osterreichs, in dem getreuen Wien, sprangen die Gefäße, in welchem das Blut eines braven Volkes so lange Zeit gestockt hatte. „So kann es fort hin nicht bleiben“, sprachen selbst die geduldigsten und vertrauenseligsten Pfahlbürger. Tiefer Unmut erregte die Gemüter mehr und mehr gegenüber der Regierung, welche bei ihrer ablehnenden Haltung noch immer verharrte trotz der in Italien bereits weiter um sich greifenden Gärung und des von Frankreich her erbraufenden Orkans der Revolution.

**Der Wiener Märzaufruch.** Aufgerüttelt durch die Sturmglöcken des Aufstandes, sah das sonst so heitere Wien in der ersten Märzhälfte die Aufregung aufs höchste steigen, Freiheit atmende Reden wurden gehalten, die Notwendigkeit einer Änderung des Regierungssystems dargethan. Was das heißen wollte, darüber waren sich freilich die wenigsten klar, denn das richtige Verständnis hinsichtlich der Tragweite einer Staatsumwälzung — und Systemwechsel hieß so viel als Staatsumwälzung — ging wenigstens den Straßen- und den meisten Kaffeehauspolitikern ab. Jeder verständige Mann mußte sich sagen, daß gegenüber den für verfassungsmäßige Staatsformen so wenig vorbereiteten Zuständen die Erwartungen zu kühn gespannt waren, und daß die von den Tagespolitikern vorgeschlagenen Heilmittel Aussicht auf Besserung des siechen Staatskörpers so rasch und zuverlässig, wie man hoffte, kaum gewähren konnten. Bereits verlangte man außer Pressfreiheit, Volksbewaffnung, Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister, Glaubens- und Lehrfreiheit, auch innigen Anschluß an Deutschland, wo die Gestalt des deutschen Kaisers schon aus dem Zauberbann des Knyffhäusers heraustraten zu wollen schien. Der Ruf: „Fort mit Metternich!“ erscholl mit immer größerer Entschiedenheit.

Der morsche, alte Staatsbau geriet nun ins Schwanken — in der Hauptstadt kam es am 13. März 1848 zum Kampfe zwischen den erregten Volksmassen und der akademischen Jugend einerseits und der aufgebotenen bewaffneten Macht anderseits. Erst nach wildem Blutvergießen, welches sich doch damals wohl hätte vermeiden lassen, drang die Stimme des Volks in die kaiserliche Hofburg. Mit den Vorstellungen einer Anzahl angesehenen Bürger vereinigten sich diejenigen mehrerer Mitglieder der Familie des Monarchen — am Abend des 13. verbreitete sich die Kunde von Metternichs Abdankung. Dies war der erste Sieg, den das Volk errungen — für damals der wichtigste; die letzte Entscheidung in bezug auf völligen Systemwechsel herbeizuführen, setzt sich jetzt die Bevölkerung von Wien in Bewegung und strömt nach der Burg. Da öffnen sich plötzlich die Reihen der wachehaltenden Grenadiere, und heraus fährt Kaiser Ferdinand. Er wird mit donnerndem Zuruf empfangen, und gleich nachher vernimmt man, daß alles gewährt sei: Pressfreiheit, Verfassung, Volkswehr! In drei Tagen waren die letzten Stützen eines verrotteten Systems, das sich selbst nicht zu verteidigen vermochte, über den Haufen geworfen.

Wie in der Kaiserstadt, so sah es damals in allen größeren Städten des Kaiserstaates aus; auch Prag, Pest, Graz hatten ihren Tag des Aufruhrs. Die Tschechen bemächtigten sich in Böhmen der Bewegung in der Absicht, sie bei erster Gelegenheit für ihre nationalen Zwecke auszunutzen.

Regierungsmaßnahmen von weittragendster Bedeutung für die Neugestaltung des Staatswesens bezeichnen die ersten Tage des Frühjahrs 1848. Ungarn sowie Italien nahmen daran teil; hier wie dort gewannen jedoch die Dinge bald ein recht unheimliches Ansehen. Den weitgehenden Forderungen der nationalen Stimmführer konnte und wollte man nicht rückhaltlos entgegenkommen, und nun traten immer ungestümer die entschiedeneren Heißsporne der Revolution hervor, deren letztes Ziel die völlige Losreißung einzelner Kronländer aus dem Staatsverbände der habsburgischen Monarchie war.

**Nachmärzliche Zeiten.** Der Frühlingsbewegung des Jahres 1848 folgten die Erhebung Italiens und Ungarns sowie die Unruhen in Böhmen. Die Unabhängigkeitsbestrebungen der Lombarden und Venezianer fanden ihren Abschluß durch die Niederwerfung Karl Alberts von Sardinien, die Wiedereinsetzung der vertriebenen kleinen Herrscher aus dem Hause Habsburg-Lothringen, die Unterdrückung der Freiheitskämpfe der Italiener. Während Radetzky's Schwert in Italien für die „Sache der Ordnung“ siegte, wußte man in Wien nicht, was man thun und lassen sollte; die Regierung schien völlig kopflos — die Abreise Kaiser Ferdinands aus Wien nach Innsbruck vollendete die Verwirrung.

Ein Aufstand in Prag mußte vom kaiserlichen Generalissimus, Fürst Windischgrätz, mit blutiger Hand niedergeschlagen werden. Mit den Hoffnungen auf ein slawisches Reich war es in Böhmen vorbei, und der eiserne Ordnungserretter konnte nun seinen Blick auf Wien richten.

Nach der Reichshauptstadt waren damals alle revolutionären Elemente aus den durch Militärgewalt nicht in Schranken gehaltenen Landesteilen zusammengeströmt. Die kaiserliche Familie hatte zuerst der kaiserlichen Hofburg, dann dem Lustschloß Schönbrunn den Rücken gekehrt und sich nach Olmütz gewendet. In Wien, das man sich selbst überlassen hatte, regierte die Sorglosigkeit oder richtiger der Unverstand der Umsturzpartei. Fürst Windischgrätz hatte, mit Jellachich, dem Ban von Kroatien, vereinigt, sich Wien genähert, um die Ordnung wieder herzustellen, und alsbald die Hauptstadt umschlossen, deren Kommandant, Graf Auersperg, die Wiener Besatzung aus der Stadt geführt hatte, um sich mit derselben dem Fürsten-Feldmarschall zur Verfügung zu stellen. In Wien ging jetzt alles drunter und drüber. An der Spitze der Nationalgarde stand der ehemalige Leutnant Messenhauser; die akademische Legion und die aus bezahlten Leuten meist der untersten Volksschichten gebildete Mobilgarde befehligte der polnische General Dem. Ob es aber den Freiheitsschwärmern so sehr darum zu thun war, sich auf Leben und Tod mit den kaiserlichen Truppen zu schlagen, schien zweifelhaft; vielmehr traten die Revolutionsmänner mit Windischgrätz wegen der Übergabe von Wien in Unterhandlungen, die erst abgebrochen wurden, als die längst ersehnte ungarische Hilfsarmee zum Entsatz der Aufständischen herannahte. Die Führer des Aufstandes beschloßen nunmehr, den Kampf fortzusetzen. Erfolg hatten sie damit nicht. Windischgrätz schickte den Ungarn eine Truppenabteilung entgegen, welche den Zuzug zurücktrieb, und am 31. Oktober 1848 erfolgte die Erstürmung der Stadt, über welche alsbald der Belagerungszustand verhängt ward. Die Wiederhersteller der Ordnung übernahmen es, die Pflicht des Gehorsams den Bürgern durch



blutige standrechtliche Straferempel ins Gedächtnis zurückzurufen; an mehreren der vornehmsten Führer und Teilnehmer am Aufstande, darunter, wie schon erzählt, der deutsche Parlamentsabgeordnete Robert Blum und der Kommandant der aufständischen Hauptstadt, Messenhauser, wurde das Todesurteil vollstreckt. Der siegreiche Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen stellte hierauf die ganze Monarchie unter das Militärgesetz; der Belagerungszustand sollte so lange dauern, bis Ruhe und Ordnung allseitig gesichert seien.

In Ungarn war unterdessen die förmliche Losagung der Magyaren vom habsburgischen Kaiserhause erfolgt, und die Auflehnung der Kroaten gegen das magyarische Übergewicht hatte hier den gänzlichen Umsturz des bisher Bestandenen beschleunigt. Emsig mühten sich die Freunde des Absolutismus in der Hofburg zu Wien, das alte System der Aufhebung einer Nation gegen die andre in Anwendung zu bringen und das Feuer zu schüren, welches das Haus des nächsten Nachbarn und Freundes in Asche legen sollte. Dem Bruche zwischen der Nationalregierung in Pest und dem ungarischen Königtum der Habsburger folgte ein menschenverheerender Bürgerkrieg, der erst nach Jahresfrist durch Beihilfe der Russen niedergeschlagen werden konnte.

**Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph.** Schon vor Beginn des blutigen Ringens hatte ein kaiserliches Manifest den Reichstag vertagt und zum 15. November nach Kremsier einberufen. Weitere Ereignisse folgten Schlag auf Schlag; am 22. November die Bildung des Ministeriums Schwarzenberg, am 2. Dezember die Abdankung des milden Kaisers Ferdinand, welchem die rücksichtslose Politik der siegreichen Reaktion widerstrebte. Infolge der Thronentsagung des nächstberechtigten Erzherzogs Franz Karl gelangte dessen kaum neunzehnjähriger Sohn Franz Joseph I. auf den Thron der habsburgischen Monarchie.

So endigte das Jahr 1848 auch in Oesterreich mit Sturmesgebrause, und im Rasen der entfesselten Elemente sanken die wertvollsten Errungenschaften dahin; in dem vernichtenden Orkane ging auch hier eine Menge edler Geister unter, ein guter Teil teuer gewordener Hoffnungen.

Die dem Hoffnungsrausche so bald folgende Ernüchterung ließ die Haltlosigkeit des Mittes erkennen, welcher die durch Bildungsverschiedenheit und Neigungen so sehr widerstrebenden Völker Oesterreichs zu einem ungefügigen Ganzen vereinigt halten sollte; und auch den Nachbarn der Monarchie drängte sich die Überzeugung auf, wie schwache Stützen den vielgliederigen Bau des österreichischen Kaiserstaates trugen. Erbittert standen sich Deutsche und Tschechen, Ungarn und Slawen gegenüber; die Polen, Ungarn und Italiener blieben jeden Augenblick geneigt, von neuem den Versuch der Erringung nationaler Selbständigkeit zu wagen.



König Wilhelm I. von Württemberg.

## Das Rumpfparlament und der Ausgang des deutschen Verfassungswerkes.

Das Band ist zerschnitten,  
 War schwarz, rot und gold,  
 Und Gott hat es gelitten.  
 Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen.  
 Was hat's denn für Not!  
 Der Geist lebt in uns allen,  
 Und unsre Burg ist Gott!

Binger

In Frankfurt erlosch der Glanz der Reichsversammlung zur selben Zeit nach mehrmaligem Aufplackern mehr und mehr. Osterreich und Preußen hatten alle ihre Landesangehörigen, welche als Abgeordnete im Parlamente saßen, abberufen. Der zum Reichsverweiser erwählte Erzherzog Johann entschlug sich aller weiteren Täuschungen und ernannte schließlich ein Reichsministerium, dessen Anschauungen mit den Idealen des Jahres 1848 in starkem Widerspruch sich befanden. Am 21. und 22. Mai 1849 legten über hundert Abgeordnete der Reichsversammlung freiwillig ihr Mandat nieder.

So war nach und nach dem Parlamente der Boden unter den Füßen geschwunden. Die zum äußersten entschlossenen Fortschrittmänner auf der linken Seite des Hauses hielten jedoch aus und verlegten, in der Hoffnung, ganz Süddeutschland doch noch zum gewaltsamen Einsteigen zu gunsten der deutschen Reichsverfassung mit fortreißen zu können, das sogenannte „Rumpfparlament“ von hundert und etlichen Mitgliedern nach Stuttgart. Sie erklärten hier die Absetzung des Reichsverwesers und ernannten eine Regentschaft, bestehend aus fünf Mitgliedern: Becher, Raveaux, Schüler, Simon und Vogt.

Diese politischen Träumer täuschten sich in hohem Grade über die thatsächlichen Verhältnisse wie über die Beschaffenheit und Zulänglichkeit der ihnen zur Ausführung ihrer Absichten zu Gebote stehenden Mittel. Sie wähten in ihrer Verblendung allen Ernstes, das württembergische Volk werde König und Regierung zwingen, den pfälzisch-badischen Aufstand zu unterstützen. Aber die Staatsgewalt, welche mit steigender Besorgnis die um sich greifende Unbotmäßigkeit und Verwirrung wahrnahm, kündigte den Urhebern der Beunruhigung das Gastrecht. Das Rumpfparlament achtete nicht darauf und tagte unbeforgt in Stuttgart weiter. Da übernahm es der Minister Friedrich Römer, ein alter, bewährter Liberaler, wiewohl sein eigener Schwager Schott und sein langjähriger Freund Uhland im Rumpfparlamente saßen, das Sitzungslokal am 18. Juni absperrten und die Abgeordneten des „Rumpfes“, die sich in gemeinschaftlichem Zuge zur Sitzung begeben wollten, durch eine Kompanie Soldaten auseinander treiben zu lassen. Natürlich ergoß sich der Zorn aller Brauseköpfe und urteilslosen Politiker über den Minister, der doch an der Berufung des Parlaments selbst treu mitgearbeitet und schon am Vorparlamente teilgenommen hatte; man warf ihm vor, seinem eignen Werke den Todesstoß gesetzt zu haben. Von den schwäbischen Landen, ja von ganz Deutschland hat er aber durch sein entschlossenes Vorgehen sicherlich großes Unglück fern gehalten, denn die Verbindung mit der Umsturzpartei oder ein Widerstand gegen die Maßnahmen des Ministeriums hätte nur die Zahl der Opfer jener Zeit vermehrt.

So endete jene große, mit den weitgehendsten Hoffnungen begrüßte Notabelnversammlung der deutschen Nation. Neben den besten und edelsten Männern, die in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zu gemeinsamem Wirken vereinigt waren, fanden sich daselbst auch Elemente zusammen, die zum ruhig gemessenen Aufbau eines neuen großen Staatslebens nicht die geeigneten Leute waren. Der Verlauf der „tollen“ Periode von 1848 auf 1849, die deutsche Bewegung an und für sich zeugte für das Unreife in der damaligen Zeit. Unklar in ihren Zielen, unsicher in der Wahl ihrer Mittel, ohne irgend einem großen politischen Gedanken Leben und bleibende Form gegeben zu haben, mußte die deutsche Volkspartei sang- und klanglos vom Schauplatze abtreten. Alle Einsichtigeren hatten sich überzeugt, daß von dieser Seite die Einigung des Vaterlandes nicht mehr zu erhoffen war. Die wichtige Lehre, daß Deutschland nur unter der Schutzherrschaft von Preußen oder Oesterreich zu einem festgeeinigten Staatenbund zusammentreten könne, bildete nach so vielen Enttäuschungen das einzige Ergebnis für diejenigen, die etwas lernen wollten und noch zu hoffen wagten.

Das „Dreikönigsbündnis“ und das Interim. Mit innerem Verdruß sah Österreich, welches zu derselben Zeit alle Hände voll zu thun hatte, die nationale Erhebung in Ungarn zu unterdrücken, wie Preußen siegreich seine Adler durch die im Aufstand befindlichen deutschen Lande trug und nun auch festeren Fuß in Süddeutschland faßte. Die deutsche Kaiserkrone hatte der König von Preußen allerdings ausgeschlagen — es war eine andre Frage, ob er sie ausgeschlagen hätte, wäre sie ihm von den deutschen Fürsten angeboten worden.

Man suchte auch in Berlin nach Lösung der deutschen Einigungsfrage, aber man glaubte die Einigung hier auf einem andern Wege zustandebringen zu können. Am 28. Mai 1850 ward auf Betreiben des Generals von Radowiz, des damaligen Vertrauten König Friedrich Wilhelms IV., das „Dreikönigsbündnis“ zwischen Preußen, Hannover und Sachsen abgeschlossen und durch Vereinbarung zwischen den Regierungshäuptern dieser drei Staaten Preußen die Oberleitung der militärischen und politischen Angelegenheiten zugestanden. Dieser Vorgang wies deutlich darauf hin, daß man in Berlin nicht mehr gewillt sei, den alten Schlandrian fortbauern zu lassen, oder ihn von neuem beginnen zu sehen, oder gar in einem neu aufgewärmten Bundestage von etwas „zeitgemäherem“ Anstrich sich von neuem Österreich unterzuordnen. Da sich aber Österreich, Bayern, Württemberg u. s. w. von den Beratungen der neuen engeren Bundesgenossenschaft der norddeutschen Königreiche fern hielten, ja ihre feindselige Gesinnung gegen dieselbe nicht verhehlten, so war ein längeres Bestehen des „Dreikönigsbündnisses“ von vornherein in Frage gestellt. Auch zeigte sich die von demselben verfolgte Unionspolitik schon nach wenigen schwachen Lebensäußerungen gleichfalls als eine verfehlte, wiewohl ihr die in Gotha versammelten Mitglieder der Erbkaiserpartei (die sogenannten „Gothaer“) Förderung und Unterstützung zugewendet hatten. Preußen, gestützt auf die neuen, freilich sehr unzuverlässigen Bundesgenossen, machte anfänglich Miene, sich Österreich gegenüber selbständig zu behaupten und dem Wiederaufleben des von Österreich als nächstes Ziel hingestellten Bundestages sich widersetzen zu wollen; ja es schien eine Zeitlang, als denke man in Berlin nicht im entferntesten daran, auf der betretenen Bahn wieder einzuhalten oder gar umzukehren. Man hoffte, das zu Erfurt von Abgeordneten der verbündeten Staaten beschickte Unionsparlament werde sich zum Kern einer neuen Notabelversammlung unter Preußens Schirm und Schutz gestalten lassen. Das Dreikönigsbündnis erstarkte jedoch nicht; ihm fehlte das allgemeine Vertrauen und damit auch die innere Lebenskraft, und so zerfiel es noch rascher, als es zustandegekommen war, indem sich der größere Teil der deutschen Klein- und Mittelstaaten immer mehr von Preußen ab- und Österreich zuwandte. Um nicht durch Preußens deutsche Politik aus Deutschland verdrängt zu werden, bestand jetzt Österreich auf der Errichtung einer gemeinschaftlichen „Zentralgewalt“ für ganz Deutschland, und auf Grund des beschlossenen sogenannten „Interim“ sollten Österreich und Preußen einzuweilen gemeinsam die Leitung der deutschen Angelegenheiten wahrnehmen. In die Hände der Interimskommission legte Erzherzog Johann am 20. Dezember 1849 sein Reichsverweseramt nieder.

Unterdessen war von dem Unionsparlament zu Erfurt die für den Drei-

königsbund vereinbarte Verfassung angenommen und bald darauf durch den im Mai in Berlin zusammengetretenen „Fürstentkongreß“ ein provisorisches Fürstentkollegium mit der Zentralgewalt des neuen Bundes betraut worden. Aber Österreich, in Ungarn und Italien Sieger, trat jetzt den Bestrebungen Preußens zur Erringung der Oberherrschaft in Deutschland noch entschiedener entgegen. Die Regierungen der Mittelstaaten ließen aus Besorgnis, von Preußen in ihren Hoheitsrechten und Sonderinteressen beschränkt zu werden, den alten Helfer in der Not im Stich und gruppieren sich um Österreich, sobald dieses wieder freie Hand gewonnen hatte. In kürzester Frist tagten in Frankfurt die Gesandten von 13 Regierungen als „außerordentliche Plenarversammlung“ des neuen deutschen Bundestages, und Österreich lud nunmehr als ehemalige „Präsidialmacht“ am 14. August 1850 alle früheren Mitglieder des Deutschen Bundes ein, den nicht ausdrücklich aufgelösten, daher „rechtlich noch fortbestehenden“ Bundestag von neuem zu beschicken. Preußen jedoch sträubte sich, in die Wiederherstellung des alten Bundestages, der nichts als die Vorherrschaft Österreichs bedeute, zu willigen. So standen sich Nord- und Süddeutschland feindlich gegenüber. Die Unzufriedenheit im Kurfürstentum Hessen, welche zu Unruhen führte, erweiterte den Bruch.

**Der hessische Konflikt.** Der Kurfürst von Hessen, in seinem Lande kaum weniger gehaßt als sein geradezu verachteter Minister Hassenpflug, ging, dem Räte Österreichs folgend, die Bundesversammlung in Frankfurt um Hilfe gegen sein Volk an, und diese ward ihm in der That zugesagt. Dagegen protestierte Preußen, welches den Frankfurter Bundestag noch nicht anerkannt hatte, sondern an den Erfurter Beschlüssen festhielt. Ganz Deutschland waffnete; Österreich und Bayern rückten von Süden, Preußen von Norden in Hessen ein und besetzten Kassel am 2. November 1850. Die Stunde der Entscheidung, ob von Österreich, ob von Preußen Deutschlands Zukunft abhängig sein sollte, schien gekommen. Schon kam es am 8. November bei Bronzell zwischen preußischen und bayrischen Truppen zu einem kleinen Vorpostengefecht, dem man später die Deutung eines militärischen Mißverständnisses zu geben suchte. Aber noch in der letzten Stunde trug die Friedenspartei in Berlin den Sieg davon. Minister von Radowitz, Bismarcks schwächerer Vorläufer, trat an den Freiherrn von Manteuffel die Leitung der auswärtigen Politik ab, und General von der Gröben erhielt Befehl, sich auf Kassel zurückzuziehen. Die Soldaten, des Hin- und Hermarschierens und der schlechten Verpflegung in Kurhessen herzlich satt, sangen Spottlieder auf die Aufstellung der großen Heere, die marschierten und deren Gewehre geladen wurden, ohne daß abgeschossen und eine Entscheidung herbeigeführt würde. Der in der „Schlacht bei Bronzell“ verwundete Stiefelabsatz des Gefreiten Muzel und ein bleijerter Schimmel bildeten lange Zeit Gegenstände des Volkswitzes. Damals sang man im Volke spottweise:

Der arme Schimmel mußte sterben,  
Daß sich die Preußen Ruhm erwerben!

Die erbitterten Hessen aber summten manch Schmähslied gegen den verhassten Minister, und mit einem bösen Wortspiel wurde Hassenpflug als „der Hessen Fluß“ bezeichnet.

**Wiederherstellung des alten Bundestages infolge des Olmüzer Vertrages.**

Minister von Manteuffel begab sich nun zur Konferenz nach Olmütz, um mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Felix von Schwarzenberg namens seines Monarchen sich über die Ordnung der deutschen Verhältnisse zu verständigen.

Das Ergebnis dieser Verhandlungen war der vielbesprochene, Preußen demütigende Olmüzer Vertrag vom 19. November 1850. Unter der Einwirkung des Druckes, den Kaiser Nikolaus, Deutschlands böser Geist während mehrerer Jahrzehnte, auf Preußen ausübte, erklärte sich dieses mit den Maßregelungen zur „Wiederherstellung der Ordnung“ in Kurhessen einverstanden und versprach auch, dem Friedensschluß in Schleswig-Holstein zu gunsten der Dänen sich nicht zu widersetzen. Außerdem willigte man preußischerseits ein, eine Konferenz in Dresden zu beschicken, um sich über die Wiederaufrichtung des „Deutschen Bundes“ zu verständigen. Und in der That lebte der verhasste Bundestag, nunmehr auch von Preußen wieder beschickt, am 30. Mai 1851 in der früheren Weise noch einmal auf. Derselbe schritt alsbald in Schleswig-Holstein zu gunsten Dänemarks ein, setzte die „deutschen Grundrechte“ außer Kraft und ließ am 2. April 1852 — Schande über Schande!! — die in den Bewegungsjahren begründete deutsche Flotte durch seinen Bevollmächtigten, den oldenburgischen Staatsrat Hannibal Fischer, öffentlich versteigern!!

Das Wiederaufleben des alten kraftlosen Bundestages erfüllte nach der einen Seite hin den erhofften Zweck. Es diente dazu, Preußen von neuem an seiner Entwidlung zu hindern, und ließ Deutschlands Einheit nicht aufkommen; selbst die Führung der Nordstaaten entglitt Preußens Händen. Rücksichten auf das Ausland, besonders auf Rußland, der Mangel an thatkräftigem Willen seitens derjenigen, welche an der Spitze des preußischen Staates standen, sowie der Eigennutz der kleineren deutschen Regierungen ließen die schöne Gelegenheit zur Einigung Deutschlands, welche die Jahre 1848 bis 1850 so reichlich dargeboten hatten, ungenützt vorübergehen.

Es folgte nun eine lange Zeit politischer Erschlaffung und bedauerlicher Rückschrittsbestrebungen, während welcher die Einheit Deutschlands fast nur auf wirtschaftlichem Gebiete Ausdruck fand. Die Versuche Österreichs, den Zollverein zu sprengen, um den Eintritt in denselben zu erlangen, scheiterten an der Umsicht, die Preußen wenigstens in dieser Beziehung entfaltete; es traten im Gegenteile Hannover, Oldenburg und einige kleinere Staaten, die bisher dem Zollverein widerstrebt hatten, diesem bei.

Auch das politische Leben schien zeitweilig aus seinem Winterschlaf wieder erwachen zu wollen. Am 14. September 1859 wurde zu Frankfurt a. M. der „Nationalverein“ begründet, der die Errichtung eines einigen Deutschlands mit Preußen an der Spitze und mit einem Volksparlament anstrebte. Die Gefahr eines Krieges gegen Deutschland lag damals nach den Waffenerfolgen der französischen Heere in Oberitalien (gegen Österreich) in der Luft; unter dem Eindruck dieser Gefahr faßte der Verein schnell Boden und wuchs auf 30 000 Mitglieder an. Die Bewegung geriet jedoch wieder ins Stocken infolge des

Verfassungskonflikt, der 1862 in Preußen wegen der Armeeorganisation zum Ausbruch kam.

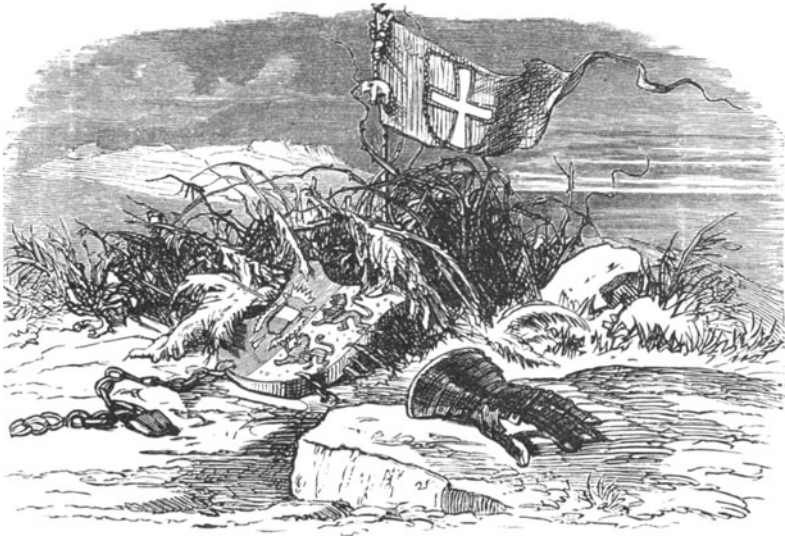
Trotz der hieraus erwachsenen Schwierigkeiten ist seitdem unablässig an der Verbesserung des preußischen Heerwesens gearbeitet worden. Die Mobilmachung der preußischen Armee während der drohenden Kriegsaussichten zur Zeit des italienischen Krieges (1859), welcher Italien in Besitz der Lombardei brachte, hatte zur Erkenntnis mancher Mängel im Heerwesen, besonders in der Landwehrverfassung, geführt, in deren Beseitigung eine der Hauptaufgaben des nächsten Jahrzehnts bestand. Dieser ernstlich angestrebten Bereitschaft zum Kriege und den Vorbereitungen zu letzterem im Frieden hat Preußen seine späteren großen Erfolge zu danken gehabt.

Außerlich schienen Oesterreich und Preußen ausgeföhnt; aber die Wunde von Olmütz schmerzte noch, und die sichere Voraussicht, daß der noch einmal künstlich hergestellte Deutsche Bund bei dem nächsten Sturme doch zusammenbrechen und daß der Streit zwischen Preußen und Oesterreich schließlich doch mit den Waffen ausgefochten werden müsse, ließ es zu einer aufrichtigen Versöhnung nicht kommen. Noch vierzehn Jahre dauerte die Gegnerschaft der zwei Großstaaten Deutschlands fort, bis endlich der unselige Streit zum Heile der deutschen Nation zum Austrag gelangte — auf welche Weise und mit welchem Erfolge, werden wir im nächsten Abschnitte lesen.

Wie viel Freudiges und Schmerzlichcs Deutschland während dieser Zeit betroffen, wie oft auch böse Nachbarn sich in unsre Angelegenheiten eingemengt und hineingerebet und Deutschlands Selbständigkeit bedroht haben, alle braven Deutschen hielten unentwegt fest an der erhabenen Idee der deutschen Einheit, die früher oder später doch errungen werden müsse, und die besten Männer lebten der zuversichtlichen Hoffnung, daß diese Stunde nicht mehr fern sei.



Der  
Deutsche Krieg in den Nordmarken.



Die Preußen und die Österreicher  
gegen  
Dänemark zur Befreiung Schleswig-Holsteins.

---





Zahnemehse in Berlin am 18. Januar 1861.

## Reorganisation der preussischen Wehrverfassung.

Veränderungen und Fortschritte  
im Heerwesen.

„Wer den Frieden haben will, muß die Rüstung  
zum Kriege nicht scheuen.“

„Es ist nicht Absicht, mit dem Vermächtnis einer  
großen Zeit zu brechen.“ König Wilhelm.

Das sechste Jahrzehnt hatte trotz der stürmischen Bewegungen, von denen es erfüllt war, dennoch friedlich geschlossen. Aber noch immer hing schweres Gewölk am politischen Horizont: die „deutsche Frage“ harnte noch ihrer Lösung, und durch den Krieg gegen Rußland, welchen die Westmächte, Großbritannien und Frankreich, im Bunde mit dem aufstrebenden Italien glücklich zu Ende geführt hatten, waren nur zeitweilig dem Übermut des alten „rechtgläubigen“ Erbfeindes des „ungläubigen“ Gebieters am Bosporus Schranken gesetzt worden. Der stolze Zar Nikolaus hatte den für Rußland ungünstigen Ausgang des Krimkrieges nicht überlebt — das Herz war ihm drüber gebrochen, daß seine

Heere nicht in Konstantinopel eingezogen waren, nach dessen Besitz den Russen gemäß ehrwürdigen Überlieferungen seit Jahrhunderten gelüftete. Sein Nachfolger, der menschenfreundliche Alexander II., suchte die von seinen Unterthanen gebrachten schweren Opfer einigermaßen vergessen zu machen und die in seinem weiten Reiche herrschende Aufregung zu beschwichtigen, indem er den auf den niederen Volksschichten lastenden Druck linderte, die Leibeigenschaft aufhob und noch andre Reformen ins Werk setzte.

Die Austragung der sogenannten „orientalischen Frage“ war vertagt, aber andre europäische „Fragen“ drängten mehr und mehr auf ihre beschleunigte Erledigung hin. In Italien dauerte die Beunruhigung der Gemüter auch nach dem Frieden von Villafranca fort. Die ersehnte Einigung der italienischen Staaten zu einer nationalen Monarchie hatte sich durch das entschlossene Vorgehen des Königs Viktor Emanuel und dank der Staatsklugheit seines weit ausschauenden Ministers Cavour und der Kühnheit des alten Freiheitskämpfers Garibaldi in der Hauptsache verwirklicht, nachdem der letzte Bourbon und seine heldenmütige Gemahlin die Trümmer der tapfer verteidigten Feste Gaëta verlassen hatten. Schon 1861 war das große Werk so weit gediehen, daß Viktor Emanuel, nach Verschmelzung der Lombardei, der mittellitalienischen Herzogtümer und Neapels samt Sizilien mit seinem Königreiche Sardinien, den Titel: „König von Italien“ annehmen konnte. Die von Napoleon III. ausgegebene Losung: „Italien frei bis zur Adria!“ harrte nur in bezug auf Venedig noch der Erfüllung. Die großen Errungenschaften, zu denen Italien plötzlich gelangt war, genügten aber den italienischen Patrioten nicht. Die Freundschaft des hoch emporgekommenen dritten Napoleon, der bei der Einigung Italiens freilich nicht leer ausgegangen war, gedachte man zu benutzen, um auch in den Besitz von Venedig zu gelangen, über dessen Launen noch das Banner Oesterreichs flatterte. „Italien frei bis zur Adria!“ blieb also auch fortan der Wahlspruch der italienischen Patrioten.

Deutschland hatte sich noch nicht aus seiner trostlosen Versunkenheit aufzuraffen vermocht. Allerdings war das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Volke mächtig erstarkt, aber der Held, der die Nation zu kräftigerem Handeln emporzureißen vermocht hätte, war noch nicht hervorgetreten. In Berlin ließ die Lenkung des Staatsschiffes oft auf wenig glückliche Hände am Steuer schließen, und in den letzten Jahren waren viele treue Anhänger des Königshauses mit Besorgnis dem oft schwankenden Laufe des Fahrzeuges gefolgt. Da trat, zwar nicht unerwartet, aber schneller als die meisten geglaubt hatten, eine Wendung und Klärung der Verhältnisse ein. Im Oktober 1857 rief der erkrankte Monarch den persönlich bis dahin wenig hervorgetretenen Prinzen von Preußen als Stellvertreter an seine Seite. Ein schmerzliches Gehirnleiden Friedrich Wilhelms IV. hatte sich fortgesetzt verschlimmert. Die Verfassungsurkunde verordnete für den Fall, daß der König regierungsunfähig würde, die Einsetzung einer Regentschaft.



Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen (geb. 22. März 1797, gest. 9. März 1888).

## Wilhelm der Siegreiche.

Von jenem Tag, da er auf's Schlachtfeld stieg  
 Als königliches Urbild des Soldaten,  
 Bis heut', wo er noch all des Ruhmes Saaten  
 Das deutsche Heer geführt von Sieg zu Sieg —  
 Was hat er nicht gethan, was er gesollt?  
 Was sollt' er anders thun, als er's gethan?

D. von Redwitz.

Am 7. Oktober 1858 wurde die Berufung des Prinzen von Preußen zur Regentschaft urkundlich vollzogen — eine junge Kraft übernahm die oberste Leitung der Staatsgeschäfte. Eine junge Kraft! Zwar nicht jung an Jahren, denn der Prinzregent stand als Zweiundsechzigjähriger schon nahe der Schwelle des Greisenalters — aber jung an Herz und Geist, bereit und entschlossen, mit dem Wagemut und der Thatkraft der Jugend dasjenige zur Durchföhrung bringen, was die gereifte und geläuterte Erfahrung des Alters ihn als zum Wohl, zum Ruhm und zur Größe des Vaterlandes föhrend erkennen ließ. Wenden wir, ehe wir dem Gange der Ereignisse weiter folgen, zunächst unsern Blick zurück auf den früheren Lebensgang des allverehrten Fürsten, dem es beschieden sein sollte, für Preußen und für Deutschland so Großes, so Herrliches und Unvergängliches zu leisten und zu schaffen.

Friedrich Ludwig Wilhelm, der ruhmvolle erste Kaiser des durch ihn zu ungeahnter Größe und Herrlichkeit wieder aufgerichteten Deutschen Reiches, ward als der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III. und der edlen Königin Luise am 22. März 1797 zu Berlin geboren. In seiner frühesten Jugend machte er durch eine gewisse Schwächlichkeit mancherlei Befürchtungen rege, und dennoch sollte ihm nach einem wunderbaren Wechsel der Geschicke ein hohes Alter, wie wenigen Menschen, beschieden sein. Bald zehn Jahre zählte er, als über die preussische Monarchie die erschütternde Prüfungszeit, welche mit der Katastrophe von Jena begann, hereinbrach. Am Neujahrstag des Jahres 1807 war Prinz Wilhelm in Königsberg zum Gardeoffizier ernannt worden, doch konnte er, da ihn auf der Flucht seiner Eltern nach Memel ein Nervenfieber befiel, in der ersten Zeit keinen Dienst verrichten und erhielt auch erst am 22. März das Patent als Fähnrich. Als solcher in Memel der Leibkompanie der von Friedrich Wilhelm III. aus den Stämmen der alten errichteten neuen Garde zu Fuß zugeteilt, stand der Prinz am 3. Oktober 1807 zum erstenmal bei einer Revue in der Front und marschierte, nachdem er am 24. Dezember 1807 Sekondeleutnant geworden, im Januar 1808 mit seinem Bataillon wieder nach Königsberg, wo er an allen Übungen desselben teilnahm. Ueberhaupt zeigte er anhaltenden Fleiß und wandte dem Unterricht große Aufmerksamkeit zu. Sein Erzieher, der als Militärschriftsteller bekannte damalige Hauptmann und spätere General von Reiche, dann aber auch Johann Friedrich Ferdinand Delbrück und der Reorganisator der preussischen Volksschule, Karl August Zeller aus Württemberg, haben ihm schnelles Auffassen, praktischen Verstand, Ordnungsliebe und einen ernsten und gesetzten Charakter nachgerühmt. Bei der Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin im Dezember 1809 marschierte die inzwischen zu einem Regiment formierte Garde zu Fuß gleichfalls in Berlin und von da in ihre eigentliche Garnison Potsdam ein.

Am 19. Juli 1810 verblich die treffliche Königin Luise, ihrer Kinder unvergeßliche Mutter, welche in ihrer letzten Lebenszeit nichts unterlassen hatte, um Geist und Seele ihrer Söhne zu stählen und für edle Gesinnungen und tapferes Handeln empfänglich zu machen, auf daß sie einst die ihrem Hause und ihrem Volke widerfahrne Schmach rächen könnten, ein Herzenswunsch, der durch den Prinzen Wilhelm die glänzendste Erfüllung finden sollte.

Am 15. Juni 1813 erfolgte des Prinzen Ernennung zum Premierleutnant, und als König Friedrich Wilhelm III. am 30. Oktober in Breslau anlangte, wohin inzwischen seine Familie vorausgegangen war, heftete er seinem zweiten Sohne unter gleichzeitiger Ernennung zum Kapitän die neu eingeführten Spauletten auf die Schultern.

Die ersten Eindrücke eines Gefechts empfing Prinz Wilhelm bei Gelegenheit des Übergangs des Sackenschen Korps bei Mannheim über den Rhein in der Neujahrsmacht des Jahres 1814, welchem der König mit seinen beiden ältesten Söhnen beistand. Seitdem blieb Prinz Wilhelm während des ganzen Verlaufs des Feldzugs von 1814 an der Seite des Vaters und nahm fast an allen kriegerischen Vorgängen teil. Im siegreichen Gefecht bei Bar-sur-Aube

(27. Februar) legte er eine solche Unerfroffenheit an den Tag, daß ihm der Kaiser Alexander I. von Rußland am 5. März das Georgenkreuz und sein Vater am 10. März — dem Geburtstage der Königin Luise und zugleich dem ersten Jahrestage der Stiftung des Eisernen Kreuzes — diese höchste Auszeichnung aus der Zeit des Befreiungskrieges verlieh. Weiter wohnte der Prinz im März den Gefechten bei Arcis-sur-Aube und bei La Fère Champenoise sowie der Schlacht vor Paris (31. März) bei. Nach seiner Ernennung zum Major (30. Mai) begleitete er den König nach England und der Schweiz, von wo er im August nach Berlin zurückkehrte. Als der Prinz im Juni 1815 mit seinem Bataillon von neuem nach Frankreich abrückte, hatte inzwischen die große Entscheidungsschlacht bei Waterloo stattgefunden und der zweite Siegeszug der Preußen nach Paris war vor sich gegangen. Seit 30. März 1817 zum Oberst ernannt, erhielt Prinz Wilhelm nun auch Sitz und Stimme im Staatsrat, und als Beweis der besonderen Zufriedenheit des Königs mit seinen militärischen Leistungen wurde ihm am 7. Juni 1817 das 7. Infanterieregiment, heute Königsgrenadiere, verliehen; weiterhin ernannte ihn der Kaiser Alexander I. von Rußland, zum Andenken an den Tag von Bar-sur-Aube, 1818 zum Chef des Regiments Kaluga. In demselben Jahre rückte Prinz Wilhelm zum Generalmajor auf, als welcher er eine Garde-Infanteriebrigade und seit 1. Mai 1820 die 1. Gardedivision befehligte, bis er am 18. Juni 1825 mit dem Range eines Generalleutnants das Kommando über das dritte Armeekorps erhielt. Letzteres vertauschte er 1838 mit dem über das Gardekorps, an dessen Spitze er seit 10. September 1840 als General der Infanterie bis zum Jahre 1848 blieb. Außerdem wurde er teils mit der Leitung und dem Vorstize in allen Kommissionen, welche neue Dienstreglements und Instruktionen auszuarbeiten hatten, teils mit der vorübergehenden Führung von größeren Kavalleriemassen, der Anordnung von Manövern und Revuen, teils mit militärischen Missionen nach dem Auslande, so nach Rußland und England, betraut. Durch seine Teilnahme an organisatorischen, administrativen und andern Geschäften und infolge der ihm vielfach gegebenen Gelegenheit, wertvolle praktische Erfahrungen zu sammeln, bildete sich der Prinz zum ersten Soldaten des preußischen Heeres aus.

Am 11. Juni 1829 ging Prinz Wilhelm seinen Lebensbund mit der am 30. September 1811 geborenen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar ein, deren Schwester Marie die Gemahlin seines jüngeren Bruders, des Prinzen Karl, war. Seine Lebensgefährtin schenkte ihm am 18. Oktober 1831 den Prinzen Friedrich Wilhelm und am 3. Dezember 1838 die Prinzessin Luise, seit 20. September 1856 Großherzogin von Baden. Als Thronfolger seines kinderlosen Bruders, Friedrich Wilhelms IV., führte Prinz Wilhelm nach seines Vaters Tode (7. Juni 1840) den Titel „Prinz von Preußen“.

Gegen Ende des fünften Jahrzehnts zogen jene schweren Stürme heran, von denen wir bereits gesprochen haben. Der Zeit schwärmerischen Ringens um die Güter politischer Freiheiten folgte im Jahre 1848 der Ausbruch der in falsche Bahnen geleiteten deutschen Volkskraft. Revolutionen erschütterten die alten Ordnungen und bedrohten auch den preußischen Königsthron, da Fried-

rich Wilhelms IV. genialer Natur die rechte Festigkeit mangelte, welche zu den vornehmsten Tugenden eines Herrschers zählt. Der politische Blick des Prinzen Wilhelm erkannte das Richtige, und seine Willenskraft wollte die Krone vor Demütigungen bewahren. Deshalb war er im März 1848 zwar für Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung, aber zuvor für energische Unterdrückung der aufständischen Bewegungen. Da man den Prinzen überdies für die Seele der volksfeindlichen Strömungen am Hofe hielt, so sah er sich vom blinden Haß der aufgeregten Menge verfolgt. Der König hielt es daher für angemessen, daß der Prinz einige Zeit von Berlin fern bleibe, und so begab sich derselbe am 22. März nach London, wo er mit dem Prinzen Albert, mit den Staatsmännern H. Peel, J. Russell, Palmerston und andern hochstehenden Personen viel verkehrte und Gelegenheit hatte, im Umgange mit ausgezeichneten Männern seine Anschauungen zu klären. Auf Antrieb des Ministeriums Camphausen im Juni nach Berlin zurückgerufen, ward er in die preußische Nationalversammlung gewählt, doch nahm er hier, nachdem er in einer kurzen Rede seine konstitutionellen Grundsätze dargelegt hatte, keinen weiteren Anteil an den Verhandlungen.

Was der Prinz von Preußen als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen, welche zur Niederwerfung des pfälzisch-badischen Aufstandes ausmarschiert waren, geleistet hat, haben wir an einer andern Stelle dieses Buches bereits berichtet. Bei Eröffnung des Feldzugs war der Prinz bei Mainz glücklich der Kugel eines Meuchelmörders entgangen; statt seine Person hatte sie ein Pferd und den Postillon getroffen. Unter seiner festen und einheitlichen Leitung wurden die Aufständischen überall geschlagen, so daß der Prinz bereits am 25. Juni 1849 in die frei aufatmende Hauptstadt Badens einziehen konnte. Anfang Juli ward auch das Oberland bis Freiburg gesäubert, und am 23. Juli kapitulierte Rastatt. Mit bewegtem Herzen trennte sich der fürstliche Oberbefehlshaber von seinen Soldaten, mit denen er alle Gefahren geteilt hatte, als ihn sein königlicher Bruder im Oktober 1849 bei Auflösung des Operationskorps zum Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, sowie zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. bestimmte. Zu jener Stellung trat am 1. März 1854 noch die eines Generalobersten der Infanterie mit Feldmarschallsrang und eines Gouverneurs der Bundesfestung Mainz.

Während seines dienstlichen Aufenthalts in der Rheinprovinz wohnte der Prinz mit seiner Familie in der schönen Rheinstadt Koblenz. Dort beging er auch am 1. Januar 1857 die Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, bei welcher Gelegenheit er zum Chef des 7. Husarenregiments in Bonn ernannt wurde. Von der Politik hielt sich der Prinz in diesen Jahren fern; bei seinem lebhaften Gefühl für nationale Ehre und bei seiner strengen Auffassung des gegebenen Wortes vermochte er aber dem Schalten und Walten der Berliner Regierungskreise nicht immer zuzustimmen. Die am Ruder befindlichen Rückschrittmänner machten von der erlangten Macht rücksichtslos den ihnen passend erscheinenden Gebrauch oder richtiger Mißbrauch, ja der Prinz selbst hatte von dem Übermute dieser Partei zu leiden, wodurch die ihm früher

so ungünstige Meinung des Volkes mehr und mehr in das Gegenteil umschlug.

Als der Prinz von Preußen während der Krankheit seines königlichen Bruders zuerst als dessen Stellvertreter und dann, trotz aller Gegenbestrebungen der herrschenden Partei, als Regent an die Spitze der Regierung getreten war, hofften alle Patrioten von ihm die Anbahnung der so lange verzögerten Reformen, sowie die Lösung der Deutschen Frage bewirkt zu sehen. In der That erwählte der Prinz-Regent, nachdem er am 26. Oktober 1858 den Eid auf die Verfassung geleistet, freisinnige Ratgeber zu Ministern.

In vereinigter Sitzung der beiden Häuser des Landtages erklärte er, daß er „die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich halten und in Übereinstimmung mit ihr und den Gesetzen regieren“ wolle. Das preußische Volk begrüßte mit Vertrauen das neue Staatsoberhaupt, von dem man wußte, daß es praktischen Verstand bei militärischer Geradheit und einen klaren Blick für die tatsächlichen Verhältnisse auf den Thron mitbrachte.

Und daß diese guten Hoffnungen bald zur Verwirklichung kommen sollten, ließ sich aus den Regierungsgrundsätzen des Prinz-Regenten entnehmen, die bald nachher bekannt wurden.

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft“, so hieß es in einem Erlaß vom 8. November, „ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich vermischt worden ist durch zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indes jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer zu bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Waagschale legen zu können“ — „Daß mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden müsse, die darauf abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen“ — „daß Preußen in Deutschland moralische Eroberungen zu machen habe“ — „daß die Welt wissen müsse, wie Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei“, ward an andern Stellen hervorgehoben.

Der Prinz erblickte in einer zeitgemäßen Bervollständigung der Wehrkraft des Landes seine nächste Hauptaufgabe, eine Auffassung, in welcher ihn der Verlauf der Ereignisse im Jahre 1859 noch bestärkte. Infolgedessen ward dem Landtag 1860 eine Mehrkostenforderung für die neue Heeresreorganisation vorgelegt. Diese erregte aber den Widerspruch der Mehrheit der Volksvertretung, welche ihrerseits erst Beweise einer thatkräftigen, erfolgreichen deutschen Politik sehen wollte, ehe sie die Ausgaben für die Heeresreorganisation zu bewilligen gedachte. Damit begann der langjährige sogenannte „Konflikt“ zwischen der Krone und der Volksvertretung, der sich mehr und mehr verschärfte. Wohl.

war man damit einverstanden, daß „Preußen mit allen Großmächten in freundschaftlichem Einvernehmen zu stehen habe, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände unzeitig durch Traktate zu binden, daß es in Deutschland moralische Eroberungen machen müsse, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indes einer Reform zu unterwerfen sei.“ Aber man wollte vor allem Thaten sehen, denn der schönen Worte hatte man früher bereits hinlänglich gehört. Indes lebten frohe Hoffnungen wieder auf; hatte man doch solch eine bestimmte und selbstbewußte Sprache vom Throne herab seit langer Zeit nicht gehört. Ein andres kam noch hinzu. Mit Ausnahme des einzigen, aber schnell vorübergegangenen Falles im Jahre 1848 hatte Preußen seit der Zeit Steins keine Regierung besessen, die auch den berechtigten Forderungen des politischen Liberalismus zugänglich gewesen wäre. Jetzt befand sich zum erstenmal eine ansehnliche Mehrheit des Volkes in Übereinstimmung mit den leitenden Gewalten; sie erwartete unter der neuen Regierung einen maßvollen Fortschritt und begrüßte diesen Zustand als den einer „neuen Ära“, ja im Volksmunde ward dieser Name zur Bezeichnung für die ersten Regierungsjahre des Prinz-Regenten allgemein üblich.

Mannigfache Rundgebungen bestätigten den Eindruck und die Wirkung, welche diese Umkehr zum Besseren auf die Stimmung jener Tage zur Folge hatte.

Aber die der neuen Regierung günstige Stimmung hielt nicht an. Und doch wäre zu keiner Zeit gegenseitiges und andauerndes Vertrauen zwischen der Regierung und dem Volke und dessen verordneten Vertretern mehr am Plage gewesen. Denn die Eifersucht zwischen den beiden Mächten Oesterreich und Preußen und der Streit darüber, welche von beiden zur Durchführung des deutschen Einigungswerks und zur Führung der deutschen Volksstämme berufen sei, waren seit dem italienischen Kriege noch lebhafter als vordem erwacht und ließen die Gefahr eines Krieges innerhalb Deutschlands um die Vorherrschaft Preußens oder Oesterreichs immer näher rücken. In Voraussicht der drohenden Kriegsgefahr war nun das vornehmste Bestreben der preußischen Regierung darauf gerichtet, die Volkskraft durch eine tüchtige Wehrverfassung zu sammeln, um beruhigter den Stürmen der Zukunft entgegensehen zu können.

**Chronbefreigung des Königs Wilhelm.** Die Weihnachtszeit des Jahres 1860 wurde für das königliche Haus durch bange Befürchtungen getrübt. Wiederholte Gehirnschläge hatten den Zustand des Königs Friedrich Wilhelm IV. in solchem Grade verschlimmert, daß sein Tod für ihn als eine Wohlthat gelten konnte. Kaum war der erste Tag des neuen Jahrzehnts vorübergegangen, als am 2. Januar 1861 eine Trauerkunde die Monarchie von einer Grenze zur andern durchzitterte: „Der König ist tot!“ — so lautete sie. Man war durch das längst Erwartete nicht überrascht, aber doch erschüttert. Denn im Hinblick auf das Gute, das Friedrich Wilhelm IV. gewollt, angejchnt der Schicksalschläge, die ihn getroffen, widmeten auch diejenigen, die mit den von dem Monarchen eingeschlagenen Wegen nicht einverstanden gewesen waren oder gar unter den



Wirkungen des bisherigen Systems gelitten hatten, ihm ein ehrendes Andenken. In einem Nachrufe aus jenen Tagen hieß es:

„Es war der Gaben Füll', in der so hell  
Durch lange Zeit wir glänzen ihn gesehen:  
Des Wissens Schatz, der Blick so scharf und schnell,  
Des Schönen tiefes, inniges Verstehen,  
Des Witzes nie versiegender Strudelquell,  
Des frischen Geistes stets lebendig Wehen,  
Kurz, alles war, was ihn so reich beglückte,  
Kostbarer Schmutz — der nur ein Opfer schmückte.“

Waffenschmuck und Feldzeichen der Offiziere hüllten sich in Trauerflor, schwarze Trauerbänder hingen von den Spitzen der Fahnen und Standarten herab, die Trommel wirbelte in gedämpftem Klang, die heiteren Weisen der Feldmusik verstummten für die nächste Zeit. Nur auf Stunden schwand der Trauerflor, als König Wilhelm I. die Abordnungen der neu errichteten Regimenter nach Berlin beschieden hatte, um ihnen die Fahnen zu übergeben.

Auf dem schönen Platze zwischen der breiten Straße „Unter den Linden“ und dem königlichen Schlosse, wo die Denkmäler der preußischen Helden aus den Befreiungskriegen sich erheben, die des Marschalls Vorwärts, von Gneisenau, York, Scharnhorst, Bülow, wo vor allen das herrliche Reiterstandbild Friedrichs des Großen gegenüber den Fenstern des königlichen Palais weit über die Wipfel der Linden emporragt — da waren die Abgesandten des alten und des jungen Heeres um ihren königlichen Kriegsherrn versammelt. Eine aus allen Truppen zusammengesetzte Kompanie holte die sämtlichen neuen Fahnen aus dem königlichen Schlosse ab und marschierte unter den Klängen alter Siegesmärsche in breiter Front bis zum Friedrichs-Denkmal hinab. Es war ein prächtiger Anblick, dieser wehende, wallende Fahnenwald! Und die zerrissenen und zerschossenen Fahnen des alten Heerstammes sahen so ehrwürdig und ernst auf ihre jüngeren Schwestern, als wollten sie ihnen zuflüstern von den Heldenthaten, deren Zeugen sie gewesen waren auf so vielen Schlachtfeldern nah und fern, auf den Gefilden Ungarns und Italiens, auf den märkischen Sandflächen, bei Großbeeren, bei Dennewitz, bei Leipzig und bei Belle-Alliance.

Der Zwist mit der Volksvertretung spitzte sich leider immer mehr zu und drohte dem Könige die Liebe des Volkes zu entfremden, ja das ganze Staatsleben zu zerrütten. Am 14. Juli 1861 machte sogar ein Student, Oskar Becker, in Baden-Baden einen Mordversuch auf den Monarchen, verwundete ihn aber nur leicht. Nach der Krönung des Königs, die am 18. Oktober 1861 in Königsberg stattfand, vermehrte sich leider das Mißtrauen in dessen konstitutionelle Absichten. Unter diesen Umständen fielen die Neuwahlen im Dezember 1861 zu gunsten der Fortschrittspartei aus, und dies hatte wiederum im März 1862 die Entlassung des Ministeriums der „neuen Ära“ und die Berufung weniger freisinniger Ratgeber mit dem Prinzen von Hohenlohe an der Spitze zur Folge, an dessen Stelle am 23. September 1862 der bisherige Gesandte zu Paris, Otto von Bismarck-Schönhausen, trat. Unerwarteterlich hielt König Wilhelm an der bereits thatsächlich durchgeführten Heeresreorganisation, „seinem eigensten Werke“, fest, auch dann noch, als im Oktober

1862 aus dem Streite zwischen Regierung und Volksvertretung ein offener Verfassungskonflikt hervorgegangen war. Wie sehr darunter des Königs Beliebtheit litt, zeigte sich bei den fünfzigjährigen Festen zur Erinnerung an die Befreiungskriege und an die Vereinigung verschiedener Provinzen (1863 bis 1865). Auch die entschiedene Politik, welche König Wilhelm unter Bismarcks kühnem und staatsklugem Beirat in der deutschen Frage verfolgte, und der siegreiche Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864 vermochten den Zwist nicht zu beschwören.

Erst der unerwartet glänzende Ausgang des Feldzugs im Jahre 1866, mit dem sich die längst zur geschichtlichen Notwendigkeit herangereifte Trennung Deutschlands und Oesterreichs und damit eine entschiedene Wandlung zum Besseren vollzog, wie wir das in den folgenden Abschnitten unsern Lesern vorführen werden, löste endlich die unheilvolle Spannung zwischen Krone und Volk in Preußen.

Schon beim Ausbruche des Krieges hatte sich in Preußen ein Umschwung in der Volksstimmung vollzogen, und der Sonnenschein des Kriegsrühms verwandelte sie dann in Begeisterung für den königlichen Oberfeldherrn, dessen militärische Fürsorge sich so glänzend bewährt hatte. Dazu kam, daß König Wilhelm nach seiner Rückkehr aus dem Felde durch Vorlegung eines Indemnitätsgesetzes für die während der Konfliktzeit ohne die verfassungsmäßig erforderliche Zustimmung der Volksvertretung geschehenen Regierungshandlungen dem Landtage die Hand zum Frieden bot. Diefelbe ward freudig ergriffen, und damit begann die schönste Zeit in Kaiser Wilhelms Leben — die Zeit der Erfüllung.

Die Gründung des Norddeutschen Bundes, durch dessen Verfassung vom 1. Juli 1867 das Präsidium dem Könige von Preußen und seinen Nachkommen übertragen wurde, gab Deutschland die Weltstellung, deren es nur zu lange entbehrt hatte. Noch blieb freilich das Einigungswerk zu vollenden; daß dies, ungehindert von außen, in friedlicher Entwicklung geschehe, war des Königs lebhaftester Wunsch. Vier Jahre hindurch gelang seiner Friedensliebe die Hinausschiebung des drohenden Krieges mit Frankreich, dessen Eiferfucht durch die beispiellosen Erfolge Preußens im Kriege von 1866 gereizt worden war und das sich in seinen Vergrößerungsgelüsten durch die vermehrte Macht des früher gering geschätzten Nachbarn gehemmt fühlte. Im Juni 1867 besuchte König Wilhelm gemeinschaftlich mit dem Kaiser Alexander von Rußland die Weltausstellung zu Paris; Kaiser Napoleon III. aber suchte doch mit Ungeduld nach einem Vorwande zu einem Bruche, und endlich fand sich ein solcher in der Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern gelegentlich der Wiederbesetzung des verwaisten spanischen Thrones. In der Hoffnung, nicht nur Preußen zu vereinsamen, sondern auch dessen König persönlich vor der ganzen Welt herabzusetzen, ließ der Emporkömmling durch seinen Botschafter Benedetti im Bade Ems verletzende Forderungen an König Wilhelm stellen. Aber Napoleons Absichten wurden durch die würdevolle Haltung König Wilhelms zu schanden gemacht. Nun mußten die Waffen entscheiden. Ganz Deutschland scharte sich in voller Begeisterung um den greisen Heerführer, der, ein Siebziger, die Mühsal eines neuen Feldzugs nicht scheute.

Unter seiner Oberleitung reihte sich Sieg an Sieg, und nach dem Falle der stolzen Hauptstadt Frankreichs konnte sich der Oberfeldherr der deutschen Heere im alten Palast der französischen Könige, zu Versailles, die ihm von den Fürsten Deutschlands dargebrachte Kaiserkrone auf das Haupt setzen.

In rastloser emsiger Thätigkeit und unermüdblicher Treue widmete sich Kaiser Wilhelm seit dem Friedensschlusse den Regierungsgeschäften, sowohl der Vollendung der militärischen Organisation des Deutschen Reiches, als auch der inneren Reform des preussischen Staatswesens. Auch den äußeren Frieden zu sichern, gelang durch Versöhnung der Gegensätze und Abneigungen. Die hier und da noch obwaltenden Mißstimmungen mußte er zu zerstreuen und gelegentlich persönlichen Zusammentreffens mit den hervorragendsten Monarchen Europas und deren Ratgebern die freundschaftlichen Beziehungen zu festigen. Das gute Einbernehmen zwischen Deutschland und Oesterreich hatte sich schon während des Deutsch-französischen Krieges wieder herstellen lassen. Ein Besuch, den Kaiser Wilhelm am 11. August 1871 dem Kaiser Franz Joseph in Triest abstattete, und eine im September zu Salzburg herbeigeführte Verständigung beider Monarchen, bei welcher auch die beiden Reichskanzler zugezogen worden waren, befestigten die guten Beziehungen noch mehr, die sich inzwischen zu einem innigen, von beiden Seiten wertgeschätzten Bündnis gestaltet haben. Durch den später erfolgten Beitritt Italiens ist dann der sogenannte „Dreibund“ entstanden, schon seit Jahren und heute noch der sicherste Hort des europäischen Friedens, den kein unruhiger Nachbar im Osten oder Westen zu stören wagen darf, wenn er nicht die Dreibundsmächte zu vereinter Abwehr in Waffen sich gegenüber sehen will.

Leider vermochte das friedliche und gesegnete Wirken des Kaisers nicht zu verhindern, daß eine mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung unzufriedene und auf den gewaltsamen Umsturz derselben hinarbeitende Partei im Volke, namentlich unter den Arbeitern der großen Städte, mehr und mehr Boden gewann. Die Verwirrung, welche die verderblichen Irrlehren der Sozialdemokratie in unruhigen Köpfen anrichteten, hatte wiederholt arge Ausschreitungen zur Folge. Als dann gar im Jahre 1878 zwei Verbrecher, Hödel und Nobiling, rasch hintereinander rucklose Mordversuche gegen die Person des greisen Monarchen unternahmen, erfolgte am 21. Oktober 1878 der Erlaß eines gegen die gemeingefährlichen Wühlereien der Umsturzpartei gerichteten besonderen Gesetzes, das erst im Jahre 1890 wieder aufgehoben werden konnte. Aber nicht nur mit der Strenge des Gesetzes schritt der Kaiser gegen Ausschreitungen ein, sondern er glaubte zugleich auch die versöhnende Hand bieten zu sollen, indem er zur Abstellung offener Mißstände, namentlich auch in dem Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die thatkräftige Mitwirkung der kaiserlichen Regierung in Aussicht stellte. Das geschah in der vielgenannten „kaiserlichen Botschaft“ vom Jahre 1881, welche der Ausgangspunkt für die ganze neuere sozialpolitische Gesetzgebung mit ihren vielen segensreichen Einrichtungen, Fabrikaufsicht, Arbeiterschutz, Krankheits-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung, geworden ist.

Noch manches frohe Ereignis durfte der greise Kaiser an der Seite seiner Gemahlin, der Kaiserin Augusta, welche die hohe Auffassung ihrer Stellung besonders in Werken der Liebe und Barmherzigkeit unausgesetzt bethätigte, erleben. Die Silberhochzeit des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin Viktoria (1883), die Vermählung des ältesten Sohnes des Kronprinzen, des Prinzen Wilhelm, mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Augustenburg (1881), die goldene Hochzeit des Kaiserpaares selbst (1879) und endlich der 90jährige Geburtstag des Kaisers (1887), es waren freudige Familienfeste, welche das ganze Volk gemeinsam mit dem Herrscherhause feierte, dem begeisterte Huldigungen bei diesen Anlässen dargebracht wurden. Um so schmerzlicher war dann aber auch die Trauer über die schweren Ereignisse, welche das verhängnisvolle Jahr 1888 brachte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war an einem tödtlichen, unheilbaren Leiden erkrankt, und während er Linderung suchend fern an Italiens Küste in San Remo weilte, raffte am 9. März 1888 der Tod den greisen Kaiser Wilhelm dahin, dessen letzte Lebensstage durch das Bewußtsein des grausamen Geschicks, welches seinem geliebten Sohne, dem allverehrten Kronprinzen, bevorstand, tiefschmerzlich getrübt worden waren. Und der Kronprinz selbst? Er zeigte sich als echter Hohenzoller. Nicht achtend des Leidens, das unaufhaltsam an seiner Lebenskraft zehrte, kehrte er aus der linden Frühlingsluft Italiens bei eijigem Schneesturm dorthin zurück, wohin die Pflicht ihn rief, um bis zum letzten Atemzuge treu und gewissenhaft dem Wohle des Volkes seine Kraft zu widmen. Mit goldenen Lettern sind die 99 Tage der Regierung Kaiser Friedrichs III. auf den Blättern der Geschichte verzeichnet — auf Blättern, die leider zugleich ein Trauerrand umgibt. Als aus dem Frühling Sommer geworden war, hatte der edle Dulder überwunden — am 15. Juni 1888 war er heimgegangen zu seinen Vätern.

Zweimal im Laufe weniger Monden hatte Deutschland seinen Kaiser, Preußen den Landesvater verloren: den einen nach einem ereignisvollen und thatenreichen Leben im Silberhaar des neunzigjährigen Greises, den andern in der Fülle der Manneskraft, von deren voller Entfaltung auf dem Throne Land und Volk das Höchste und Schönste erwarteten. Aber ob auch zweifache Trauer allüberall in den deutschen Landen eingekehrt war, ein Trost war doch geblieben. Der Thron der Hohenzollern war nicht verwaist: kraftvoll vermochte der Enkel Kaiser Wilhelms, der Sohn Kaiser Friedrichs, unser Kaiser Wilhelm II. die Zügel der Regierung zu ergreifen, in deren Führung er zugleich den kraftvollen soldatischen Sinn des Großvaters und das hohe edle Streben des Vaters bekundet. So blicken Deutschland und Preußen vertrauensvoll in die Zukunft. Was dieselbe auch in ihrem Schoße bergen mag, wir alle haben die begründete Zubericht, daß die Geschicke des Reiches und des Landes von einem würdigen Nachfolger Wilhelms I. und Friedrichs III. zum Guten werden geleitet werden.





König Wilhelm auf dem Manöverfelde bei Kirdorf 1861.

## Die Zeit der Militärreorganisation.

Wie alles sich zum Ganzen webt,  
Eins in dem andern wirkt und lebt!

In der Thronrede vom 12. Januar 1860 hatte der Prinz-Regent die beabsichtigte Reform des Heeres angekündigt. Die Abstellung der Übelstände, die ihm, wie er äußerte, in den letzten zehn Jahren nur noch deutlicher erkennbar geworden, sei seine Pflicht und sein Recht. Das war deutlich gesprochen.

Diejenigen kannten den König wenig, welche meinten, er werde die Ausführung einer Sache, die ihm als eine Lebensbedingung für den Staat erschien, leicht nehmen. Schon das Jahr 1852 hatte erkennen lassen, daß eine Reorganisation des preussischen Wehrsystems eine nicht mehr abzuweisende Notwendigkeit sei. Wie die Dinge lagen, konnte ein ferneres Aufschieben dessen, was notwendig geschehen mußte, nur größere Verlegenheiten bereiten.

Was nun ins Leben treten sollte, ist auf jene Ideen zurückzuführen, mit denen der Prinz von Preußen sich schon in Koblenz getragen hatte und die in Besprechungen mit dem damaligen Chef des Generalstabs des VIII. Armeekorps, von Roon, und andern Sachverständigen zu größerer Reife gediehen waren.

**Die früheren Landwehreinrichtungen.** Da wir glauben, dieses Buch werde in die Hände vieler jungen Leute gelangen, welche entweder dauernd oder vorübergehend dem Militärstande angehören, so dürfte der Verlauf jener hochwichtigen Veränderungen, welche in der Wehrverfassung Preußens vor sich gegangen sind, für einen größeren Kreis von Interesse sein.

Wir werfen unsre Blicke erst nach rückwärts. Als Anfang der fünfziger Jahre die Frage der Militärreorganisation auftauchte, wollte man eine engere Verbindung der Landwehr-Infanterieregimenter mit den Linienregimentern herbeizuführen suchen; man wünschte das lebendigere Interesse der Linie für die Landwehr hervorzurufen und die Neuformation der Landwehr-Kavallerieregimenter zu erleichtern. Aber diese und andre zweckdienliche Einrichtungen bildeten nur die Vorläufer zu wichtigeren Reformen. Damals war vornehmlich die Neubildung der Brigadeverbände mittels Verschmelzung der Landwehr mit den Linienbrigaden zunächst ins Auge gefaßt worden. Die Unerläßlichkeit dieser Reformen hatte sich vornehmlich während der Mobilmachung im Jahre 1859 zur Zeit des italienischen Krieges herausgestellt, und sie gelangten zur Ausführung, als die Zügel der Regierung in die Hände des mit den Bedürfnissen der Armee innigst vertrauten neuen Kriegsherrn übergegangen waren. Niemand ist heute vorhanden, der wünschen könnte, der König hätte seine Absichten aufgegeben. Wie kam es, daß seine Pläne im Lande anfänglich so wenig Anklang fanden?

Es verlohnt sich wohl, diese Frage zu stellen, weil die Durchführung der neuen Wehrverfassung jenen leidigen Konflikt mit der preußischen Volksvertretung hervorrief, welcher oft lähmend auf den ruhig-sicheren Gang der Regierung in einer schon an sich schwierigen Zeit einwirkte. Die Gegner der Veränderung des Wehrsystems ließen sich von durchaus patriotischen Erwägungen leiten, die von ihnen und vielen andern für unantastbar gehalten wurden. Im Jahre 1806 war die geschulte Armee geschlagen worden — 1813 dagegen hatten die Landwehren, erst kurze Zeit im Waffendienste geübte Leute, Wunder der Tapferkeit verrichtet. Darauf war erfolgt, was ja bei einem schlichten, wahrheitsliebenden Volke unausbleiblich ist: patriotische Begeisterung hatte die an und für sich schon genugsam preiswürdigen Thaten der preußischen Landwehren übermäßig verherrlicht. Wer wollte auch angesichts der noch lebenden wackeren Kämpfer auf die Schattenseiten und Mängel eines Wehrsystems hinweisen, durch welches so Großes vollbracht worden war? Erhebende Erinnerungen, Verehrung für die noch lebenden Zeugen jener unvergessenen Großthaten erzeugten die Meinung, längerdauernde Schulung des Heeres sei überhaupt nicht von nöten. Von diesem Gesichtspunkte aus war daher mehrfach schon auf Abkürzung der wirklichen Dienstzeit gedrungen worden. Mit andern Augen sah jedoch der Fachmann die Sache an. Wenn sich die von dieser Seite betonten Ansichten im Volke nicht Geltung verschafften, so kam dies daher, weil eine gründliche Kenntnis der Verhältnisse überhaupt nicht vorhanden war, noch weniger eine Ahnung des eigentlichen Kernpunktes der in Vorschlag gebrachten Maßregeln, dann endlich, weil man überhaupt nicht gern mit Darlegung der Mängel des Militärwesens vor die Öffentlichkeit treten mochte. So hatten

sich über das, was Preußen in militärischer Beziehung zu thun habe, zwei weit auseinander gehende Ansichten gebildet: die auf Sachkenntnis beruhende Ansicht der Fachleute, welche nur in engen Kreisen heimisch war, und die Anschauungen der ungenügend unterrichteten Menge. Verbesserung des Wehrsystems, ja, das wollte man auf beiden Seiten, aber mit Mitteln, die im völligen Gegensatze zu einander standen! Die Volksauffassung und die Haltung der Volksvertretung wird man freilich weniger tadelnswert finden, wenn man sich erinnert,



Beratung der Armeeorganisation:

Minister von Roon. General von Manteuffel. General von Wrangel. Der König.

daß selbst hochgestellte Militärs, z. B. der Kriegsminister von Bonin, sich von der Zweckmäßigkeit des im Gange befindlichen Reformwerks nicht hatten überzeugen können.

Als das Gesetz vom 3. September 1814 jeden Preußen für waffenpflichtig erklärte, bestand das damalige Heer aus 120 000 Mann, welche bei einer Dienstzeit von drei Jahren mit 40 000 Mann jährlich durch die Waffenschule zu gehen hatten, um dann als Reserve und Landwehr für die Verwendung im Kriege bereit zu sein. Das stehende Heer war nun seit 1815 nicht erhöht worden, die

Bevölkerung aber in der langen Friedenszeit von 12 Millionen auf über 20 Millionen angewachsen. So wurde denn nach und nach das Grundgesetz selbst und damit die Grundlage der Macht Preußens zur Unwahrheit.

Denn ein Drittel von denen, welche dem Gesetz nach dienen mußten, diente nicht, und diese blieben dann noch obendrein ihr Leben hindurch von der Waffenpflicht befreit. Das war eine Ungerechtigkeit, und eine solche verträgt man am wenigsten in Preußen. Der Prinz-Regent und spätere König Wilhelm war es nun, der gerade jenes Grundgesetz wieder zu einer Wahrheit machen wollte; zu diesem Zwecke wurden Besprechungen abgehalten, Gutachten eingeholt, ein Ausschuß zur Vorberathung der Angelegenheit niedergesetzt; aber es ward doch nichts andres zu Tage gefördert als das, was der Prinz von Preußen längst herausgefunden und woran er in Gedanken unveränderlich festgehalten hatte. Von der nachträglichen Heranziehung der in den letzten Jahren zurückgestellten Dienstpflichtigen an bis zur Fahnenweihe folgten sich die Maßregeln so zweckentsprechend, daß es schwer hält, zu sagen, was am meisten anzuerkennen ist, die Gediegenheit des ersten vom Regenten selbst ausgegangenen Planes oder die zweckdienliche Ausführung desselben.

Nach dem oben erwähnten Gesetz vom 3. September 1814 trat der Militärpflichtige im zwanzigsten Lebensjahre in das stehende Heer ein, blieb drei Jahre unter der Fahne, war zwei weitere Jahre Reservist und trat schon vom 25. Jahre bis zum 39. in die Landwehr ein, und zwar vom 25. bis zum 32. in das erste, vom 32. bis zum 39. in das zweite Aufgebot. Die Folge dieser Einrichtung war, daß, wenn die auf 141 000 Mann festgesetzte Friedensstärke bei einer Mobilisierung auf eine höhere Kriegsstärke gebracht werden sollte, immer auch eine bedeutende Zahl von Landwehrmännern einberufen werden mußte, und daß dadurch viele verheiratete Männer und Ernährer ihrer Familien diesen und ihrem bürgerlichen Berufe entzogen wurden. Längst hatten Sachverständige auf die Übelstände dieser Einrichtung hingewiesen. Ihnen konnte nur begegnet und der Notwendigkeit einer höheren Kriegsstärke nur dadurch entsprochen werden, wenn auch die Friedensstärke erhöht, also mehr Mannschaft einberufen, der Dienst in der Reserve verlängert, der in der Landwehr aber verkürzt wurde.

Der neue Reformplan beruhte auf diesen Anschauungen. Auf Grund desselben sollte die Friedensstärke von 141 000 Mann auf etwa 200 000 erhöht werden, jährlich statt 40 000 Rekruten 63 000 ausgehoben, an der dreijährigen Dienstpflicht festgehalten, die Zahl der Infanteriebataillone zur Gewinnung weiterer Kadres von 135 auf 253 erhöht, 18 neue Kavallerieregimenter errichtet, der Dienst in der Reserve von zwei auf vier Jahre verlängert, der Dienst in der Landwehr ersten Aufgebots dagegen von sieben auf vier, in der Landwehr zweiten Aufgebots von sieben auf fünf Jahre vermindert werden.

Neben den Landwehr-Stammbataillonen sollten die Ersatz-Eskadrons der Kavallerieregimenter auch nach der Abrüstung zusammenbleiben, und aus den ersteren die neuen (kombinierten) Infanterieregimenter, aus einem Teile der Ersatz-Eskadrons die neuen Reiterregimenter zusammengesetzt werden. Auch die Artillerie wollte man zweckmäßiger organisieren, der Train sollte zu einem



Truppenteil des stehenden Heeres gemacht und den drei Unteroffizierschulen eine vierte hinzugefügt werden.

Die Dienstpflicht in der Linie und in der Reserve betrug auf Grund des Reorganisationsplanes für die Folge zusammen sieben Jahre, die in der Landwehr neun, die Gesamtdienstpflicht war mit 16 Jahren erfüllt, während dies vorher erst in 19 Jahren erreicht wurde.

Fortan genügte bei einem Kriege von geringer Bedeutung die Heranziehung der Altersklassen vom 20. bis 27. Lebensjahre, mit andern Worten die Verwendung von Linie und Reserve. Die Landwehr brauchte nicht mit ins Feld zu rücken, sie konnte meist zum Dienst in der Heimat verwendet, somit gespart werden.

Die Armeereform hat durch die Bluttaufe der Jahre 1866 und 1870 ihre Daseinsberechtigung und Angemessenheit glänzend erwiesen; man würde aber sicherlich nicht mit so großem Mißtrauen den Absichten des Prinz-Regenten entgegengetreten sein, wäre früher schon die Sorgsamkeit bekannt gewesen, welche der Prinz von Preußen seit Jahrzehnten diesem hochwichtigen Gegenstand, unter richtiger Würdigung der Umstände, gewidmet hatte.

Überzeugt von der Notwendigkeit einer Verbesserung der Heeresverfassung, arbeitete er nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Mittel auf Verstärkung der preussischen Streitmacht ebenso rüstig wie umsichtig hin. Während es damit manchem Ungeduldrigen noch zu langsam ging, ward das unablässige Betreiben dieser Angelegenheit von den Gegnern als gefahrdrohend für das Verfassungsleben angesehen und ein minder beschleunigtes Vorgehen für zweckdienlicher erachtet. Heute besteht hinsichtlich des wirklichen Wertes des großen Reorganisationswerkes kein Zweifel mehr. Selbst die alten Gegner geben bereitwillig zu, daß in der Wehrthätigkeit Preußens und Deutschlands die besten Bürgschaften für den Bestand der großen Errungenschaften der Gegenwart liegen.

Zu Anfang der sechziger Jahre war man freilich von der Richtigkeit der königlichen Ansichten nicht überzeugt. Eine solche Kräftigung und Verstärkung der Armee, mitten im Frieden, hatte keiner der Vorfahren des Königs Wilhelm versucht, keiner zu wagen nötig gehabt.

Schon Ende der fünfziger Jahre hatte Preußen sich bemüht, größeren Einfluß auf Gestaltung und Ausbildung der Streitkräfte seiner kleineren Nachbarn zu gewinnen, und es hatte vornehmlich in den nach Maßgabe ihrer geographischen Lage seiner Führung zufallenden norddeutschen Staaten eine Einigung zustandegebracht. In den meisten dieser Staaten war, wie wir bereits erwähnten, das preussische Exerzier- und Dienstreglement, preussische Bewaffnung und Uniformierung eingeführt worden. In Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, den anhaltischen Herzogtümern, den schwarzburgischen, reußischen und lippeischen Fürstentümern und dem Großherzogtum Mecklenburg wurden preussische Offiziere an die Spitze der Militärbehörden gestellt. Die Division des letztgenannten Staates wurde überhaupt vollständig auf preussischem Fuße organisiert. In Oldenburg kamen die preussischen Militäreinrichtungen zum größeren Teil in Ausführung, und selbst das braunschweigische Contingent nahm,

wenn auch verschieden uniformiert, das preußische Reglement fast durchgängig an. König Wilhelm war es vorbehalten, das militärische Einigungswerk zweckdienlich und erfolgreich abzuschließen.

Die Militärreorganisation vollzog sich in den Jahren 1859 bis 1862. Nach dem Kriege vom Jahre 1866 begann die Umwandlung des gesamten deutschen Heerwesens auf Grund des preußischen Wehrsystems. Der Mehrzahl unsrer jungen Leser, die zum Teil mit Rücksicht auf Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst heutzutage höhere Lehranstalten besuchen, sind Bezeichnungen wie: „Einjährig-Freiwilliger“, „Reserve-Offizier“ ganz geläufige Begriffe geworden. Nach der deutschen Wehrordnung können junge Leute von einer gewissen Bildung, die sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleden, ausrüsten und verpflegen, und welche durch Ablegung eines Examens ihre Kenntnisse in dem vorgeschriebenen Umfange dargelegt haben, schon nach Ablauf einer einjährigen aktiven Dienstzeit im stehenden Heere zur „Reserve“ beurlaubt werden. Die Einjährig-Freiwilligen aller Waffen sind, soweit sie durch ihre allgemeine Bildung hierzu geeignet erscheinen, zu Offizieren und Unteroffizieren der Reserve auszubilden. Ihre dienstliche Ausbildung erhalten sie durch hierzu kommandierte, besonders befähigte Offiziere. Diejenigen Einjährig-Freiwilligen, welche sich gut geführt und ausreichende Dienstkenntnis erworben haben, werden nach halbjähriger Dienstzeit zu Gefreiten befördert und erhalten dann theoretische und praktische Unterweisung in allen Dienstobliegenheiten des Offiziers und Unteroffiziers, sowie in den besonderen Standespflichten der Offiziere. Am Schlusse der aktiven Dienstzeit werden dann die Einjährig-Freiwilligen einer Prüfung unterworfen, von der die Zuerkennung der Qualifikation zum Reserve-Offizier abhängig ist.

Um die Führerschaft unsres Heeres auch in den unteren Graden wirksam zu machen, geht mit den eben angeführten Einrichtungen die Heranbildung eines tüchtigen Unteroffizierstandes Hand in Hand, zu welchem Behufe man Unteroffizierschulen in allen Teilen unsres Vaterlandes errichtete und weiterpflegte.

Nirgends so wie in Deutschland ergänzen sich so innig Schule, Heer und Staat, ein wertvolles Ergebnis sechzigjähriger Vorarbeiten unter den aller- verschiedensten Wandlungen, welche die Nation über sich hat ergehen lassen müssen. Im Hinblick auf die durch Schule und Leben hervorgerufene treffliche Vorbildung befindet sich das stehende Heer sowohl wie die Reserve und Landwehr im Besiz eines so vorzüglichen Offizier- und Unteroffizierkorps, wie kaum irgend ein anderer Staat sich dessen rühmen kann. Hierin liegt auch die Bürgschaft für die Sicherheit der Fortentwicklung unsres nationalen Lebens auf Grund der großen Umwandlungen und Gesetzgebungsakte, welche in den letzten Jahrzehnten vor sich gegangen sind.

**Kriegerische Übungen.** Die neue Bewaffnung und Ausrüstung. In Hinblick auf die Verbesserung der Bewaffnung und bezüglich der Ausrüstung und Ausbildung des Soldaten waren, wie bereits an anderer Stelle angedeutet, schon unter König Friedrich Wilhelm IV. große Umwandlungen zum Besseren und Zweckmäßigeren vor sich gegangen. Gründliche Übungen und neue Versuche, sowie weittragende Verbesserungen der Kriegswaffen hatten stattgefunden; alle

Übungen im Frieden wurden nur als Vorbereitungen für den Krieg angesehen und auf die Abhärtung des Soldaten besonderer Wert gelegt. Dieselben trugen daher nicht immer einen ausschließlich militärischen Charakter, sondern es wurde die möglichste Ausbildung des einzelnen in körperlicher und geistiger Beziehung angestrebt. Dem theoretischen Unterricht entsprach die Ausbildung im Turnen, Fechten, Schwimmen u. Dabei wurde ohne Rücksichtnahme auf hohe Geburt vorgegangen — niemand ward geschont oder bevorzugt.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte sowohl die Unbequemlichkeit der früher im preussischen Heere in Gebrauch gewesenen Kopfbedeckung wie des den Oberkörper einengenden und als „Schwalbenschwanz“ bezeichneten Uniformrocks, der den Unterleib des Soldaten unbedeckt ließ, erkannt. In das Jahr 1843 fällt die Einführung der neuen zweckmäßigeren Uniformierung und verbesserten Ausrüstung des preussischen Heeres, worauf in der Hauptsache das heutige äußere Erscheinen des preussischen Soldaten zurückzuführen ist.

Der neue Waffenrock, weder so kurz wie der französische Leibrock, noch so lang wie der russische Mantel, deckt die Hüften und den Unterleib, gestattet jedoch den Gliedmaßen freieste Bewegung; der Kragen des Waffenrocks ist unterdessen immer niedriger geworden und würgt den Hals des Mannes nicht mehr ein.

Damals wurde auch der ein erhöhtes kriegerisches Aussehen verleihende Helm — die „preussische Pickelhaube“ — eingeführt, welche, fest auf dem Kopfe sitzend, den Augen Schutz und durch den Nackenschirm dem Halse Sicherheit gewährt. Mit schwarzem, rotem oder weißem Kopfschweif geziert, bringt der Helm, wo die Truppen in Massen erscheinen, eine treffliche Wirkung hervor. Die Form und Einrichtung des preussischen Helms rührt von dem Prinzen Friedrich von Preußen her, der sich überhaupt als Mitglied der zum Zwecke der Uniformierung und Ausrüstung niedergesetzten Kommission große Verdienste um die neue Ausrüstung des Heeres erworben hat. In dem genannten und den folgenden Jahren wurde die Pickelhaube, ausgenommen bei den Husaren, Ulanen, Jägern und der Landwehr, sowohl bei dem Fußvolk wie bei der Reiterei eingeführt.

Auch das Lederzeug wurde verbessert und durch eine andre Tragart des Gepäcks sowie des Mantels auf dem Tornister dem einzelnen Manne eine wesentliche Erleichterung verschafft. Ebenso hat die Form und die Befestigung der Patronentaschen damals, und seitdem wiederholt infolge Einführung neuer Schusswaffen, Veränderungen und Verbesserungen erfahren. Die Zahl der von dem einzelnen Mann mitzuführenden Patronen für das neue Repetiergewehr ist gegenwärtig auf über 100 Stück erhöht worden. Die Tragriemen des Tornisters sind durch den Gürtel gehalten. Der große Vorteil dieser Tragweise besteht darin, daß sich das Gepäck mit Schnelligkeit auf- und abnehmen läßt. Farbe und Abzeichen der Armeekorps, der Truppenteile und Grade sind dieselben geblieben, schon weil dieselben sich als einfach und leicht erkennbar erwiesen hatten. Neuerdings ist jedoch anlässlich der Einführung des sogenannten rauchlosen (rauchschwach) Pulvers die Frage angeregt worden, ob nicht eine Vereinfachung der Uniformierung im Sinne des Fortfalles aller irgend ent-

behrlichen metallglänzenden und grellfarbigen Teile einzuführen sei. Die Entscheidung darüber wird von weiteren Versuchen abhängen, welche die Militärbehörde anstellen läßt.

**Das Bündnadelgewehr.** Die Verbesserungen auf dem Gebiete des heutigen Militärwesens haben in dem damaligen Prinzen Wilhelm, unserm ersten Kaiser, einen eifrigen Förderer gehabt, dagegen ist die Einführung des Bündnadelgewehres auf das Interesse zurückzuführen, welches König Friedrich Wilhelm IV. der Erfindung des geschickten Kunstschlossers Dreyse in Sömmerda, welcher die neue Schußwaffe schon im Jahre 1827 erdachte, zuwendete. Sie ward jedoch erst 1841 endgültig in einem vielfach verbesserten Modell, zuerst bei den Füsilierbataillonen, in Gebrauch genommen. Als im Jahre 1849 Preußen gegen den Aufbruch in Baden und Sachsen einschritt, war das Dreyse'sche Bündnadelgewehr bei einem Teile der Infanterie bereits eingebürgert. In den folgenden Jahren gelangte es bei der ganzen Armee zur Verausgabung, und es ist seitdem fortwährend an seiner Verbesserung gearbeitet worden. Die Entwicklung dieser interessanten, für die spätere Zeit so bedeutsamen Waffe blieb jedoch der Neuzeit vorbehalten; man nahm Bedacht, Verbesserungen behufs Erzielung erhöhten Schnellfeuers, einer flacheren Flugbahn und einer möglichst geringen Streuung der Geschosse hervorzurufen, was man durch das sogenannte „aptierte Bündnadelgewehr“ erzielte. An die Stelle des letzteren trat nach dem Kriege von 1870/71 das Mausergewehr, das sich als vortreffliche Waffe bewährte. Neuerdings genügt aber auch dieses nicht mehr den Ansprüchen. Das Bestreben, im gegebenen Augenblick die Feuergeschwindigkeit auf das denkbar höchste Maß zu bringen, veranlaßte die Einführung des Repetiergewehres, des Mehrladers, wie man es auch mit einem deutschen Ausdruck bezeichnet. Das zuerst angenommene Repetiergewehr mit großem (11 mm) Kaliber blieb aber nur wenige Jahre im Gebrauch. Nachdem inzwischen das rauchschwache Pulver (ein chemisches Erzeugnis aus Schießbaumwolle und Nitroglycerin) erfunden und dessen große Vorteile erkannt waren, machten die besonderen Eigenschaften desselben die Einführung des sogenannten Kleinkaliber-Repetiergewehrs erforderlich. Die Feuerwirkung dieses neuen Gewehres, dessen mit einem Mantel aus Hartmetall umgebene Geschosse etwa die Stärke eines Bleistifts (8 mm) haben, übertrifft alles bisher auf diesem Gebiet Erreichte. Bei sehr großer Tragweite (bis 3000 m) besitzen die neuen Geschosse eine außerordentliche Durchschlagskraft, so daß selbst starke Bäume und gewöhnliche Ziegelmauern dagegen keine ausreichende Deckung gewähren und deshalb ganz neue Vorschriften für das Feuergefecht notwendig geworden sind.

**Die neuen Geschütze.** Seit 1851 hatten ununterbrochen Versuche mit den gezogenen Kanonen, die statt der Kugel eigentümlich geformte Langgeschosse schleuderten, stattgefunden, und sie führten zur Verdrängung der wegen ihrer Weichheit weniger dauerhaften Bronze durch den härteren und leichteren Gußstahl, sowie zur allmählichen Einführung des Systems der Hinterladung, über dessen Zweckmäßigkeit längere Zeit große Meinungsverschiedenheit vorwaltete.

Welche ungeheueren Summen auf Herstellung sicher treffender gezogener Geschütze verwendet werden, erhellt aus dem Umstande, daß beispielsweise die englische

Regierung in den zehn Jahren von 1859 bis 1868 nur zur Ausführung von Versuchen 25 Millionen Mark ausgab — ein kolossaler Geldbetrag, dessen Höhe erklärlich wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nur ein einziger Schuß bei diesen kostspieligen Schießversuchen auf gepanzerte Schiffswände und eiserne und stählerne Schutzwehren nicht selten viele hundert und selbst mehrere tausend Mark kostet.



Preussischer General, Adjutant und Ordnungsmann nach der neuen Uniformierung.

Die nach und nach vollzogene Umwandlung der preussischen Artilleriewaffe hatte wiederum die riesige Ausdehnung der Geschützfabriken zur Folge, so des weltberühmt gewordenen Etablissements von Krupp in Essen, in welchem gegenwärtig etwa 20 000 Arbeiter und Angestellte, wenn auch nicht ausschließlich für die Geschützfabrikation, beschäftigt sind. Was von diesen großartigen Werkstätten geleistet wird, ist ganz außerordentlich; man gelangt über die Bedeutung dieser Anstalten erst zu einer rechten Vorstellung, wenn man den Schießplatz der Krupp'schen Werke, der bei dem hannöverschen Städtchen Meppen auf  $2\frac{1}{4}$  deutsche Meilen Länge sich ausdehnt, gesehen hat.

Hinsichtlich der zwei Kaliber, welche man anfänglich für die Feldartillerie angenommen hatte — für leichtes Geschütz 7,85 cm, für schweres 8,8 cm —

ist man nach 1870 zu weiterer Vereinfachung, und zwar dahin vorgeschritten, daß nur die reitende Artillerie das kleinere Kaliber beibehielt, während die übrige Feldartillerie das schwerere führt. Beide Geschütze sind heute in verbesserter Konstruktion vorhanden. Bezüglich der allgemeinen Einführung des rauchschwachen Pulvers auch für die Artillerie und in bezug auf die mögliche Verwendung von Revolverkanonen, Maximgeschützen und ähnlichen neuen Erfindungen auch für das Feldgefecht sind die Versuche noch nicht abgeschlossen.

Die heutigen gezogenen Geschütze der europäischen Heere unterscheiden sich in Konstruktion und Trefffähigkeit ebensowenig voneinander, wie einst die glatten Waffen der napoleonischen Kriegsperiode. Die gezogenen Geschütze allein thun es freilich auch nicht — wenn's darauf ankommt. Vor allem muß der heutige Artillerist durch fleißiges Üben tüchtig im Schießen und im sorgfältigen Richten der Geschütze eingeübt werden. Die reitende Artillerie muß dreist fahren können und sich auf Behandlung der Pferde verstehen, wenn die vorzüglichen Geschütze so ausgenutzt werden sollen, wie es zu wünschen ist. Viel kommt immer auf die richtige Schätzung der Entfernungen an; in gut gewählter Verteidigungsstellung, wenn man jene vorher abmessen, ja sie wohl gar bezeichnen kann, wie es die Österreicher bei Königgrätz gethan, da werden gezogene Geschütze das Höchste leisten. Im raschen Angriff aber, oft im Galopp abgeprobt, Richtung genommen — wie schwierig ist es da, die Entfernung abzuschätzen! Nächstdem darf die Artillerie, soll sie Großes wirken, nicht auf viele Punkte zersplittert sein, sondern eine gewisse Zahl von Batterien muß da, wo die Entscheidung liegt, vereinigt werden können. Man nennt das eine „Artilleriemasse“ und denkt dabei weniger an die große Zahl der Kanonen, als an das Zusammenwirken der vorhandenen Geschütze auf einen Punkt, um dann, wie in eine Bresche oder eingeschlossene Mauerlücke bei einer belagerten Festung, die Infanterie oder andre Truppen zum Sturm in die entstandenen Öffnungen oder Gassen hineinzuwerfen.

Die Truppen erschienen in der neuen Uniformierung und der praktischeren Ausrüstung zum erstenmal während der großen Manöver bei Berlin im Jahre 1843. Damals waren das Gardekorps, das III. Armeekorps und eine größere Anzahl Kavallerieregimenter zu Übungen in der Gegend zwischen Berlin und Frankfurt a. d. O. ausgerückt. König Friedrich Wilhelm IV., begleitet von den Prinzen und Prinzessinnen, umgeben von fürstlichen Gästen, darunter auch Kaiser Nikolaus von Rußland, und gefolgt von einer zahlreichen Suite preussischer und fremdländischer Offiziere, sprengte unter dem Hurrarufe der Truppen nach dem rechten Flügel und nahm in der Nähe der Königin die Parade ab. Aus allen Teilen Europas waren Zuschauer eingetroffen.

**Wert und Zweck der Manöver.** Schon seit dem Jahre 1815 haben mit wenigen Ausnahmen jährlich größere Truppenübungen des preussischen Heeres stattgefunden. Sie trugen wesentlich dazu bei, den militärischen Geist des „Volkes in Waffen“ zu beleben, und sie gestatteten zugleich, die Fortschritte zu verfolgen, durch welche sich das preussische Wehrsystem, das damals noch so sehr von allen andern Wehrsystemen abwich, mehr und mehr vervollkommnete.

Seit König Friedrich Wilhelm I., also seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, haben die Könige von Preußen in der Regel sich in jedem Jahre in eine ihrer Provinzen begeben, deren Armeekorps an der Reihe der großen Manöver war. Nach den Bestimmungen des Königs Friedrich Wilhelm III. sollten alljährlich zwei der damaligen acht Armeekorps der Linie sowie das Gardekorps zu Herbstübungen ausrücken, die übrigen Truppen dagegen nur bis zum Brigade- und Divisionsverband geübt werden.

„Unser Armeekorps hat in diesem Jahre Kaisermanöver“, so schallt es jetzt von einem Ende der Provinz oder auch des außerpreussischen Armeekorpsbezirks bis zum andern wieder, wenn im Frühjahr die Ordre bekannt wird, welche das Nähere über Ort, Beginn, Dauer und Zweck der Übungen bestimmt. Und wie sehr auch vielleicht die Mehrzahl der herangezogenen Wehrmänner den Einberufungsbefehl mit Unlust in Empfang nimmt, den Schaden und die Verschämung berechnend, welche eine mehrwöchentliche Abwesenheit von Hause auferlegt: — sobald sich der Wehrmann im Bataillon unter seinen



Die neue Uniformierung im Jahre 1844. Tambour, Linie, Garde.

Kameraden befindet, geht in ihm eine völlige Umwandlung vor, und er fühlt sich nur als Soldat gleich dem Waffentragenden der Linie.

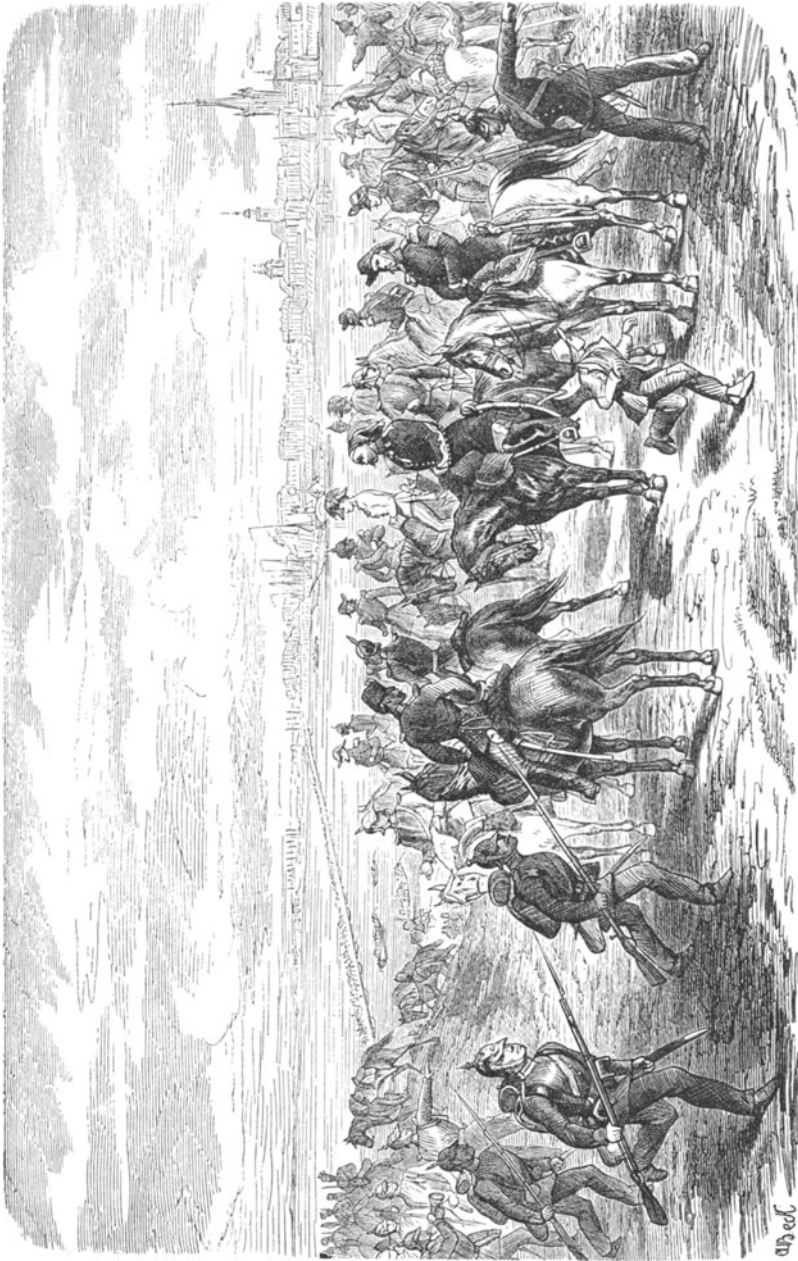
Für die Höhe der Ausbildung, auf welcher gegenwärtig das preussische und, Gott sei Dank, das ganze deutsche Heer steht, sind gerade die alljährlichen Herbstmanöver von größtem Einfluß geworden. Sie bilden, wie bereits erwähnt, den Schlußstein des militärischen Übungsjahres. Mit der Einstellung der Rekruten im Spätherbst beginnt die Ausbildung zum Soldaten. Auf diese Grundlage wird der höchste Wert gelegt und die meiste Zeit verwendet. Darauf folgt im

Frühjahr das Exerzieren der Kompanie und dann des Bataillons. Von Ende Mai und Anfang Juni ab wird Felddienst geübt, dann Ende August im Regiment, demnächst in der Brigade exerziert und somit nach und nach zur Bewegung größerer Truppenkörper übergegangen. Das damit in Verbindung gebrachte sogenannte Gefechts-exerzieren lehrt die Truppen, sich zu einem bestimmten Gefechtszweck und unter Berücksichtigung der Örtlichkeit zu bewegen. Während die Infanterie in der geschilderten Weise sich vorbereitet, üben Kavallerie und Artillerie auf gleich zweckdienliche Art, und die Herbstmanöver lehren dann den Gebrauch der verbundenen Waffen, aus denen sich ein Heer zusammensetzt. Sie bieten dem Soldaten das Bild des Krieges und lehren den Führer, die verschiedenen Waffen ihrer Eigentümlichkeit nach zu gebrauchen, auch nach Maßgabe des Verfahrens des ihm gegenüberstehenden Gegners Entschlüsse zu fassen, kurz, unter allen Einflüssen, die der wirkliche Krieg auf Führer und Soldat einwirken läßt, sachgemäß handeln.

Es steht fest, daß die Herbstmanöver des Heeres, deren Wert und Zweck wir weiter unten an der Hand eines interessanten, von Major von der Goltz gehaltenen Vortrages näher betrachten wollen, als Schlüsselstein der jährlichen Ausbildung nicht bloß die Erfolge im Felde, sondern auch die Kenntnis der Armeeeinrichtungen im eignen Volke gefördert haben. Tausende von Zuschauern begleiten die kriegerischen Vorgänge in der Nähe ihrer Heimat. Sie sehen den Soldaten im Verkehr mit seinen Vorgesetzten, und manch falsches Bild von der Behandlung des Soldaten wird berichtigt. Die innige Verbindung, in welcher Heer und Volk in Preußen und Deutschland stehen, befestigt sich durch die Herbstmanöver, wenn der Soldat, wochenlang dem Kasernenleben entzogen, bei dem Bürger und Landmann im Quartier liegt. Meist hat der Quartiergeber selbst gedient; groß ist dann die Freude, wenn sein altes Regiment, sein Bataillon oder gar die Kompanie, in welcher er gestanden hat, im Heimatort liegt. Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß während des Manövers oder unmittelbar nachher sich Freiwillige melden. „Warum wollen Sie gerade bei mir eintreten?“ fragt der Regimentskommandeur. „Das Regiment hat beim Manöver in meinem Orte im Quartier gelegen und da hat es mir gut gefallen“, oder auch: „Mein Vater hat schon in demselben Regiment gestanden“, lautet häufig die Antwort. Unleugbar ist die Militärpflicht die schwerste Last, welche das Vaterland seinen Söhnen auferlegt. Dafür gestattet man den Freiwilligen die Wahl des Regiments, in dem sie dienen wollen. Da kommt es denn häufig vor, daß einzelne Familien für den Sohn immer wieder dasselbe Regiment wählen, in welchem der Vater und der Großvater gedient haben.

Mit dem lebhaftesten Interesse und zumeist auch, wie bei dem „Volke in Waffen“ nicht anders zu erwarten, mit dem erforderlichen Verständnis folgen die gewöhnlich überaus zahlreichen Zuschauer aus allen Bevölkerungskreisen des Übungsbezirks den Vorgängen des Manövergefechts — ein Beweis, wie tief durch die langjährige Schulung der militärische Geist in das Volk eingedrungen ist. Die Wechselbeziehungen zwischen dem bürgerlichen Leben und dem Leben im Heere sind die innigsten. Der Kaufmann, der Landwirt, die





Abtrittübergang nach dem großen preussischen Manöver zu Ziffeldorf. Zeichnung von W. G. ed.

städtischen und ländlichen Verwaltungen nehmen am liebsten Leute an mit guten Zeugnissen über die abgeleistete Militärdienstzeit. Niemand mag die Vorteile der Erziehung zur Pflichterfüllung missen, die der junge Mann im Heere erlangt. Die Kenntnisse außerdem, welche der Soldat, der in berittenen Truppen dient, in der Behandlung des Pferdes, im Fußbeschlagn u. s. w. erwirbt, kommen ihm im bürgerlichen Leben vielfach zu statten. Die Verbesserung, welche auch der Fußbeschlagn auf dem Lande durch die in den Lehrschmieden ausgebildeten Mannschaften erlangt hat, sind von den Vertretern der Landwirtschaft längst anerkannt. Diese greifbaren Vorteile neben dem Anreiz des Ruhms und der Ehre, welche das Vaterland seiner Armee verdankt, haben dem Heere seine Volkstümmlichkeit erhalten, ja dieselbe mehr und mehr gesteigert. Und das zeigt sich gerade bei den Manövern und ganz besonders bei den Kaisermanövern.

Unter „Manövrieren“ versteht der Militär das Streben, auf den Gegner, zunächst lediglich durch Bewegungen, einen Zwang auszuüben. Da die Entwicklung des Kampfes bedingt wird durch die Lage, in welcher die streitenden Teile bei Beginn der Waffenwirkung aufeinander stoßen, so bildet die Sicherheit, womit die Mobilmachung, die Anordnung des Vormarsches, die Verschiebung der Kräfte erfolgt, einen ganz wesentlichen Teil der Überlegung der Führer. Hier liegt das Gebiet, auf welchem die letzteren unter kriegsähnlichen Verhältnissen herangebildet werden. Der Begriff Manöver im allgemeinen umfaßt daher diejenigen Übungen größerer Truppenverbände gegeneinander, bei welchen Unkenntnis über die Maßnahmen der Gegner herrscht und wo, wenigstens bis zu dem Zusammenstoß, die Verhältnisse des wirklichen Krieges nachgeahmt werden können.

In erweiterterem Sinne bedeutet das Manöver aber auch eine Vorbereitung zum wirklichen Kampfe größerer Massen. Was die Manövergefechte von dem erwähnten Gefechtszerzieren unterscheidet und auszeichnet, ist wiederum die freie Bethätigung des Entschlusses beider Gegner in jedem Augenblick des Gefechtes. Wie weit Einschränkungen durch die Natur der Friedensübungen geboten sind, ergibt sich von selbst. Zwar bleibt die einzelne Kampfeshandlung, welche die Truppe ausführt, dieselbe im kleinen wie im größeren Verbands, allein es bringt Vorteil, wenn jeder Mann, der dafür Verständnis besitzt, die Überraschungen und Wandlungen überschauen lernt, welche den Gang eines größeren Gefechtes beeinflussen.

Auf Grund der von verschiedenen, hier in Betracht kommenden Seiten erhaltenen Mitteilungen entwerfen die Führer der sich gegenüberstehenden Truppen ihre Anordnungen. Allerdings sind ja im Frieden die Stärkeverhältnisse gegenseitig bekannt, jedoch bleibt es immer ungewiß, an welcher Stelle man den Gegner stärker oder schwächer trifft, und schließlich gibt es in der häufigen Anwendung der Mitwirkung „fingierter“ Truppen, die man durch Flaggen „markiert“, einen Zwang für beide Teile, sich vor Überraschungen zu hüten.

Damit die Oberleitung eines Manöververlaufes im stände sei, die sich vorbereitende Entwicklung annähernd zu erkennen, werden dem Oberbefehls-

haber vor Beginn der Übungen die von beiden Seiten erlassenen Befehle gemeldet, so daß noch Zeit und Gelegenheit bleibt, Mißverständnisse aufzuklären und Abänderungen, wie z. B. in der Ausbruchszeit, vorzunehmen.

Wird das Eingreifen des Leitenden in diesem Sinne nötig, so bietet demselben meist der Hinweis auf das angenommene Verhältnis der Hauptarmee oder die Mitteilung neuer Nachrichten über den Feind die Handhabe, um die ausgegebenen Befehle durch die Führer selbst abändern zu lassen. Ein solcher Hergang entspricht auch den Verhältnissen des Krieges vollkommen, wo häufig ganz unerwartet, z. B. in der Nacht, Meldungen über den Gegner oder Befehle von höherer Stelle eingehen, welche nötigen, die für den folgenden Tag getroffenen Verfügungen umzuwerfen oder abzuändern. Der Leitende bedarf sonach unter allen Umständen bedeutender Erfahrung, Gewandtheit und Phantasie, um die Manöver so zu gestalten, daß die Wirklichkeit annähernd treu zur Darstellung gelangt.

Durch die Manöver sollen besonders auch die Unterbefehlshaber geübt werden, sich in die Verhältnisse des Kampfes hineinzudenken und in schnell wechselnden Auftritten selbständig und zweckentsprechend zu handeln. Es gilt, bei Bewegungen im Feuer die Waffenwirkung in Rechnung zu bringen, die Bodenform zur Deckung zu benutzen, gegen plötzlich dargebotene Blößen des Gegners einen schnellen Vorstoß zu führen, geschickt dem Feinde sich zu entziehen, kurz, mannigfache Erfahrungen zu sammeln und anzuwenden, welche den Vorgängen während des wirklichen Gefechts wenigstens annähernd entsprechen.

Sehr schwierig ist es, die Waffenwirkung der Artillerie zur Anschauung zu bringen. Eine Batterie z. B. feuert auf eine bis zu 2000 Schritt entfernte Truppe, ohne daß diese in ihrer Formation oder Bewegung die geringste Notiz davon nimmt. Um den Schiedsrichtern einigen Anhalt zu geben, hat man neuerdings versucht, das jedesmal gewählte Ziel durch eine farbige Tafel anzugeben, welche in der Batterie aufgerichtet wird. Eine rote Tafel bedeutet: die Batterie zielt auf Infanterie; schwarz und weiß auf Kavallerie. Fehlt die Tafel, so feuert Artillerie gegeneinander. Die Truppe ist geneigt, die Feuerwirkung, welche sie nicht fühlt, zu ignorieren. Die Schiedsrichter haben daher in dieser Beziehung erhöhte Aufmerksamkeit und strengere Sorgfalt zu üben.

Heute muß besonders die leichte Reiterei ihr Bestes leisten, um den Aufenthalt und die Stärke des gegenüberstehenden Feindes zu erkennen. Ein gut eingerichtetes Aufkundschaftungswesen ist unerläßlich. Allerdings sind die Angaben der Spione für die unmittelbar bevorstehenden kriegerischen Handlungen nur selten zu verwerten, weil, abgesehen von ihrer Unzuverlässigkeit, die Nachrichten häufig veraltet eintreffen werden, sofern die Bewegungen der Heere in der Regel rasch vor sich gehen. Auf diesen Kriegsbehelf zu verzichten, ist jedoch nicht ratsam. Doch vermag ein gut organisierter Nachrichtenverkehr, es vermögen selbst Zeitungsberichte, Briefe und Depeschen manches zu ersetzen und eine bedeutende Wichtigkeit zu erlangen. Stets wird die planmäßige Sammlung, Vergleichung und Verarbeitung aller Arten von Nachrichten für Benutzung der Umstände am förderlichsten bleiben.

**Kriegsbereitschaft und Kriegführung.** Ist der Krieg unabänderlich beschlossen, so ist die erste Bedingung zu einer erfolgreichen Durchführung die schnellste Kriegsbereitschaft. Denken wir uns, eine Großmacht im Besitz einer Feldarmee, wie alle großen Staaten sie aufzubringen vermögen, hat zwischen 600 000 bis 800 000 Mann kriegsgerüstet dastehen, während der Gegner bis zur vollen Entfaltung seiner Streitkräfte noch ein oder zwei Wochen braucht, so hat jene, die kriegsbereit ist, durch diesen Umstand allein das Spiel für die erste Kriegszeit wenigstens schon gewonnen. Die Schwierigkeit, solche ungeheure Menschenmassen zu ernähren, wenn unvermutet ein Stillstand eintritt, die Kostspieligkeit des Verharrens im Kriegszustande, währenddessen jeder Tag Millionen verschlingt, drängen in demselben Maße dazu, den Vormarsch in Feindesland ohne Säumen anzutreten und den Kampf ohne Zögern aufzunehmen, wie die natürlichen Vorteile es erheischen, welche mit der Überraschung eines noch unfertigen Gegners in Verbindung stehen. Es fällt dem Unkundigen schwer, sich eine rechte Vorstellung vom Vormarsch einer großen Armee zu verschaffen. Will man sich ein zutreffendes Bild von der Räumlichkeit entwerfen, welche die Vorwärtsbewegung der Masse des deutschen Heeres voraussetzt, so werden manche unfrer Leser überrascht sein, wenn sie erfahren, daß diese Heersäule in ihrer gesamten Kriegsausrüstung mit allen Fahrzeugen, im Reismarsche auf einer Straße gedacht, den ganzen Raum von der West- bis zur Ostgrenze einnehmen würde. Mithin würde die Hauptlinie der Straße von Düsseldorf nach Magdeburg und weiter bis nach Berlin, Königsberg i. Pr. und Eydtkuhnen mit Truppen, Geschützen, Fahrzeugen bedeckt sein, der Marsch aber dabei vor sich gehen, wie gewöhnlich bei Reismärschen, die Infanterie in Sektionen marschieren, die Reiterei zu je drei Reitern, die Geschütze und Fahrzeuge einzeln hintereinander.

Auf diese Weise würden die 18 Armeekorps des deutschen Heeres schon 126 deutsche Meilen Chaussee einnehmen; dazu kämen Kavalleriedivisionen, die Landwehr, die Kolonnen der Oberkommandos, die Etappeninspektionen zc., dann das Fuhrwesen, welches nicht in die Armeekorps eingeteilt ist u. s. w., so daß der Kolonnenzug im ganzen auf 250 deutsche Meilen sich ausdehnen würde.

Garnisons- und Ersatztruppen bleiben dabei noch daheim. Man kann die Lücken ausgefüllt sich denken, die zur Bequemlichkeit der Truppen zwischen den einzelnen Teilen, z. B. von Avantgarde und Hauptarmee, gelassen werden; dann verringerte sich die Linie um 50 Meilen. Es bleiben aber noch immer gegen 200 Meilen übrig, also reichlich so viel wie vom Rhein bis zur fernen Ostgrenze.

Welche „Völkerwanderung“ daher eintritt, wenn bei einem Aufmarsch gegen den Landesfeind diese Massen die Einwohnerzahl einer Grenzprovinz plötzlich anschwellen machen, leuchtet ein. Ohne die sorgsamste Vorberechnung und Bereithaltung der erforderlichen Ernährung würden Unzuträglichkeiten aller Art und schwere Verlegenheiten unausbleiblich sein. Es ist deshalb nötig, im Frieden bereits die nötigen Maßregeln für die Kriegsvorbereitung ins Auge zu fassen und eingehend zu entwerfen, ebenso wie für die Mobilmachung —

die Zusammenberufung der Heereskörper in der Heimat — und auch für ihre Beförderung an die Grenze mittels der Eisenbahnen.

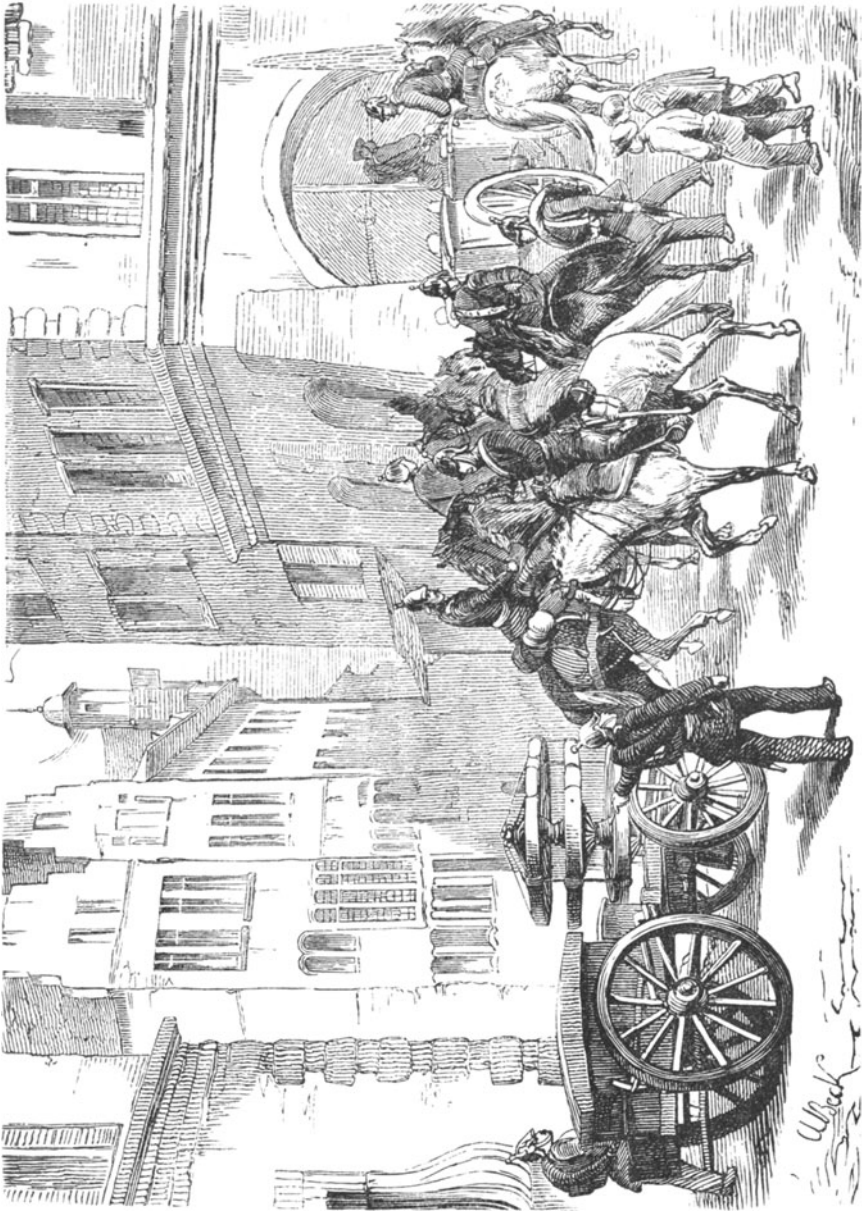
**Fortschaffungsmittel.** So zahlreich nun in der Gegenwart die Heere geworden sind, so gewaltig sind auch die Mittel, sie fortzubewegen; Deutschland besitzt so viel Eisenbahnmaterial, daß die ganze Feldarmee gleichzeitig fortgeschafft werden könnte. Die Massen sind also, was ihre Bereitstellung für den Krieg anlangt, viel verwendbarer geworden als ehedem.

Wie belangreich aber auch die Fortschaffungsmittel sind, so kommen beim Aufmarsche zahlreiche Erfordernisse in Betracht, und mancherlei Umstände können mit einem Male die Sachlage verändern. Ein ganz entscheidender Punkt ist heutzutage die Lage und Ausnutzung der Eisenbahnen. Die letzten noch vor Überraschungen gesicherten Stationen ergeben die Punkte für die zweckdienliche natürliche Aufmarschlinie des Heeres. Bei der Notwendigkeit, die ungeheuren Truppenmassen so schnell wie irgend möglich ins Feld zu führen, ist die Ausnutzung aller in passender Richtung laufenden Schienenwege bis zum äußersten Maß der Leistungsfähigkeit erforderlich. Für die besonders gefährdeten Grenzstrecken sind überdies in der Regel noch besondere, in erster Linie den Heeresbedürfnissen dienende sogenannte „strategische Eisenbahnlinien“ vorgesehen.

Ein einziges, etwa 30 000 Mann starkes Armeekorps mit circa 90 Geschützen bedarf auf einer Straße hinmarschierend drei deutsche Meilen zu seinen Bewegungen, und es braucht in Landstrichen mittlerer Wohlhabenheit an sechs, in ärmeren gar an zehn oder noch mehr Geviertmeilen, um sich unter Dach und Fach zu bringen. Das deutsche oder das französische Heer hätten demnach einen Raum bis 200 Geviertmeilen, d. h. den einer ganzen Grenzprovinz, zu ihrer Versammlung in Anspruch zu nehmen; so viel brauchte auch im Jahre 1866 die österreichische Nordarmee zu ihrer Aufstellung, beziehentlich Konzentrierung. Unter allen Umständen ist es von Wichtigkeit, wenn der Feldherr für jedes zur Zusammenwirkung bestimmte Armeekorps sich eine Straße sichern kann.

Die Konzentrierung der Streitkräfte zweier sich bekriegenden Mächte ersten Ranges bietet heutzutage sonach ein Bild, das auf eine großartige Völkerwanderung hinausläuft, und es erinnert dies an die Zeiten des Durchmarsches der „großen Armee“ Napoleons I. auf allen Hauptstraßen des mittleren Europas, freilich mit dem Unterschiede, daß dem Schlachtenmeister die gewaltigen und raschen Fortbewegungsmittel und die Vorteile der neuen Schußwaffen nicht zur Verfügung standen. Jede der gegenwärtigen Großmächte kann etwa eine Million Menschen und mehr als 300 000 Pferde ausmarschieren lassen, so daß sich innerhalb weniger Wochen die Bevölkerung eines kleinen Königreichs und über eine halbe Million Pferde über das Aufmarschgebiet ergießen.

Erfordert auch die Notwendigkeit, die Transporte gegen Ende der Fahrt auf einer beschränkten Zahl von Linien auslaufen zu lassen, einen Zeitraum von mehreren Tagen, um die gesamte Streitmacht anzufammeln, so bleiben es doch eben nur Tage, nicht mehr Monate. Im Jahre 1870 stand etwa drei Wochen nach der Kriegserklärung das ganze deutsche Heer zum Einmarsche in Frankreich an den Grenzen bereit. Frankreich war damals mit Deutschland

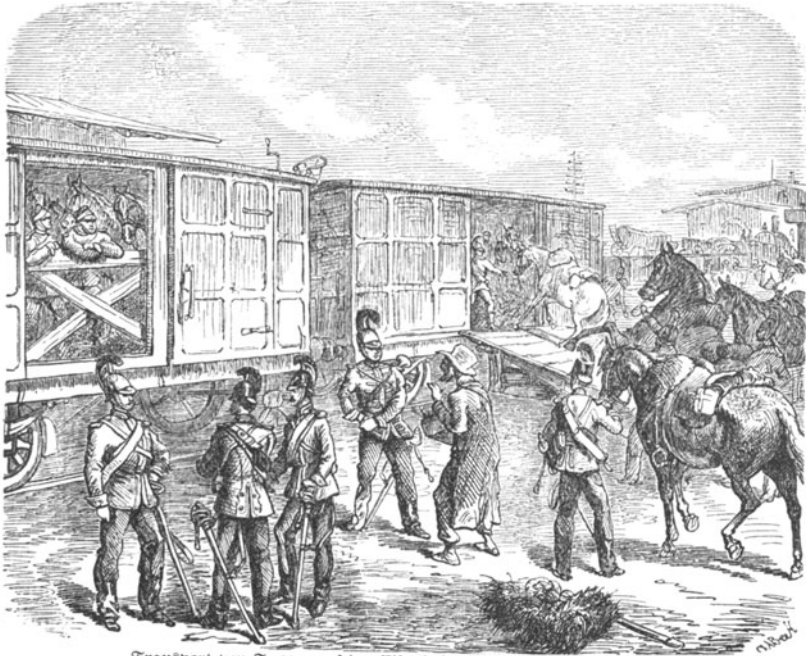


Masmarich von Traite- und Munitionformen. Zeichnung von H. V. d. d.

Wach

nicht in gleichem Schritt geblieben und mit seinen Zurüstungen durchaus noch nicht fertig.

Die Anwendung der Dampfkraft auf Landstraßen wird künftig für das Fortschleppen großer Lasten von noch größerer Wichtigkeit sein. Die Herstellung der zerstörten Eisenbahnen, so rasch, wie es erforderlich scheint, ist oft geradezu unmöglich; provisorische Schienenanlagen müssen dann helfen. Die großen Armeen besitzen für diese Zwecke besondere Eisenbahn-Truppenkörper. Auch den Pferdebahnen kann eine wichtige Rolle zugewiesen werden; die fortschreitende Technik findet hier noch ein reiches Feld zu nutzbringender Thätigkeit im Interesse der Landesverteidigung.



Transport von Truppen auf der Eisenbahn. Zeichnung von A. Ved.

Die Verpflegungsmittel und deren rasch beschaffbarer und an gewissen Orten leichter zu vereinigender Teil bedürfen einer kundigen Vorforge. Unter ihnen gewinnen die Konserven und Dauerspeisen an Bedeutung, weil sie besser und leichter mitzuführen sind als die frischen. Sie werden freilich immer nur als Aushilfe dienen können. Aber an diese läßt sich gerade in strategische kritischen Lagen zunächst denken. Obenan werden immerhin die frischen Nahrungsmittel stehen bleiben. Zwangslieferungen im feindlichen Lande und Ankäufe ebendasselbst wie in der Heimat oder auf benachbarten Gebieten müssen die Vorräte ergänzen helfen.

**Beginn der Operationen.** Nach Vollendung des Aufmarsches beginnen die Bewegungen und Gefechte — die „Operationen“. Das „Auge der Armeen“,

die raschen Reiterdivisionen — jemals einige tausend Reiter mit zwei oder drei Batterien — ist der Hauptmasse des Heeres vorgeeilt, um den Feind aufzufuchen, dessen Bewegungen zu verfolgen und seine Absichten auszukundschaften, zugleich aber das eigne Heer gegen ähnliche Unternehmungen von feindlicher Seite zu schützen. Eifrige und verschlagene Reitercharen, welche rechtzeitig von allem Nachricht geben, was der Gegner im Schilde führt, ermöglichen die so notwendige Schonung des Fußvolkes, dem bald Aufgaben gestellt werden, die nicht selten übermenschliche Anstrengungen erheischen. Unfern trefflichen und zahlreichen Schwadronen, welche 1870 bis zur Mosel vorausgeeilt waren, hatte man es zu verdanken, daß die nachfolgende Heeresmasse zum größten Teile nächtliche Ruhe unter Dach und Fach finden konnte, bis die schwere Blutarbeit der Meßer Schlachttage für sie begann.

Der Kavallerie folgen die langen Kolonnen des Armeekorps; darauf ziehen heran unübersehbare Wagenreihen, denen die Fortschaffung der Lebensmittel, der Munition, des Brückentrains, der Bekleidungsprovianten obliegt, ferner die Lazarettkolonnen und die Bäckereifuhrwerke und noch vieles andre. Daher kommt es, daß bei Beginn des Kampfes die letzten Marschierenden des zweiten Korps von der vordersten Kolonne in der Regel noch über drei Meilen, mithin einen Tagemarsch, und von den vordersten des ersten Armeekorps sogar zwei Tagemarsche entfernt sind. Das zweite auf derselben Straße vorrückende Korps würde daher erst am folgenden Abend, und dann nur mit seiner Spitze auf dem Schlachtfelde eintreffen.

Das rechtzeitige Trennen und Vereinigen der Heeresmassen bildet einen der Kernpunkte strategischer Berechnungen; diese zureichend und treffend zu bewirken, darin beruht ein wesentlicher Teil der Kriegskunst. Feldmarschall Graf Moltke hat diesen Gegenstand in die Worte zusammengefaßt: „Jede enge Anhäufung großer Massen ist an sich eine Kalamität. Sie ist gerechtfertigt und geboten, wenn sie unmittelbar zur Schlacht führt. Es ist gefährlich, in Gegenwart des Feindes sich wieder zu trennen, und unmöglich, auf die Dauer in derselben zu verharren.“ Bei weitem leichter bringt man zwei Korps zusammen, die auf parallelen Wegen getrennt marschieren, lägen diese auch drei Meilen auseinander; denn die einfache Berechnung ergibt, daß der am weitesten entfernte Soldat zu dem Gefecht eines der beiden Korps dann nur  $4\frac{1}{3}$  Meilen zurückzulegen hätte, also am nämlichen Tage noch eintreffen könnte.

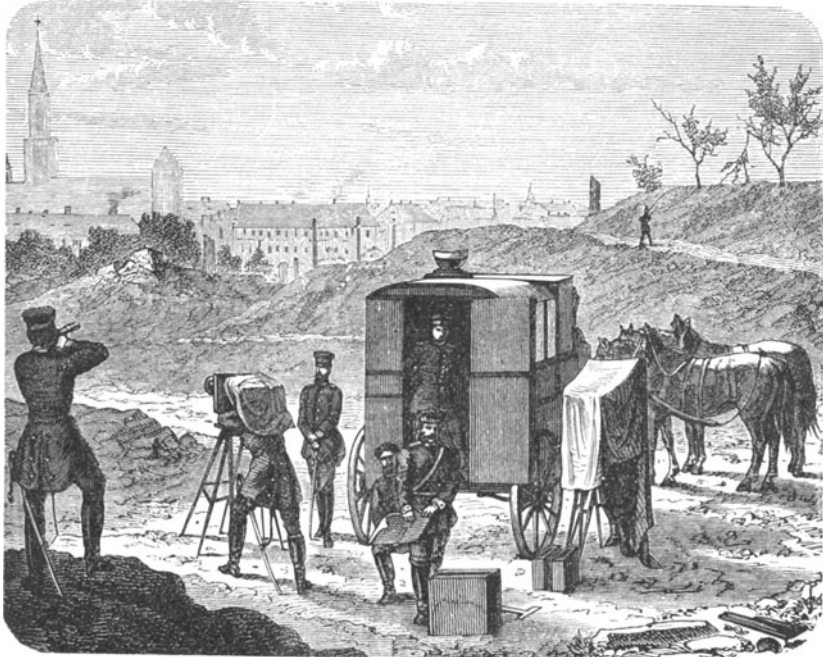
„Die schwere Aufgabe einer guten Heeresleitung ist, den getrennten Zustand der Massen, mit diesem aber die Möglichkeit der zeitgerechten Versammlung zu wahren. Dafür lassen sich keine allgemeinen Regeln geben; die Aufgabe wird jedesmal eine andre sein.“

Das rechtzeitige Vereinigen großer Massen an rechter Stelle zerstreut in allen Fällen, wo Erfolg und Sieg auf überlegener Machtentfaltung beruhen, alle sich geltend machenden Bedenken. Denn das Gefühl der Überlegenheit besiegt in der Regel alle Zweifel in strategisch-kritischen Lagen. Darf der Heerführer an der Überzeugung größerer Leistungsfähigkeit seiner eignen



Truppen festhalten, so braucht es ihm nicht darauf anzukommen, dem Feinde mit entscheidender Übermacht entggetreten zu können.

Unter allen Umständen aber werden zuverlässige Truppen, wenn deren Tüchtigkeit auch noch durch eine ausreichend gute Bewaffnung gehoben wird, Aussicht haben, die Oberhand zu behalten. Der Kommandierende wird sich dann ruhig über einige Irrtümer hinwegsetzen können, die etwa in der Beurteilung der Lage stattgefunden haben.



Das fliegende photographische Atelier des preussischen Generalstabes.

Stehen sich die Heere gegenüber, steht nach den einleitenden Gefechten der Zusammenstoß der Hauptstreitmacht von beiden Seiten, vielleicht um die Entscheidungsschlacht herbeizuführen, zu erwarten, dann winkt der Sieg dem Teile, der wieder an rechter Stelle die geeigneten Kräfte auftreten lassen, durch Geschützmassen, Fußvolk, Reiterei ausschlaggebend wirken kann. „Getrennt marschieren — vereint schlagen“, so heißt die große Lehre, zu welcher sich die größten Kriegsmeister bewußt und unbewußt bekannt haben. Aber die kühnsten und schönsten Berechnungen werden zu Falle gebracht, wenn die Anordnungen in bezug auf Unterkunft und Verpflegung sich als mangelhaft oder unzureichend erweisen. „Der Wagen bildet die Grundlage bei allen Berechnungen“, so ungefähr sagte schon König Friedrich der Große, und in der That ist auf die Befriedigung dieses unerbittlichen Mahners ein großer Teil der Thätigkeit der Offiziere und Beamten des Generalstabes gerichtet. Eben in der bestmöglichen

Ausnutzung jeder Lage und in verlässlichster Genauigkeit der Berechnungen zeigt sich die „Genialität“ dieses Instituts.

Der Feldzugsplan ist im großen und ganzen schon vor dem Ausmarsche entworfen. Er wird naturgemäß mannigfache Abänderungen erfahren. „Kein Operationsplan“, so belehrt uns das Werk des preussischen Generalstabes über den Feldzug im Jahre 1870, „kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Heeresmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen.“

**Die Leitung der Schlacht.** Auf dem Schlachtfelde in seiner riesigen räumlichen Ausdehnung tritt heute die sichtbare Thätigkeit des Feldherrn viel mehr zurück, als man dies gewöhnlich denkt; die kommandierenden Generale nur sind während des Kampfes eigentlich noch im stande, Führerschaft zu üben. Oft sind es in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte auch einzelne Abteilungen gewesen, welche den Anstoß gegeben und die Entscheidung gebracht haben. Diese selbst tritt am Schlachtabend den Truppen in vorderster Linie durchaus nicht klar entgegen, denn nur die Vorgänge innerhalb ihres Gesichtskreises werden sie übersehen können; aber auch der Feldherr empfängt die verschiedenen Nachrichten, aus welchen sich das Bild vom Stande der Dinge zusammensetzen läßt, erst in der Nacht oder am andern Morgen durch Meldungen von verschiedenen Seiten des Kampffeldes. Eine Verfolgung bis zum letzten Atemzuge, wie sie unter minder großen Verhältnissen früher nicht selten war, kehrt während des großen Deutsch-französischen Krieges nicht wieder, wohl aber tritt nach erlangter Klarheit ohne Zeitverlust die Aufnahme und Anordnung neuer Operationen ein. Mehr als es sonst der Fall gewesen, wird durch jeden großen Kampf eine meist völlig neue Lage geschaffen. — — —

Ein großes Heer in der Schlacht zu befehligen, ist unter den solchen Umständen eine überaus schwierige Aufgabe. „Das wilde Element des Krieges“ tritt hier in voller Entfesselung auf. Mit den Fortschritten in der Waffentechnik sind die Kriege im allgemeinen unblutiger geworden, aber nur, weil die einzelnen Szenen des Kampfes sich fürchterlicher gestalten und der Eindruck, den sie hervorrufen, erschütternder wirkt als ehedem. Der Donner der vielen hundert Geschütze vereinigt sich zu unaufhörlichem Dröhnen, das Gewehrfeuer wird zum Heulen des gewaltigen Sturmes, der Pulverdampf lagert sich dicht über das Gelände — ein Kampf in größerem Umfange mit den neuen Repetiergewehren und dem rauchschwachen Pulver hat bisher, obgleich die Heere der meisten Großmächte jetzt damit ausgerüstet sind, noch nicht stattgefunden; — auf Meilenweite tobt der Kampf in Bergen, Wäldern und Dörfern. Frische Bataillone von tausend Streitern verschwinden, wenn ihnen unerwartet das Feuer des Feindes entgeschlägt, in Zeit von Minuten. Weniger als eine Viertelstunde genügte bei Mars-la-Tour, um auf dem äußersten linken Flügel von

4500 Streichern 2500 tot oder verwundet niederzustrecken, und ähnliche Szenen wiederholten sich auf allen Theilen der Schlachtlinie.

Wiewohl der Einfluß, welchen der Feldherr auf dem Schlachtfelde auf den Verlauf des Kampfes zu üben vermag, heute nur ein sehr beschränkter ist, so muß er doch wohl oder übel alle Zufälle und Folgen von Handlungen oder Mißgriffen zahlreicher Unterführer auf sich nehmen. Die Beherrschung der Ereignisse, die eigentliche Leitung der Schlacht hört heute im Grunde genommen auf, sobald der Oberbefehlshaber die Heeresmassen an den Feind gebracht hat. Sie in Erfolg versprechender zweckmäßiger Weise heranzuführen, vermag er noch, dann aber geht die Schlacht ihren eignen Weg. Dies war weder zu Zeiten Friedrichs des Großen noch Napoleons I. der Fall, sondern ist erst durch die Vermehrung der Heere, durch die Verstärkung der Kriegsmittel und die außerordentliche Verschiebung aller Raumverhältnisse so geworden. Man denke nur an die Wandlung, welche mit den Handfeuerwaffen vor sich gegangen ist. Wenn früher die Gewehre ihre Geschosse auf 300 oder 400 Schritte trugen, die Geschütze auf 1000, so regelte sich danach auch der Abstand der Streiter; heute haben sich diese Maße verdreifacht, und die Räume zwischen den kämpfenden Parteien wachsen in ähnlichem Verhältnis. Mancher wird getroffen, ohne einen Feind überhaupt gesehen zu haben. Aber auch die Breiten, in welchen die Truppen sich ergießen, steigern sich ebenso; denn die Wirkung der neueren Feuerwaffen duldet die eng geschlossenen Ordnungen nicht mehr.

Das deutsche Heer, in seiner Hauptmacht auf einer Balkstatt vereinigt, würde eine Front von sechs oder acht deutschen Meilen bilden; schon durch die Entfernung zwischen den Flügeln ist das Eingreifen des Feldherrn so gut wie ausgeschlossen. Sind aber in der Vergangenheit schon Schlachten verzeichnet, in denen auf beiden Theilen zusammen 400 000 Mann und mehr stritten, so kann die Zukunft solche bringen, in welchen eine gleiche Zahl auf jeder Seite erscheint. Es würden die Fronten, auf denen gekämpft wird, dann immerhin eine Ausdehnung von drei bis vier Meilen erlangen. Dann setzt der große Entscheidungskampf sich zusammen aus einer Reihe von nebeneinander geschlagenen Einzelkämpfen mit wohl verschiedenem Ausgange und verschiedenen Folgen. Die Beherrschung des Ganzen von einer Stelle aus erscheint dann fast unmöglich. Luftballons, Telegraphen und Fernsprecheinrichtungen, Brieftaubendienst und ähnliche neuere Hilfsmittel mögen bei ihrer heutigen Vervollkommenung und bei der beständigen Übung ihres Gebrauchs durch besondere Truppenteile in einem nächsten Kriege vielleicht in erhöhtem Maße im Interesse der obersten Führung zu verwerten sein. Bisher hat die Erfahrung dargethan, daß — die Verteidigung von vorher gewählten Stellungen ausgenommen — es sich empfiehlt, während der Schlacht sich nur der allereinfachsten Mittel, der mit Bleistift auf ein Papierblatt geschriebenen Mittheilungen zu bedienen oder die mündliche Bestellung durch zuverlässige Offiziere zweckdienlich erfolgen zu lassen. Kein Wunder! — Wie rasch wechseln nicht alle einzelnen Szenen! — Ehe noch eine Meldung an den Oberbefehlshaber über einen wichtigen Vorfall ergeht und sein Bescheid erfolgen kann, haben die Verhältnisse sich schon wieder geändert. Den Kernpunkt der Sachlage, die Natur der einzelnen Vorkommnisse

läßt meist nur der eigne Augenschein erkennen, und diesen kann sich der Feldherr nicht überall verschaffen. Vielleicht mit Zweifel im Herzen verläßt der Feldherr, wenn das Kampfgetöse verstummt, das Schlachtfeld und wird erst im Laufe der Nacht oder häufig erst am andern Morgen erfahren, daß der Sieg von den Seinen errungen worden war. Es erklärt sich daraus, warum man bei den neueren Schlachten so wenig von sofortiger und allgemeiner Berfolgung des geschlagenen Feindes zu berichten weiß.

Die Unterbefehlshaber, die kommandierenden Generale, bleiben an den ausschlaggebenden Punkten die eigentlichen Leiter des Kampfes. Doch auch die Unterbefehlshaber befinden sich, wenn auch in geringerem Maße, in der Lage des Oberbefehlshabers. Was früher der Fall war, gilt auch heute noch. Der Korpsführer, welcher ein Drittel seiner Truppen in anstrengenden Märschen verliert, um mit zwei Dritteln zu rechter Stunde das Schlachtfeld zu erreichen, braucht den Tadel, der gegen ihn erhoben werden könnte, nicht zu scheuen. Hauptsache bleibt, daß in entscheidender Weise zum Erfolge beigetragen worden ist. Kein Vorwurf trifft den Führer, welcher, kühn den eignen Rückzug gefährdend, rechtzeitig noch mit seiner Mannschaft auf der Walfstatt erscheint. Auf der eine halbe Meile langen Front eines Armeekorps findet sich oft nur eine einzige Stelle, an welcher das Vordringen in die feindliche Stellung möglich ist, und das Schicksal der Gesamtanstrengung von 30 000 Mann hängt davon ab, ob gerade jener schwache Punkt des Gegners von dem nächststehenden Regiments- oder Bataillonskommandeur richtig erkannt wird. Ja selbst ein Offizier niederen Grades, mit gesundem Blick ausgerüstet, kann heute noch in der Schlacht den Anstoß zu großen Wandlungen geben. Unter allen Umständen hat sich der Wert des Scharfblicks und der ruhigen Entschlossenheit der verstärkten Wirkung des Schnellfeuers und der gezogenen Geschütze gegenüber sicherlich nicht verringert. Sehr richtig bemerkt der französische Oberst Desprels in seinen unlängst erschienenen „Leçons de la guerre“: „Die Preußen haben den Krieg nicht verändert, aber durch eine Anstrengung, welche einzig in der Geschichte dasteht, haben sie während eines langen Friedens das Studium des Krieges generalisiert. Während dieser Zeit vernachlässigten die Völker, mit denen sie seit fünfzehn Jahren in Streit gerieten, diese wichtigen Studien, und daher rührt ihre Inferiorität.“

Aber die Kriegführung wird in der Zukunft sicher noch größeren Wandlungen entgegengehen, sie wird daher auch viel gewaltigere Zusammenstöße mit sich bringen, als die der jüngsten Vergangenheit. Erscheinungen, wie die blutigen Augusttage von 1870, an denen sich 400 000 Mann in heißem Streite über die nächste Umgebung von Metz ergossen, werden nicht vereinzelt dastehen.

Und ein ganz andres Bild wird der Vormarsch in Feindesland darbieten, wenn uns die harte Notwendigkeit auferlegt oder wenn es uns vergönnt würde, noch einmal in das Gebiet unsres westlichen Nachbarn einzurücken. Denkt man sich die französische Armee innerhalb der neu geschaffenen festen Grenzlinie aufmarschiert, so müßte die feindliche Streitmacht den Zwischenraum dieser Linie von Schutzwehren zu einem guten Teile füllen; die Lücken zwischen den

alten und neuen Forts und Festungen würden vermutlich mit Feldderschanzungen geschlossen werden; dann gestaltet sich der Kampf der Armeen und der Kampf um jene Bollwerke zu ganz ungeheuerlichen Positionskämpfen. Welches auch der Ausgang künftiger Schlachttage zwischen uns und unsern Nachbarn sein möge — der Krieg würde aller Wahrscheinlichkeit nach viel von der Beweglichkeit verlieren, die ihm noch 1870 eigen war. An einen ähnlich reizenden Verlauf wäre kaum zu denken.

Lehrt nun auch der Hergang und der Verlauf einer modernen Schlacht, daß der Einfluß des Feldherrn auf den Kampf gegenwärtig ein geringerer ist, so darf doch nicht angenommen werden, daß das Material, worauf es ankommt, daß das kämpfende Heer ein geringeres sein dürfe, insofern die Massen die Entscheidung bringen; es darf nicht zum zügellosen Element herabsinken. Auch heute gilt, was immer gegolten hat: daß die Disziplin den Wert des Soldaten bestimmt, daß sie das Heer zusammenhält, ebenso wie die gleichmäßige Ausbildung der Führer allein Gewähr leistet für ein einheitliches, Erfolg verheißendes Handeln des Feldherrn.

Durch unausgesetzte Übungen und Pflege des militärischen Geistes ist, nach dem ausdrücklichen, gewiß nicht von Wohlwollen oder Vorurteil eingegebenen Aussprüche eines französischen Fachmannes „die deutsche Armee ein ausgezeichnetes, ein herrliches Heer geworden.“

Während sich die französischen Befehlshaber häufig damit begnügen, die Ergebnisse der Ausbildung nach Rapporten zu beurteilen, anstatt täglich selbst nachzusehen, was getrieben wird, liegt die Stärke des deutschen Heeres, nach der eben angezogenen sachverständigen Beurteilung, mit in der Bethätigung des Wahrwortes: „Selber ist der Mann“, vor allem aber in dem echt militärischen Geiste, der sich in allen Abstufungen und unter jeder Form offenbart. „Die Deutschen haben Vertrauen in ihre Generale, und diese wiederum haben die Gewißheit, daß ihre Befehle innerhalb der Grenzen des Möglichen mit der größten Energie zur Ausführung kommen. So ist die deutsche Armee ein unvergleichliches Werkzeug.“ Das Gleichgewicht könnte zu gunsten der Franzosen nur dann wiederhergestellt werden, wenn es ihnen gelänge, „im Hinblick auf militärische Erziehung und Ausbildung die gleichen Fortschritte zu machen, welche sie in bezug auf ihre materielle Wiederaufrichtung zuwege gebracht haben.“

Nur die unausgesetzte Pflege der Disziplin, zum Zwecke der einheitlichen Mitwirkung aller, wenn es die Bezwingung des Feindes gilt, kann dereinst uns den Sieg verleihen. Und wir werden uns aller Wahrscheinlichkeit nach nochmals mit dem alten Gegner messen müssen. Deswegen soll die Erziehung des jungen Soldaten im Frieden vornehmlich der Hingebung an die Aufgaben des Kriegerstandes gelten, eingedenk dessen hoher Stellung und im Hinblick auf unsre nationalen Pflichten, die in der Sicherung unsrer Zukunft gipfeln.

**Der Feldherr.** Je schwieriger in der Folgezeit die Lösung der Aufgaben sein wird, die dem Feldherrn der Zukunft zufallen, und je eigenartiger sich die Kriegführung noch gestalten wird, um so gewisser ist's, daß dann erst recht ein

großes Gefühl die außerordentlichen Kräfte des Feldherrn beleben muß — sei es der Ehrgeiz, wie in Cäsar, der Haß des Feindes, wie in Hannibal, der Stolz, den sogar ein glorreicher Untergang gewähren kann, womit sich selbst ein Friedrich II. vertraut gemacht hatte. Nur mit diesem Vertrauen im Herzen kann der Feldherr der Größe der seiner harrenden Aufgaben gewachsen sein. „Bei ihm summieren sich alle Zweifel, alle Besorgnisse seiner Unterführer, bei ihm sucht jedermann Rat, von ihm verlangt jeder die Hilfe. An ihn hängen sich alle Blicke, von ihm glaubt jeder das Schicksal des Heeres, des Vaterlandes abhängig, und über alles, was er thut, berichtet die Geschichte nachkommenden Geschlechtern, seine Handlungen unterliegen der Kritik von Millionen, zumal heute, wo die Völker fast samt und sonders ans Waffentragen gewöhnt sind. Wer dem hohen Berufe des Feldherrn entgegengeht, halte sich des großen Friedrich Worte gegenwärtig: „Ich kenne den Wert der Ruhe, die Annehmlichkeit der Gesellschaft, die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu sein, wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch die Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsre Pflicht zu thun, unserm Vaterlande selbst mit unserm Blute treu zu dienen, ihm unsre Ruhe, ja unser ganzes Dasein aufzuopfern.“

Sieger im Streit werden künftig sicherer denn je zuvor die Völker bleiben, in denen sich das Pflichtgefühl als Beweggrund der Thaten erhält, deren höhere Schichten vor allem nicht das Streben nach idealen Zielen aus dem Auge verlieren. Da erzeugen sich Mut, Ausdauer, Opferwilligkeit, Vaterlandsliebe und Selbstvertrauen immer neu; sie wachsen, gezeitigt durch die wärmenden Strahlen, welche dem Beispiel der alten Generation entströmen, mit der jungen empor.

**Die Mobilmachung im Jahre 1864.** In vorstehendem haben wir einen Blick geworfen auf die Entwicklung der preußischen Heeresverfassung und die Gestaltung der Kriegsführung und Heeresleitung im Zusammenhang mit den Wandlungen, welche die neuen Waffen seit Durchführung der preußischen Militärreorganisation hervorgerufen haben. Wir haben unsre jungen Leser Zeugen sein lassen von der Übergabe neuer Fahnen an die neu errichteten Regimenter. Dieser feierliche Akt erlangte dadurch eine allgemeinere und tiefere Bedeutung, daß das Volk den König Wilhelm zum erstenmal in der Mitte der Abgesandten seines verstärkten, wohlbewaffneten und trefflich geschulten Kriegsheeres sah. Vertrauend blickte man damals zu dem Fürsten auf, der durch die That Zeugnis abgelegt hatte von seiner ehrenfesten, echt deutschen Gesinnung und seinem ritterlichen Mut; man erwartete, daß mit der Thronbesteigung dieses Fürsten Preußen aus der zuwartenden Rolle, die es zum Frohlocken seiner Feinde nur zu lange bewahrt hatte, heraustreten werde. Das königliche Wort: „Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen weiß!“ erfüllte das Herz jedes Preußen wieder mit Stolz und Selbstgefühl, aber es weckte zugleich die bange Vorahnung, daß Preußens Weg, wie

seine schwarz=weißen Fahnen, nur durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Siege führen werde, und dies zu einer Zeit, als immer düsterer, immer schwerer die Wolken am deutschen Himmel sich zusammenzogen. So, unter zuckendem Wetterleuchten, hatten die neuen Paniere die Weihe im Namen Gottes empfangen. Wenn die alte Eifersucht zwischen Österreich und Preußen nicht fortgewährt und immer wieder Beunruhigung hervorgerufen hätte, so würde man in Deutschland mit Ruhe den kommenden Dingen haben entgegensehen können; denn bei aller Mangelhaftigkeit der deutschen Bundeskriegsverfassung



Dänische Armee.

war doch jede der Armeen der beiden deutschen Großmächte für sich stark genug, um dem Auslande Achtung einzusflößen und den Feinden Deutschlands den alten Spruch ins Gedächtnis zu rufen:

„Wer im Krieg will Unglück han,  
Der fang' es mit den Deutschen an!“

**Der zweite dänische Krieg in Sicht.** Was konnte wohl das kleine Dänemark, welches nicht viel mehr Streiter ins Feld zu stellen vermochte, als ein preußisches Armeekorps, trotzdem ermutigen, in seinem feindseligen Troze Deutschland gegenüber zu beharren? Wir haben früher schon darauf hingedeutet, daß in Dänemark die traurige deutsche Politik von 1850 noch in guter Er-

innerung geblieben war und daß es auf die fortdauernde Spannung zwischen Preußen und Österreich rechnete. Dänemark hatte 1848 und 1849 ganz absonderliche Kriegserfahrungen gemacht. Die Leichtigkeit, mit welcher die preussischen Garden an jenem Ostermorgen über die Trümmer des alten Danewirke hinweggeschritten waren, hatte ihm die frühere Bedeutung dieser Wälle wieder ins Gedächtnis gerufen. Das Danewirke und die Düppler Schanzen — den Sachsen seit 1849 noch in gutem Andenken — waren zu festungsartigen Positionen umgewandelt worden. Außerdem stützte sich der Trotz des kleinen Inselreichs auf seine Seemacht und auf eine übertriebene Vorstellung von der Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit seines Landheeres, vielleicht auch auf den erwarteten Beistand Englands — eine verhängnisvolle Kette von Täuschungen!

Die Stellungen im Innern des Landes waren freilich stark. Von einem Meere zum andern quer durch ganz Schleswig, d. h. von der Schleibucht bis zur Eidermündung, zog sich jenes berühmte Danewirke, welches die heidnische Königin Thyra Danebot einst als einen Damm gegen das Vordringen des Kreuzes nach Norden aufgetürmt und welches später die Schwarze Margarete aufs neue mit Zinnen und Türmen gekrönt hatte. Jetzt waren die alten Schanzen wieder hergestellt und verbessert und neue Schanzen nach allen Regeln der Befestigungskunst dazu angelegt worden. Eine fast mythische Bedeutung knüpfte sich an das unüberwindlich geglaubte Danewirke. Noch jetzt erblickte der Posten, der am meerumrauschten Strande von den Schanzen nach Süden spähte, in dunkler stürmischer Mitternacht die Gestalt der Schwarzen Margarete, wie sie auf weißem Felser, das schwarze Haar im Winde flatternd, in einer Wolke von einem Meere zum andern das Danewirke entlang hinabritt.

Weiter nordwärts am Ahsensunde erhoben sich die berühmten zehn Schanzen der Düppelstellung, die so viel edles Blut kosten sollten, und endlich noch weiter im Norden jenseit des Lymfjord, der in die jütische Halbinsel von Ost gegen West tief einschneidet, war eine dritte Schanzenreihe nahe dem Ottenfunde erbaut worden, wie man die Bucht nennt, von deren weit in das Meer vorspringendem äußersten Riff der deutsche Kaiser Otto einst dem auf seinen Schiffen entfliehenden Dänenheere den Speer nachschleuderte mit dem Rufe: „So weit mein Speer noch fliegt, reichen Deutschlands Marken!“ Heutzutage fliegt der Adler der deutschen Flotte noch viel weiter als einst Kaiser Ottos Speer.

Die Schanzen waren vortrefflich angelegt und mit dem besten gezogenen Geschütz armiert; aber lebendig werden sie doch erst durch die Männer, die sie verteidigen sollen. Die Kriegsgeschichte des dänischen Heeres umfaßt nur wenige Blätter, und diese bilden nicht bloß Lorbeerblätter. Die Siege aber, welche der „tappre Landsoldat“ bei Fridericia 1849, bei Ibsstedt und Friedrichstadt 1850 über das ungleich schwächere Schleswig-Holstein davongetragen, hatten zu einer Selbstüberschätzung und zu einem Übermut geführt, wie er sich in dem Standbilde des tappern Landsoldaten auf einer Wafel zu Fridericia und in dem berühmten großmäuligen Löwen zu Flensburg aussprach, der, über



den Gräbern der braven gefallenen Schleswig-holsteinischen Krieger gelagert, das grimmige Antlitz nach Süden kehrte.

Infolge ihrer kurzen Dienstzeit zeigte sich die dänische Armee nur mangelhaft ausgebildet, ohne militärischen Geist. Die Mannschaft war gesund, kräftig und ausdauernd; doch erscheint es ganz natürlich, wenn der ungewandte Süte, welcher zu Hause in seinen Marschen in schwerfälligen Holzschuhen einherpoltert, sich nicht so leicht in den strammen Lauffschritt hineinfinden konnte. Manche Regimenter hatten in ihren Reihen viele geborene Schleswiger, welche nur auf die Gelegenheit warteten, dem verhassten Danebrog Valet zu fagen.

Dem Offiziercorps, welches zum großen Teil aus Kaufleuten bestand, die nur für die Dauer des Krieges Dienst genommen hatten, fehlte die eigentliche militärische Bildung. Der ausgeprägte Haß gegen alles Deutsche allein konnte den Heldenmut nicht entflammen, welcher auch dem Widerstand eines kleinen Volkes gegen übermächtige Feinde Nachdruck verleihen kann.

Die Infanterie war mit guten und neuen Waffen versehen (Dorn- und Miniégewehren). Nach den Verlusten an Waffen bei dem Danewirke und bei Düppel mußten freilich später auch die glatten Gewehre zur Aushilfe dienen. Die Feldartillerie hatte kaum mit Einführung der gezogenen Geschütze begonnen, doch war diese Waffe unter tüchtigen Offizieren diejenige, welche sich während des Feldzugs noch am besten bewährte.

So sah es in der dänischen Armee aus, als gegen Mitte November 1863 der König Friedrich VII. von Dänemark starb und der sogenannte „Protokollprinz Christian“ die Regierung, trotz der vermeintlichen Ansprüche des Herzogs von Augustenburg, auch in den deutschen Landen Schleswig-Holstein übernahm. Seine erste Regierungshandlung war die Annahme einer Verfassung, durch welche das deutsche Herzogtum Schleswig dem dänischen Staate einverleibt und von seinem Bruderlande Holstein, mit dem es „up ewig ungedeckt“ bleiben sollte, losgetrennt wurde. Damit war plötzlich den bereits lange schwebenden Streitigkeiten zwischen Deutschland und Dänemark ein neuer Grund hinzugefügt worden.

Wieder trat als unabweisliche Mahnung die schleswig-holsteinische Ehrenschild vor das Gewissen des deutschen Volkes und seiner Fürsten. Unerträglich hatten sich die Zustände in den Nordmarken gestaltet; das kleine Dänemark benutzte die Spannung zwischen den beiden deutschen Vormächten sowie die Ohnmacht und Schwerfälligkeit des Deutschen Bundes, um anderthalb Jahrzehnte hindurch in den unter seinem Zepter stehenden Herzogtümern deutsches Recht, deutsche Sitte mit Füßen zu treten, um dänische Beamte, gleichviel welchen Rufes und Charakters, dänische Geistliche, Lehrer, Rechtsbeamte einzusetzen, die dänische Sprache in allen Kreisen einzuführen, die deutsche Jugend im dänischen Sinne zu erziehen und den altgesitteten, an der Väter Sägung und Recht mit unerschütterlicher Treue festhaltenden Bruderstamm der dänischen Willkür zu unterwerfen. Der Schmerzensruf des verlassenen Bruderstammes klang immer lauter an das Ohr jedes Deutschen und mußte den deutschen Zorn gegen Dänemark und die Teilnahme für Schleswig-Holstein in um so höherem Grade

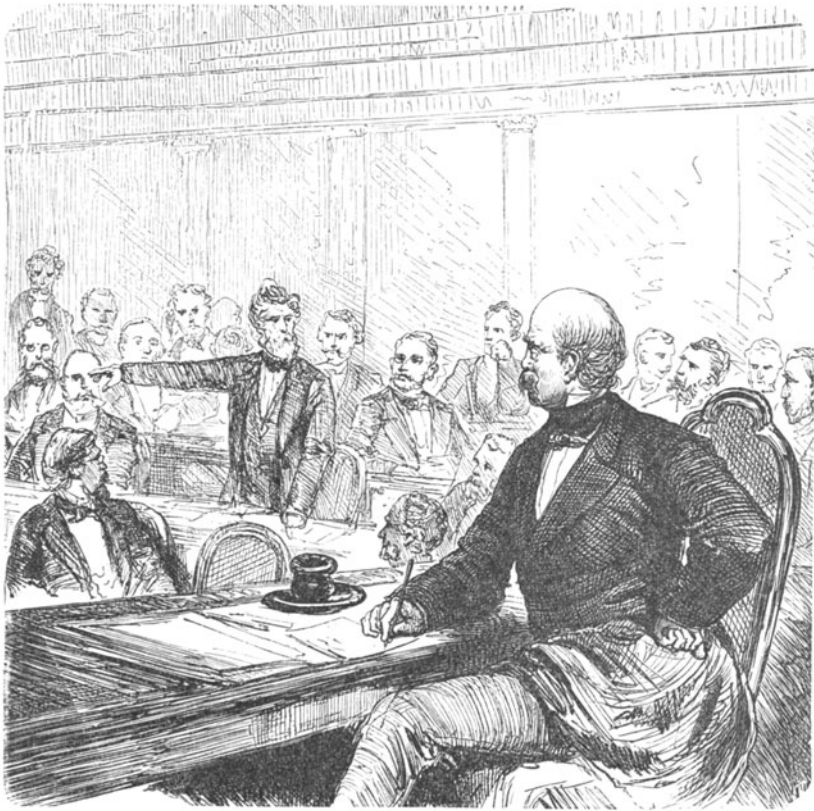
erregen, als man sich nicht ohne Schamröte erinnern durfte, wie schmächtig der Deutsche Bund selbst die Herzogtümer nach ihrem mutigen, aber ergebnislosen Kampfe gegen das übermächtige Dänemark 1851 entwaffnet und ihrem Feinde ausgeliefert hatte. Die neue Beeinträchtigung deutscher Rechte in Schleswig-Holstein durch Dänemark ließ sogar den Groll der beiden Mächte Österreich und Preußen gegeneinander für einige Zeit schweigen.

Und so richteten sich denn unsere Blicke nordwärts, wo sich zu Anfang des Jahres 1864 das erste Ungewitter zusammenzog, welches Europa aus dem langjährigen Wahn aufschreckte, daß man dem geduldigen Deutschen mit jeglicher Unbill ungestraft begegnen dürfe.

König Wilhelm sah entrüstet,  
Wie der Däne feck sich brüstet,  
Sprach zum Vetter Kaiser Franz:  
„Recht muß walten allerorten,  
Laß uns helfen nicht mit Worten,  
Doch mit freier Thaten Glanz!“

Kaiser Franz Joseph besann sich nicht lange,  
Er schlug ein aus Herzensdrange  
Und mit dreißigtausend Mann.  
Österreichs und Preußens Streiter  
Zogen nordwärts siegesheiter,  
Vater Wrangel führt sie an.

Die Würfel waren gefallen. — Unter der Ordre zur Mobilmachung stand das entscheidende Wort:



Im Abgeordnetenhaus (1863).

Regieren ist nicht so leicht, als man glaubt,  
 Es versuchen's viele und treffen's nie;  
 Regieren ist nicht so schwer, als man glaubt,  
 Es treffen's viele und versuchen's nie.

Ed. v. Bauernfeld.

## Fürst Otto von Bismarck-Schönhausen,

der erste deutsche Reichskanzler.

Ehe wir den Leser in das Kriegslager nach den Nordmarken geleiten, haben wir unsre Aufmerksamkeit dem außerordentlichen Manne zuzuwenden, welcher dem Könige Wilhelm zur Seite getreten war, als er das Werk der Wiederherstellung der alten Reichsherrlichkeit begann. Denn jener große Staatsmann war es, der Deutschland, wie er sich später selbst ausdrückte, in den Sattel half, als es in der Arena der großen Weltbegebenheiten seinen gefährvollen Umrirt unternahm.

**Jugendzeit.** Otto von Bismarck, der einflußreichste Staatsmann seit Friedrich dem Großen, ward am 1. April 1815 auf dem Stammsitz seiner Familie zu Schönhausen in der Altmark, Regierungsbezirk Magdeburg, geboren. Der Vater zog das Landleben vor, fügte sich aber dem Wunsche seiner Gattin und nahm mit derselben zeitweilig seinen Aufenthalt in der Landeshauptstadt. Bismarcks Mutter, die der rühmlich bekannten Leipziger Gelehrtenfamilie Menken entstammte, war eine kluge, feine Frau, welche die Unterhaltung mit geistreichen und wissenschaftlich gebildeten Männern liebte. Des Vaters Hauptleidenschaft war die Jagd; die Gattin war ausgezeichnet im Schachspiel. Otto, ihren jüngsten Sohn, hatte sie früh für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Der Knabe verlebte seine erste Jugend nicht auf Schönhausen, sondern in Pommern, wo die Eltern 1816 von einem Vetter die Lehnrittergüter Kniephof, Tarchelin und Kütz im Kreise Raugard geerbt hatten. Kniephof, in einer freundlichen Gegend, mit schönem Garten, war die Stätte von Ottos Spielen und Ferienvergnügungen. Zu Neujahr 1822 ward der sechsjährige Knabe nach Berlin in Plamanns Erziehungsanstalt geschickt, wo ihm die damals noch herrschende Jahnische Deutschstümelei wenig behagte. Mit elf Jahren kam er auf das Berliner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium (1827); hier, wie im Gymnasium zum Grauen Kloster, in welches der fleißige Schüler 1830 übergesiedelt war, interessierte er sich besonders für vaterländische Geschichte und lernte eifrig Französisch und Englisch.

Mit siebzehn Jahren bezog Otto von Bismarck die Universität Göttingen, wo er drei Semester blieb, wenig studiert, flott gelebt und die meiste Zeit auf dem Fehlboden verbracht haben soll. Da fehlte es selbstverständlich nicht an „Kempelen“, und es folgten ihnen selbstverständlich Duelle und Paukereien. Ein tüchtiger Schwimmer, Reiter und Jäger, hat er den studentischen Ton, der seinem frischen, jovialen Wesen zusagte, noch lange in kernhaften Ausdrücken und einem etwas derben Gebaren, vielleicht unbewußt, aufrecht erhalten.

„Und auf manche glatte Wange  
Hat sein Schläger flott und schneidig  
Ihr ein Stammbuchblatt geschrieben.“

Von seinen Korpsbrüdern ward er mit Stolz „Achilles“ genannt; den Mutigsten war endlich die Lust vergangen, mit ihm anzubinden. Im übrigen war er der lebenswürdigste Gesellschafter und ein treuer verlässiger Geselle.

Eine Wonne war es ihm, seine Ferien in der Heimat verbringen zu können. Seine tollen Streiche setzten freilich die Hausbewohner nicht selten in Schrecken. Es geschah, daß er des Morgens aus dem Bette heraus Schießübungen anstellte, wobei er in bezug auf die Ziele für die Pistolenkugeln nicht eben wählerisch war. Ofenverzerrungen, Vasen und ähnliche Dinge hatten darunter manches zu leiden. Daß er auch eine große Liebhaberei für Pferde und Hunde an den Tag legte, versteht sich bei einem Junker von selbst; übergewaltig schäumte in ihm der feurige Most der Jugend.

Im Herbst 1833 vertauschte er Göttingen mit Berlin, besuchte nun etwas fleißiger die Vorlesungen und bestand auch rechtzeitig mit ganz gutem Erfolge das erste Examen.

Seit Ostern 1835 arbeitete der junge Jurist als Auskultator und Protokollführer beim Berliner Stadtgericht, trat im folgenden Jahre als Referendar aus der Justiz in die Verwaltung über und ward zunächst den Regierungsbüreaux zu Aachen zugeteilt. Hier geriet er im Umgange mit Engländern, Belgiern und Franzosen in Wirrnisse, deren Nachwehen er jahrelang empfand. Sie hatten zur Folge, daß er sich 1837 an die Regierung zu Potsdam versetzen ließ, wo er 1838 bei den Gardejägern eintrat, um seiner Militärpflicht zu genügen. Bald darauf ging er zu dem zweiten Jägerbataillon in Greifswald über, da er beabsichtigte, an der mit der Greifswalder Hochschule verbundenen landwirtschaftlichen Akademie Eldena sich nebenher einige Kenntnisse in der Landwirtschaft zu erwerben, um nötigenfalls auch zur Übernahme eines der väterlichen Güter befähigt zu sein.



Otto von Bismarck's Geburtshaus zu Schönhausen in der Utmarsk.

Im Sommer 1839 trat Otto von Bismarck die Verwaltung der pommerischen Güter an, anfänglich in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Bernhard, seit 1841 aber übernahm jener für sich allein Rülz, Otto Kniephof und Jarchelin. Inzwischen waren die Eltern nach Schönhausen gezogen, wo der Vater bis zu seinem Tode (1845) lebte, während die kränkelnde Mutter in Berlin ärztliche Hilfe suchte, dort aber bereits am 1. November 1839 starb.

Dreiundzwanzig Jahre alt, wirtschaftete Otto von Bismarck auf Kniephof, daß er durch Umsicht und Thätigkeit aus drückenden Verhältnissen rasch in die Höhe brachte. In seinem Wesen trat bald eine wildgärende Thatenlust, bald eine Mischung von Schwermut und Enthaltbarkeit zu Tage; es wechselten die tollsten Unterhaltungen während seines Aufenthaltes auf jenem Landitz, wo halbgezähmte Füchse die Stelle Byronischer Bären vertraten, wo bei nächstlichen Gelagen große Pokale mit Porter und Champagner kreiften, bis die ein-

geschlummerten Gäste von ihren Nachbarn durch Pistolenschüsse geweckt wurden, so daß die Kugeln über ihnen in die Decke schlugen und der Kalk bröckelnd ihnen ins verfürte Antlitz fiel. Dann wieder erschien der junge Gutzbefitzer der Umgegend durch zehn Meilen weite Ritte wie ein Centaur. Zuweilen führte er an seines Bruders Statt die landrätliche Verwaltung, und vorübergehend trat er auch als Kreisdeputierter und Abgeordneter des Provinziallandtags auf. In Potsdam, wo er sich abermals als Regierungsreferendar versuchte, ward ihm seine Stellung durch das hochfahrende Wesen seiner büreaukratischen Vorgesetzten bald verleidet. Dazwischen tröstete ihn ein lebhaft unterhaltener Briefwechsel mit seiner Schwester Malwine, und zur Abwechslung that er auch bei dem vierten Manenregiment in Treptow und Greiffenberg Dienst; denn das lustige Offiziersleben behagte ihm. Nach des Waters Tode (1845) erhielt er außer Kniephof noch das Stammgut Schönhausen. Hier wurde er Deichhauptmann, Mitglied des sächsischen Provinziallandtags und 1847 des Vereinigten Landtags in Berlin.

Auf dem Vereinigten Landtag von 1847 war er noch ein halb mittelalterlicher Rede — einer der radikalsten, aber auch einer der geistvollsten Vertreter der sogenannten „Junkerpartei“. Gleich seine erste Äußerung erregte einen Sturm des Unwillens, und doch hatte er ganz Recht mit der Behauptung, es zieme sich nicht, die Berechtigung der Nation zu einem größeren Maß der Freiheit daraus herzuleiten, daß sie 1813 die Schmach der Fremdherrschaft unerträglich gefunden habe. Bezeichnend war es, daß er dem „christlichen Staat“ nach Stahls Anschauung das Wort redete, den nur die „unbeschränkte Krone“ überglänzen sollte, daß er die Patrimonialgerichtsbarkeit und den Innungszwang verteidigte. Ja, er bekämpfte sogar manche Gesegentwürfe des Ministeriums Manteuffel, weil sie ihm noch zu freisinnig dünkten! Bei alledem waren seine Reden schon damals auffallend durch ihren Inhalt und innere Kraft, durch untadelhafte Logik und den vornehmen Ton der Kampfweise; er machte den Eindruck einer fertigen Persönlichkeit. Seine damalige herausfordernde Sprache, die bald Unwillen, bald Heiterkeit erregte, läßt sich leicht aus der Erbitterung über zahlreiche Angriffe, die er erfuhr, erklären; mehr aber noch aus dem Bewußtsein, seinem Stande schuldig zu sein, gegen eine demselben ungünstige Zeitströmung anzukämpfen. Einzig in ihrer Art ist die Abfertigung, welche er etwas später einem Diplomaten zu teil werden ließ, der ihn nach der Bedeutung seines einzigen Ordensschmuckes, einer kleinen bescheidenen Denkmünze, fragte, und dessen spöttische Reden er mit den Worten beantwortete: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten.“ Seine kraftvollen Äußerungen aus jener oder späteren Zeiten freilich wörtlich nehmen zu wollen, wäre Thorheit. Niemandem konnte es in den Sinn kommen, ihn deshalb für einen zweiten Nero zu halten, weil er in einer übermütigen Stunde dem liberalen Bürgertum grollend die Worte hinwarf, „die großen Städte müßten von der Erde vertilgt werden, weil sie die Herde der Revolution seien.“

Als die Wogen der Bewegung von 1848 über Deutschland zusammenzuschlugen, hatte Bismarck kurz vorher seinen Hausstand gegründet und sich am

28. Juli 1847 zu Meinfeld in Pommern mit Fräulein Johanna von Puttkamer vermählt. Der Vater der künftigen Fürstin von Bismarck war, nach seinen eignen Worten, „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen“, als der „tolle Bismarck“, wie man ihn damals hieß, um die Hand seiner züchtigen und einfach erzogenen Tochter warb. Auch Frau von Puttkamer gab erst dann ihre Zustimmung, als der Junker Heißsporn selbst erschien und seine Braut vor ihren Augen in die Arme schloß; später ist sie ihrem Schwiegersohne stets eine mütterliche Freundin gewesen. Ihr 1871 im achtzigsten Jahre heimgegangener Gatte hat die höchsten Glückstage seines Kindes noch gesehen, während Bismarcks Eltern so früh verstorben waren, daß der Sohn manchemal bei einem neuem Schritte auf der Ruhmesleiter das wehmütige Wort seiner Freunde hören mußte: „Bismarck, wenn das deine gute Mutter noch erlebt hätte!“

Nach den Märztagen ward er in den zweiten Vereinigten Landtag berufen. In politischen Vereinen entwickelte er damals eine bemerkenswerte Thätigkeit, auch in den Redaktionsräumen der „Neuen Preussischen Zeitung“, deren Mitbegründer er war, erschien er bisweilen und ließ nicht selten, oft im Vorübergehen, den Hut in der Hand, kurze Artikel, flüchtige Zeilen für den Gebrauch der Redaktion zurüd. Mit dem 26. Februar 1849 begann für ihn ein ernsteres, zielbewußteres parlamentarisches Wirken. An diesem Tage wurde in Berlin der Landtag eröffnet, der die vom Könige erlassene oder oktroyierte Dezemberverfassung von 1848 zu revidieren hatte. Damals sprach er das Wort: „Der Prinzipienstreit, der Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, wird nicht durch parlamentarische Debatten entschieden; über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen.“

Derselbe entschlossene Geist, zugleich aber die erste Ahnung, daß Preußen die Herbeiführung der Einigung Deutschlands beschieden sei, spricht aus seiner Rede vom 6. September 1849, die er gegen das „Dreikönigsbündnis“ und von Radowik's Bestrebungen im Interesse des damaligen Einigungsversuchs hielt. — Der Frankfurter Reichsverfassung hatte Bismarck nicht zugestimmt, weil sie ein Ausfluß der Volkssouveränität war. Damals billigte er sogar das schmählische Abkommen von Olmütz, das er später so furchtbar gerächt hat; ja in seiner großen Rede vom 3. Dezember 1850 (im Erfurter Parlament) forderte er, daß Preußen sich Österreich unterordne, da es gelte, im Bunde mit diesem vor allem die Demokratie niederzuwerfen. Österreich war für ihn noch „eine deutsche Macht, obgleich es fremde Völkerschaften beherrschte“; anderthalb Jahrzehnte später riet er freilich demselben Österreich, „seinen Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen.“

**Beginn der diplomatischen Laufbahn.** Bald darauf sollte Otto von Bismarck Gelegenheit erlangen, das wahre Antlitz der österreichischen Staatskunst in bezug auf Preußen und Deutschland aus nächster Nähe zu schauen. Im Mai 1851 zum ersten Sekretär der Bundestagsgesandtschaft ernannt, ward er schon im August desselben Jahres zum wirklichen Bundestagsgesandten befördert — eine glänzende diplomatische Laufbahn, die er vor allem seinem parlamen-

tarischen Auftreten verdankte. Der Minister v. Manteuffel wünschte die Vertretung Preußens am Sitze des deutschen Bundesregiments durch eine dem Wiener Hofe genehme Persönlichkeit, und König Friedrich Wilhelm IV. hatte gegen Bismarcks Ernennung nichts einzuwenden; denn „er hatte Bismarck sehr lieb und erwartete viel von ihm“. Dieser aber meinte: Seine Majestät könnten es ja mal mit ihm versuchen!

Hier in Frankfurt hob nun die merkwürdige Wandlung in Bismarcks politischen Ansichten an. Das Geschick hatte ihn dahin geführt, wo es ihm zur Pflicht ward, über seine Heimat hinaus das Wohl und Wehe des großen Ganzen ins Auge zu fassen. Zunächst fand er Gelegenheit, sich ein eignes Urteil über die „Deutsche Bundesinstitution“ zu bilden. Charakteristisch war schon die erste Zusammenkunft des neu ernannten Legationsrates von Bismarck mit dem österreichischen Präsidialgesandten Grafen Thun zu Frankfurt a. M. gewesen. Graf Thun fühlte sich als Vertreter der Vormacht am Bunde — er benahm sich danach und behandelte den preussischen Legationsrat etwas von oben herab. Seine Excellenz fuhren beim Besuch des märkischen Junkers fort, ihre Zigarre zu rauchen und luden den Eingetretenen nicht einmal zum Platznehmen ein. Aber der Graf war diesmal an den Unrechten gekommen. Ton und Haltung des Grafen annehmend, holte Bismarck seine Zigarrentasche hervor, langte eine Zigarre heraus und sagte: „Exzellenz, ich bitte um Feuer!“ Der Präsidialgesandte, anfänglich verblüfft, bemühte sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, während jener nach Wohlgefallen dampfte, indem er sich auf einen Sessel niederließ, und die Besprechung beider begann, als sei nichts vorgefallen.

Bismarck erkannte bald, daß man in Wien darauf ausgehe, Preußen zu erniedrigen und „Deutschland fremden Interessen aufzuopfern“; dem Drucke dieser Politik beschloß er Deutschland oder wenigstens Norddeutschland zu entziehen. Seit die schleswig-holsteinische Frage wieder in den Vordergrund getreten war, konnte ihm nicht entgehen, welche auffallende Freundschaft man in Oesterreich für Dänemark kundgab, und er sah, wie man von Wien aus alle Hebel ansetzte, um den Zollverein zu sprengen; daher erschien ihm jetzt ein Zollparlament wünschenswert, damit die Fortdauer des Zollvereins nicht an der Stimmenführung von fünfzig ständischen Körperschaften scheitere. In einem oft angeführten Briefe aus Petersburg vom 12. Mai 1859 an den preussischen Minister des Auswärtigen von Schleinitz tritt bereits der gereifte Entschluß zu Tage, die Fesseln des Bundes bei günstigem Anlaß zu zerreißen, da er sie „für Preußen drückend, in kritischen Zeiten selbst lebensgefährlich“ findet. Während Oesterreich den Bund ausnützt, setzen die Bundesregierungen den Wünschen Preußens, selbst da, wo sie sich mit ihnen in Übereinstimmung befinden, immer „nur einen langsam weichenden Damm entgegen“. Auf Kosten Preußens wollten sie das Bundesverhältnis so gestalten, daß Oesterreich allein die führende Macht sei, und diese „österreichische Spitze“ sollte gegen Preußen gefehrt sein. Wohl ist in ihm der Junker noch so mächtig, daß, wenn er die Wahl hätte, er am liebsten im Bunde mit „aller Herren Ländern“ der Syber der Revolution den Kopf zertreten möchte. Indessen erschienen ihm kaum



minder gefährlich die Gelüste der kleinen deutschen Regierungen, weil diese Kleinstaaten Preußens Macht nur als Stütze benutzten, um etwas europäische Mächte zu spielen und Preußen Verlegenheiten zu bereiten. Er forderte „eine neue und bildsame Einrichtung auf dem Gebiete des Zollwesens“, eine „Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachteile zu schützen, die aus der unnatürlichen Gestaltung der inneren deutschen Landesgrenzen erwachsen.“ Ferner scheint ihm eine „straffere Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft“ not zu thun; schon sieht er ein, daß kein Grund vorliege, vor der Idee einer Volksvertretung am Bunde zurückzuschrecken. Seine aus jener Zeit bekannt gewordenen Briefe sind deswegen so interessant, weil sich in ihnen schon das politische Programm ausgesprochen findet, welches Bismarck später vollständig ausgeführt hat. Zerstört hat er den Bund, aufgehoben „die unnatürliche Gestaltung der inneren Landesgrenzen Deutschlands“, errungen hat er „ein strafferes Zusammenfassen der deutschen Wehrkraft“, „eine neue und bildsame Einrichtung auf dem Gebiete des Zollwesens“, „ein Zollparlament“ und „eine Volksvertretung“ bei dem neuen Bunde.

Der Umschwung in seinen Ansichten brachte Bismarck bald sogar in Zwiespalt mit seinen alten Freunden von der Junkerpartei. Am 1. April 1859 wurde er von dem Ministerium der „neuen Ara“ als Gesandter nach Petersburg versetzt oder „kalt gestellt“, wie er an einen Freund schrieb; doch verstand er es, am Hofe des Zaren jene guten Beziehungen zu Preußen zu pflegen, welche Deutschland durch die rückhaltlose Neutralität Rußlands während der Kriege von 1866 und 1870 so nützlich geworden sind. Lebhaft erklärte er sich von Petersburg aus gegen die in Süddeutschland und in manchen Kreisen des deutschen Nordens, die man darum noch nicht zu den konservativen zählen durfte, so leidenschaftlich herbeigewünschte Anteilnahme oder bewaffnete Vermittelung bei dem Kriege Österreichs gegen Frankreich und Italien im Jahre 1859. „Bei einem Kampfe gegen die Franzosen“, schreibt er am 2. Juli 1859, „wird uns Österreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, so viel beistehen oder nicht beistehen, wie seine eignen Interessen es mit sich bringen; daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben.“ Und die Schlußwendung eines andern vielbesprochenen Petersburger Briefes Bismarcks lautete: „Ich sehe in unserm Bundesverhältnis (mit Österreich) ein Gebrechen Preußens, welches wir ferro et igni (mit Feuer und Schwert) werden heilen müssen.“ Nicht lange danach sollte Bismarck in die Lage kommen, die Durchführung eines so kriegerischen Programms durch kräftigere „Zusammenfassung“ zunächst der preußischen Wehrmacht unter den schwierigsten Verhältnissen vorzubereiten. — Die Grundzüge einer preußischen Politik sind gewiß in dem kleinen Aufsatz ausgesprochen gewesen, welchen Bismarck dem König Wilhelm nach einer Unterredung in Baden-Baden 1861 überreicht hat, und dies Programm hat wohl auch seine in dem folgenden Jahre erfolgte Berufung an das Staatsruder entschieden. Dazwischen liegt seine vorübergehende Verwendung als Gesandter in Paris seit 23. Mai 1862. Aber schon im September desselben Jahres wurde Bismarck dem neuen Wirkungskreise, in den er sich kaum eingelebt hatte,

wieder entzogen und nach Berlin berufen, um in eine Laufbahn einzutreten, die zu den schwierigsten gehört hat, welche jemals ein Staatsmann durchschritt. — Daß Bismarck in Paris Zugeständnisse, die auf eine Abtretung deutschen Bodens hinausliefen, gemacht haben sollte, glaubt heute niemand mehr. Napoleon III. dachte allerdings eine Zeitlang daran, die Umgestaltung Europas im Einverständnis mit Preußen bewerkstelligen zu können, und er hatte schon im Jahre 1851, vor dem Staatsstreich, die maßgebenden Kreise in Berlin durch seinen Vertrauten Persigny aushorchen und Preußen ein Bündnis antragen lassen, das jedoch abgelehnt wurde. Dennoch ist er nachmals darauf wieder zurückgekommen. Als Bismarck dem Kaiser Napoleon näher trat, fand er dessen Gesundheit schon sehr zerrüttet; seine Leiden hatten ihn nach dem Seebade Biarritz geführt. Ein Augenzeuge erzählt uns: „Oft sah man diese beiden europäischen Größen in ungezwungenster Weise und im Gespräche vertieft am Strande dahin wandeln, in der Ferne gefolgt von einigen Herren ihrer Umgebung. Louis Napoleon im dunklen, halb zugeknöpften Rocke, mit schwarzem, hohem Hute, schritt dann wie ein Privatmann, nur ein kleines Ordensband im Knopfloch tragend, neben Bismarck hin, der einen langen hellen Überzieher und einen breitkrempigen gelben Strohhut trug. Kein Orden, kein Abzeichen verriet den einflußreichen Staatsmann.“

Bei seinen patriotischen Absichten mußte es Bismarck heftig verbrießen, wenn die Stimmführer der Parteien in der deutschen Presse es gar nicht merken wollten, „daß man gegen das bessere Teil seiner eignen Bestrebungen arbeitete“, indem man ihn angriff. Und doch läßt sich das Verhalten der liberalen Tagesblätter und der öffentlichen Meinung in den Jahren 1862 bis 1866 wohl rechtfertigen. Der in grellen Farben malende und in noch grelleren Tönen geschilderte Junker Bismarck aus dem Vereinigten Landtag und dem Erfurter Parlament war satfam bekannt, und von den Wandlungen des gereiften Staatsmannes Bismarck konnte man damals kaum eine Ahnung haben, noch viel weniger von der außerordentlichen Tragweite der bereits besprochenen Reorganisation der Armee, für die der neu herangezogene Ratgeber des Königs nun in die Schranken treten sollte.

Der enge Zusammenhang der Armeereorganisation mit den weit ausschauenden Plänen des nunmehrigen Leiters der auswärtigen Angelegenheiten Preußens lag damals noch hinter dem Zukunftsschleier verborgen. Eine Verwendung des vermehrten Heeres zu wahrhaft nationalen Zwecken erwartete man längst nicht mehr von jenem Preußen, das sich seit so vielen Jahren bis zur Selbstbemütigung friedliebend gezeigt hatte, ebensowenig von einem Staatsmanne, der, wie man sich sehr wohl erinnerte, für den Tag von Olmütz Worte der Anerkennung ausgesprochen hatte. Es verschlug nichts, daß Bismarck unterdessen als Gegner der österreichischen Politik aufgetreten war; wenige nur empfanden damals Österreichs Oberherrlichkeit in Deutschland als eine Fremdherrschaft, die nötigenfalls mittels Waffengewalt abzuschütteln sei.

So sah sich denn Bismarck einer entscheidenden Mehrheit der Volksvertretung gegenüber, die am 23. September 1862 ablehnte, die Ausgaben für die Reorganisation des Heeres zu genehmigen. Darauf zog Bismarck den

Etat für 1863 zurück und versprach, ihn zu Anfang des folgenden Jahres in Verbindung mit einem Gesekentwurfe vorzulegen, welcher die Armee reform endgültig regeln sollte. Das Abgeordnetenhaus verwarf aber dieses Anerbieten und bestand auf Feststellung des Budgets vor 1. Januar 1863, indem es jede fernere Verwendung von Staatsgeldern zum Zwecke der von der Volksvertretung abgelehnten militärischen Neubildungen für verfassungswidrig erklärte.

**Bismarck, Leiter der preussischen Politik.** Am Tage darauf, am 8. Oktober, ward Bismarck zum Präsidenten des preussischen Staatsministeriums und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Als dann das Herrenhaus das Budget in der von den Abgeordneten veränderten Gestalt verwarf und statt dessen die ursprüngliche Vorlage der Regierung annahm, durch welche sämtliche für das Heer geforderten Gelder bewilligt wurden, lehnte die Zweite Kammer den Beitritt zu diesem „gegen den klaren Sinn und Wortlaut der Verfassung verstößenden“ Beschluß, wodurch sich das Oberhaus das Geldbewilligungsrecht des Unterhauses anmaße, entschieden ab. Die Folge dieser Vorgänge war eine steigende Erbitterung auf beiden Seiten. Bismarck verdarb es damals mit gar manchem, indem er sich nicht selten zu einer Schärfe im Meinungs Ausdruck und zu einer Haltung hinreißen ließ, welche die politischen Gegner tief verletzen mußte und selbst von seinen Freunden nicht immer gebilligt wurde.

Bismarcks Gegner vergalteten freilich im Innern und außerhalb des Ständesaales die ihnen widerfahrene Behandlung. War Bismarck in seinen Äußerungen gegen seine politischen Widersacher und namentlich auch gegen die fortschrittlichen „Zeitungsschreiber“ oft scharf bis zur Rücksichtslosigkeit, so wurde er dafür auch selbst in Wort und Schrift und in den Zeichnungen der Witzblätter nicht geschont. Manches „geflügelte Wort“ des späteren „eisernen Kanzlers“ ist schon in jener Zeit seiner ersten preussischen Ministerpräsidentenschaft entstanden.

Zur Rechtfertigung Bismarcks oder als Entschuldigung, wenn derselbe seiner tiefen Verstimmung immer unverhohlener in Worten und Haltung Ausdruck verlieh, läßt sich allerdings anführen, daß dieser große Geist, ausgerüstet mit seltenem Scharf- und Weitblick und mit der höchsten staatsmännischen Begabung, sich wohl öfter wie ein Riese gegenüber einer Schaar von Zwergen dünken mochte. Er begegnete im Abgeordnetenhause zumeist nur geringer politischer Erfahrung und Einsicht, Übung und Gewandtheit, dagegen um so mehr klembürgerlichem Geiste und engherzigen Parteeivorurteilen, und mancherlei Anklänge erinnerten noch an die keifende Ohnmacht früherer Landtage aus der Umsturzzeit. Das Heil des Staates liegt für den hochstrebenden Staatslenker nicht immer in der starren Form des augenblicklich geltenden Rechtes — für ihn ist die Staatswohlfahrt, wenn sie sich auch nur auf abweichendem Wege erreichen läßt, das höchste Gesetz, und so wird die Geschichte über Bismarck nicht sehr scharf Gericht halten — weil er für uns eine Waffenrüstung schmiedete, der Volksvertretung zum Troß. Für die Folgen dieses Schrittes blieb er mit Leib und Leben haßbar, und wenn sie Preußen zum Segen ge-

reichten, so hatte er sich um ganz Deutschland wohlverdient gemacht. Sein gelegentlicher Ausspruch: „der Tod auf dem Schafott kann unter Umständen ebenso ehrenvoll sein, wie der auf dem Schlachtfelde“, deutet darauf hin, daß Bismarck des hohen Einsatzes bei dem Spiele, dessen Karten er mischte, sich wohl bewußt war.

Übrigens werden von Bismarck aus jener Zeit auch Dinge erzählt und Aussprüche ihm in den Mund gelegt, welche er entweder gar nicht gethan hat, oder welche Vorgänge berühren, die in absichtlicher oder unabsichtlicher Verdrehung unter den Zeitgenossen Verbreitung gefunden haben. So hat er das häufig zu seinen Ungunsten ausgelegte Wort: „Macht geht vor Recht!“ nicht gesprochen, sondern nur auf die Thatsache hingewiesen, daß bei Konflikten zwischen den verschiedenen Staatsgewalten, bei denen eine jede glaube sich im Rechte zu befinden, diejenige den Sieg davontragen werde, welche thatsächlich die Macht in Händen habe.

Bei Bismarcks Schlagfertigkeit in Rede und Antwort ist wohl anzunehmen, daß eine gute Anzahl der ihm zugeschriebenen „gefügellen Worte“ in der That von ihm herrührt. Unter die schlagenden Gegenreden, die ihm zu jeder Zeit zu Gebote standen, gehört jene Antwort, mit welcher er im Jahre 1854 zur Erweiterung aller Kreise von München und Frankfurt am Main die ungehörige Frage eines österreichischen Generals abzufertigen wußte. Letzterer war mit einem glänzenden Gefolge von österreichischen und bayerischen Offizieren, sämtlich im Schmucke ihrer Ehrenzeichen, zu einer Heerschau in München erschienen. Unter den Zuschauern befand sich auch Bismarck, und dieser hatte zu Ehren des hohen Gastes seine preußische Landwehrleutnantsuniform und sämtliche Orden angelegt, mit denen die Höflichkeit der großen und kleinen Höfe während seiner Bundestagsgesandtschaft ihn bedacht hatte. Der General begrüßte ihn und erlaubte sich, auf seine Orden weisend, unter Anspielung auf die drohenden Kriegswetter und auf die Zurückhaltung, die Preußen während der Kriegereignisse des letzten Jahrzehnts beobachtet hatte, die unvorsichtige Frage: „Exzellenz! — sind die alle vorm Feinde erworben?“ „Sawohl, Exzellenz!“ lautete die blitzschnelle Antwort, „alle vorm Feinde, alle in Frankfurt am Main.“

Die Zeit des Konfliktes war gekommen. Schon im Januar 1863 wurde den Kammern das Budget abermals vorgelegt und ihnen das Militärgesetz unterbreitet, welches die Grundzüge der Heeresreform enthielt.

Nachdem infolge eines peinlichen Auftrittes zwischen dem Kriegsminister und dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses dieses letztere am 22. Mai in einer zweiten Adresse an den König vor allem einen Wechsel des Ministeriums erbeten hatte, war am 27. Mai der Landtag in ungnädigen Ausdrücken geschlossen worden. Das budgetlose Regiment dauerte fort, und das Ministerium reizte durch die großes Argerniß erregende Preßverordnung vom 1. Juni desselben Jahres sowie durch Verfolgung freisinniger Beamten, Nichtbestätigung mißliebiger Stadtoberhäupter und dergleichen die öffentliche Stimmung in noch höherem Grade.

Bismarck sah sich damals von Schwierigkeiten aller Art und mannigfachen Verdrüsslichkeiten gehemmt. Von verschiedenen Seiten wurde alles mögliche gethan, um ihn des Vertrauens seines Monarchen zu berauben. Jeder auffällige Vorgang ward zu seinen Ungunsten gewendet, jede gegen den Ministerpräsidenten gerichtete Schrift dem Könige geschickt in die Hände gespielt und ausgenützt.

**Wiederaustauschen der hessischen Wirren.** Schon im Herbst 1861 war an den Kurfürsten von Hessen preussischerseits die Aufforderung ergangen, den Wirren in seinem Lande durch Wiederherstellung der Verfassung ein Ende zu machen. Der Kurfürst hatte dies dem Könige Wilhelm auch brieflich zugesagt und schien der Ausführung seines Versprechens wirklich näher treten zu wollen. Bald danach beschloß ihn jedoch Anwandlungen von Neue, und inmitten der Vorbereitungen zur Wiedereinführung der Verfassung hielt er plötzlich inne. Kaum hatte Bismarck erfahren, daß der schlimme Nachbar wiederum Beunruhigungen hervorzurufen im Begriff stehe, als er an ihn eine mahnende Zuschrift durch einen — Feldjäger absandte. Nun rief man Himmel und Erde zu Zeugen der so unerhörten Behandlung eines „gekrönten Hauptes“ an. „Unerhört!“ riefen selbst preussische Junker. Doch das eingeschlagene Verfahren that seine Wirkung, wohl schon deshalb, weil dem Kurfürsten angedeutet worden war, daß im Ablehnungsfalle dem Feldjäger preussische Truppen auf dem Fuße folgen und diese bei Bronzell diesmal nicht stehen bleiben würden.

Daß eine kräftige Persönlichkeit in Preußen die Hand an das Steueruder gelegt hatte, wurden bald auch die minder Scharfsichtigen gewahr, wenn sie auch, zumeist in Parteivorurteilen befangen, vorerst nicht zu erkennen vermochten, daß, was sich hier mit einer gewissen Gewaltthätigkeit vorbereitete, zum Heil für Preußen, ja für ganz Deutschland geschah. Das Übelwollen Oesterreichs war immer bemerkbarer zu Tage getreten; bei jeglicher Gelegenheit suchte man Preußen Verlegenheiten zu bereiten und dessen wohlgemeinte Absichten zu durchkreuzen, so namentlich auch beim Abschlusse des seitens des Zollvereins mit Frankreich vereinbarten Handelsvertrages. Die Verstimmung nahm daher immer mehr zu, so daß im Dezember 1862 Herr von Bismarck dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, schlankweg erklärte: seine Meinung gehe dahin, daß schon in nächster Zeit sich die Beziehungen zwischen den beiden Staaten durchaus zum Besseren wenden müßten. Die Herstellung eines besseren Einvernehmens zwischen beiden Großstaaten, das von ihm selbst bereitwillig begünstigt werde, sei aber undenkbar, solange das Wiener Kabinett fortjahre, die Bundesregierungen zu Ungunsten Preußens zu beeinflussen. Es sei unabweisbar, daß fortan die Leitung der deutschen Angelegenheiten gemeinschaftlich von Preußen und Oesterreich auf Grund ehrlich gemeinter Verständigung erfolge.

Der Kernpunkt des zwischen beiden Großmächten fortdauernden Gegensatzes bestand, wie wir schon früher andeuteten, darin, daß man in Wien die Reform des Deutschen Bundes auf Grundlage der Verfassung eines Staatenbundes — zu Gunsten Oesterreichs — ernstlicher ins Auge gefaßt hatte.

während die in Berlin vorherrschenden Bestrebungen auf den Bundesstaat abzielten. Auf letzterem Wege erschien freilich, wie einseitigen die Mehrzahl der Glieder des Deutschen Bundes dachten, die Einheit Deutschlands als letztes Ziel ebenso schwer erreichbar, wie eine Einigung zwischen den Einzelstaaten und namentlich zwischen den beiden um die Vorherrschaft streitenden Großmächten, solange die alte Bundesverfassung bestehen blieb.

Das Ansehen Österreichs, das unterdessen in die Reihe der verfassungsmäßig regierten Staaten Europas eingetreten war, war seitdem in der öffentlichen Meinung ersichtlich gestiegen. In Deutschland wurde das Drängen nach Fortentwicklung des öffentlichen Lebens auf dem Wege des Parlamentarismus wieder stärker und stärker; wie sollte dem Verlangen des deutschen Volkes nach höherer Geltung im Räte der Nationen entgegengetreten werden können, nachdem den Italienern die Herstellung größerer Einheit gelungen war und sie sich reif genug zur Ausübung konstitutioneller Rechte und Pflichten gezeigt hatten! Unter welchem Vorwande ließ sich dem deutschen Volke, das im Süden, im Westen sowie in Mitteldeutschland längst mit dem Verfassungsleben sich vertraut gemacht hatte, eine freiheitliche Vertretung bei dem obersten Bundesregiment und die Weiterentwicklung seines Gesamtverfassungslebens verweigern, nachdem minder gebildete Völker das gleiche Ziel erreicht hatten?

Kurz, die Umstände zwangen, der Reform der obersten Bundesgewalt ernstlich näher zu treten. Die alten Parteien rührten sich gewaltig, die „großdeutsche Partei“ sowohl, welche zu Österreich hielt, wie die „kleindeutsche“ oder kurzweg die „deutsche Partei“, die ehemaligen Gothaer, welche von einem Zusammengehen mit Österreich nichts wissen wollten und auf der Seite Preußens standen. Es war durchaus an der Zeit, daß die kleineren Fürsten Deutschlands sich mehr als deutsche Fürsten zeigten, d. h. den inneren Zuständen und Interessen Deutschlands mehr, als bisher geschehen, Rechnung trugen, ja nötigenfalls zu gunsten des Gesamt Vaterlandes auf einen Teil ihrer Souveränitätsrechte verzichteten. Vorher schon waren mehrere Vorschläge, die auf eine Reform der Bundesverfassung abzielten, ernstlicher erwogen worden, so daß aus dem Geiste des ehemaligen Staatskanzlers Metternich geborene Delegiertenprojekt, ein Gedanke, welchen der sächsische Minister von Beust zu dem seinigen gemacht hatte. Hiernach wollte man ein Bundesdirektorium mit einer aus Bevollmächtigten der Ständeversammlungen der einzelnen Staaten Deutschlands gebildeten Nationalvertretung schaffen. Jetzt sollte ein nach Frankfurt a. M. berufener „Fürstentag“ die Bundes-Reformfrage in reiflichere Erwägung ziehen, ja einer neuen Verfassung Gestalt und Leben verleihen.

Wenn es gelang, für diese Absichten die Mehrheit des deutschen Volkes zu gewinnen und hierdurch Preußen auf eine Linie mit Bayern und den deutschen Mittelstaaten herabzudrücken, deren Bewohner dem Donaureiche viel geneigter waren als der preussischen Monarchie, so konnte es nicht ausbleiben, daß Österreich die Oberherrschaft infolge der ihm zuerteilten Bundesoberleitung zufiel; dann wurde den beiden deutschen Großstaaten der Besitz ihrer nichtdeutschen Provinzen gewährleistet und damit auch Österreich die Aussicht

eröffnet, seine kaum erst verlorene Stellung in Italien, wo ja Venedig sich noch in seiner Gewalt befand, wiederzugewinnen! Zu solchem Zwecke war in den österreichischerseits eingebrachten Entwurf einer Bundesreform auch darüber eine Bestimmung aufgenommen worden, daß die Frage der Beteiligung des Bundes an einem Kriege zwischen einem Bundesstaate mit zugleich außerdeutschen Besitzungen und einer auswärtigen Macht durch einfache Stimmenmehrheit des Bundesrates entschieden werden sollte. Im Bundesrate sollten künftighin hierüber einundzwanzig Stimmen den Ausschlag geben, von welchen Österreich und Preußen über je drei verfügten. Die Mehrheit der übrigen fünfzehn auf seine Seite zu bringen, konnte Österreich bei seinen näheren Beziehungen zu den größeren Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands durchaus nicht schwer fallen.

Darauf zielte also das neue österreichische Reformprojekt ab, durch welches Preußen Gefahr lief, mittels Überstimmung zu einem Vasallen Österreichs herabzusenken. Österreichs Sonderinteressen hätten durch Zuvendung der gesamten Kräfte Deutschlands allerdings einen festeren Stützpunkt gewonnen. Auf solche Weise sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen zu wollen, hätte nichts andres geheißen, als das kaum beseitigte Deutsche „Delegiertenprojekt“, nur mit bestimmter habsburgischer Spitze, von neuem aufleben zu lassen.

Der Augenblick, Preußen in eine falsche Stellung zu bringen, war nicht ungünstig gewählt. Man hielt die preussische Regierung wegen ihres Konfliktes mit der Kammer und dem Volke für äußerst bedrängt. Angesichts der immer schwieriger gewordenen Lage derselben gegenüber der öffentlichen Meinung von fast ganz Nord- und Süddeutschland mochte es Österreich allerdings für möglich und zeitgemäß halten, die „deutsche Frage“ mit einem kühnen Griff zu seinen gunsten zu lösen.

Eine weitere günstige Handhabe, Preußen ins Gedränge zu bringen, bot sich in dem Verhalten der Vertretungskörper mehrerer Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, welche zur Beratung über die Lösung der alle Gemüter erregenden großen Frage mit Abgeordneten der preussischen Zweiten Kammer zusammengekommen waren, wobei der immer stärker sich geltend machenden liberalen Strömung beredter Ausdruck verliehen wurde.

**Der Fürstentag zu Frankfurt am Main.** Nach Vollendung seiner Kur in Karlsbad war König Wilhelm am 18. Juli 1862 in Gastein eingetroffen. Dorthin begab sich auch Kaiser Franz Joseph und händigte, „in traulichem Zwiegespräch“, dem Könige eine „Denkschrift über die Notwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung“ ein, die Einladung hinzufügend, der König möge einem in Frankfurt am 16. August abzuhaltenden „Kongresse sämtlicher deutscher Fürsten“ beiwohnen. Es war unzweifelhaft: der Kaiser und eine überwiegende Anzahl deutscher Fürsten standen im Begriff, sich zu einem neuen Bunde zu vereinigen. Doch hatten die Verbündeten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es würde nicht erst einer Unterredung des Königs mit Bismarck bedurft haben, welcher seinem Monarchen ins Bad gefolgt war. Aber der Letztere mußte den Rat des Staatsmannes zu würdigen, der erst

kürzlich den Ausspruch gethan, „Österreich habe seinen Schwerpunkt in Osn zu suchen“, und damit dem Kaiserstaate die Berechtigung, an der Spitze von Deutschland zu stehen, gewissermaßen abgesprochen hatte!

König Wilhelm erklärte dem Kaiser Franz Joseph, er könne es nicht für zweckmäßig erachten, wenn ein Fürstentkongreß veranstaltet werde, bevor die Pläne seitens der Minister genau geprüft worden seien. Indes der Kaiser ließ sich dadurch nicht abhalten, am Tage darauf, nachdem er Gastein verlassen, eine förmliche Einladung zur Teilnahme an dem Kongreß zu Frankfurt an sämtliche Souveräne Deutschlands abzusenden. Mittels Telegraph lehnte König Wilhelm am 4. August nochmals die Einladung ab und schlug am nämlichen Tage in einem amtlichen Antwortschreiben dem Kaiser vor, die neuen Bundesreformentwürfe vorher in Ministerialkonferenzen des engeren Bundesrates prüfen zu lassen. Dann erst sei es an der Zeit, daß die Fürsten in einem Kongreß über die Ergebnisse der Beratung entschieden.

Der Kaiser erneuerte jedoch seine Einladung mit dem Hinzufügen, der König möchte, falls er selbst zu erscheinen verhindert sei, einen der königlichen Prinzen nach Frankfurt entsenden. Der König antwortete darauf ablehnend.

Wie Bismarck über die kaiserlich-österreichischen Reformpläne dachte, darüber gibt eine denkwürdige Stelle des von ihm an die preußischen Gesandten erlassenen Rundschreibens Auskunft.

Sie lautet also: „Für jetzt erkläre ich nur, daß die österreichischen Reformpläne weder der berechtigten Stellung der preußischen Monarchie, noch den berechtigten Interessen des deutschen Volkes entsprechen. Preußen würde der Stellung, die seine Macht und seine Geschichte ihm in dem europäischen Staatenverein geschaffen haben, entsagen und Gefahr laufen, die Kräfte des Landes Zwecken dienstbar zu machen, welche den Interessen des Landes fremd sind, und für deren Bestimmung uns dasjenige Maß von Einfluß und Kontrolle fehlen würde, auf welches wir einen gerechten Anspruch haben.“

Auf eine Ablehnung des Königs gefaßt und ihrer Sache und des Ausfalls der Abstimmung sicher, glaubten jetzt die unter sich einigen deutschen Fürsten auch ohne den König von Preußen vorgehen zu sollen. Und so traten am 17. August vierundzwanzig deutsche Fürsten und deren Vertreter und Ratgeber sowie die Abgesandten der vier „Freien Städte“ zu Frankfurt a. M. zusammen.

In der alten Reichsstadt ging nun abermals das Vorspiel zu einer Kaiserkrönung in Szene. Unter dem Vorsitz des Kaisers Franz Joseph wurde am 1. September der österreichische Entwurf einer Bundesreform mit geringen Abänderungen fast einstimmig angenommen, aber weiter kam man nicht. Schon während der ersten Beratungen konnten sich die weiter Schauenden schließlich doch nicht verhehlen, daß das Wegbleiben des Königs von Preußen dem geplanten Werke von vornherein den Stempel der Hinfälligkeit auftrüge. Demgemäß wurden nochmals Versuche unternommen, den König Wilhelm, der damals in Baden-Baden weilte, nachträglich zum Eintritt in den Kongreß zu bewegen. Bei ihm erschienen der König Johann von Sachsen und dessen



Minister von Beust und wendeten — vergeblich — ihre ganze Beredsamkeit auf, um den König Wilhelm zu gewinnen.

Auch ein gemeinschaftliches Schreiben der deutschen Fürsten, das darauf dem König Wilhelm übermittelt ward, führte nicht zu einer Wandlung zu gunsten des österreichischen Planes. Die Übersendung des Reformentwurfes beantwortete der Monarch auf Grund eines Gutachtens seines Staatsministeriums. In dem Schriftstücke vom 15. September wurde der Entwurf einer scharfen Beurteilung unterworfen und eine Fortsetzung etwaiger Verhandlungen an nachstehende Forderungen geknüpft: Verwerfungsrecht (veto) Preußens und Oesterreichs mindestens gegen Kriegserklärungen, durch welche das Bundesgebiet nicht bedroht sei; Gleichstellung Preußens mit Oesterreich in Hinsicht des Vorsizes und der Leitung des Bundes; eine aus unmittelbaren oder direkten Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Bundesstaaten hervorgegangene Volksvertretung mit zureichenden Befugnissen. Besonders betont wurde, daß nur eine solche Vertretung Preußens, dessen Interessen wesentlich und unzertrennlich mit denen des deutschen Volkes verbunden seien, die Sicherheit gewähre, daß es nichts opfere, was nicht auch dem gesamtdeutschen Deutschland zu gute komme. Diese Vorbedingungen fand man in Wien unannehmbar.

Damit endigte der Austausch, welcher in Frankfurt a. M. und selbst in andern Teilen Süddeutschlands erzeugt worden war. Den eigentlichen Kernpunkt der Sache erkannten aber sehr wohl die Abgeordneten verschiedener deutscher Ständekammern, welche unter sich eine Versammlung anberaumt hatten, als sie die Erklärung abgaben: „Bei dem beabsichtigten, von der österreichischen Regierung vorgelegten Reformplan handle es sich mehr um den Schein der Einheit und der Vertretung, als um das Wesen.“

Natürlich gestalteten sich infolge des Scheiterns der kaiserlichen Reformpläne die Beziehungen Oesterreichs zu Preußen nicht freundlicher. Dagegen begünstigte ein neuer Aufstand der Polen im Januar 1863, der anfänglich den Russen große Sorgen verursachte, die Anknüpfung engerer Beziehungen Preußens zum Zarenreich. Aber gerade dieser Umstand und die damit verbundenen Vorgänge steigerten die Aufregung im Innern und außerhalb Preußens.

Preussischerseits war bei Ausbruch des Aufstandes in Russisch-Polen sofort die Zusammenziehung der vier östlichen Armeekorps verfügt worden; preussische Offiziere begaben sich nach Warschau und Petersburg behufs Abmachungen zum Schutze der nachbarlichen Grenzen, und ein Vertrag vom 8. Februar regelte diese Beziehungen. Wiewohl auch diesmal wie im Krimkriege Preußen sich irgend welcher Kundgebungen zu gunsten Rußlands enthielt und dem Nachbar gegenüber nur eine wohlwollende Neutralität bewahrte, so riefen die Maßnahmen der Regierung und das Verhalten der Rußland günstig gesinnten preussischen Generale und Offiziere sowie der Grenzbehörden das Mißtrauen der andern Großmächte hervor. Auch die alten Gegner innerhalb und außerhalb des Abgeordnetenhauses benutzten diese Umstände, um der Regierung Vorhaltungen zu machen, weil bei etwaigen Grenzüberschreitungen

die polnischen Aufständischen vertragsgemäß nicht auf gleichem Fuße mit den Russen behandelt werden sollten. Es wurde von den Polenfreunden gefordert, ein gleiches Verfahren wie gegen die Russen auch gegen die Polen in Anwendung zu bringen; man bedachte auf dieser Seite nicht, daß, falls es den russischen Polen gelang, sich frei zu machen, der Brand sich voraussichtlich auch alsbald nach der preußischen Provinz Posen verbreitet hätte. Dem hatte die preußische Mobilmachung wirksam vorgebeugt. Aber abgesehen davon gehörte ein gutes Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland zum Programm Bismarcks, weil er ein solches für Fälle, die er kommen sah, als wünschenswert erachtete. Bismarck hatte in Frankfurt und in Paris die Nege ausbreiten sehen, welche die Politik mißgünstiger Kabinette in Bereitschaft hielt, um das zu thatkräftiger Selbständigkeit sich aufraffende Preußen von neuem einzuengen; er wünschte nicht, daß Rußland seine Bemühungen im Interesse unsres Vaterlandes thatsächlich unterstützte, aber er erwartete freundschaftliches Verhalten als Folge der russischen Freundschaft.

Nachdem bei der Neuwahl die Fortschrittsmänner in dem für den November 1863 einberufenen preußischen Landtage wieder die Oberhand erlangt hatten, war kein Absehen, wie der langjährige Streit enden sollte. Fast prophetisch klingt es, was der König damals in der Thronrede sagte: „Wir stehen in einer bewegten Zeit, vielleicht an der Schwelle einer bewegten Zukunft!“

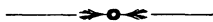
Und mahnend fügte er hinzu: „Gemeinsam haben wir für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes zu wirken. Dieser Aufgabe sind meine Bestrebungen unwandelbar gewidmet, und im unerschütterlichen Vertrauen auf die Treue meines Volkes hoffe ich, dieselbe so zu lösen, wie ich es vor Gott verantworten kann.“ Im Abgeordnetenhaus war man jedoch entschlossen, jeden vor dem Geseße zu rechtfertigenden Widerstand zu leisten; dies wurde von der Rednerbühne und in allen öffentlichen Versammlungen als Losung der liberalen Partei verkündigt.

Der Konflikt zwischen den beiden Staatsgewalten in Preußen hatte sich damit aufs neue verschärft, während gleichzeitig die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten unvermindert fortbestand. So lagen die Dinge, als sechs Tage nach Zusammentritt des Landtages zu Berlin der Heimgang des Königs Friedrich VII. von Dänemark eine neue Wandlung der Dinge hervorrief, ja die beiden alten Gegner vorübergehend zu Bundesgenossen in der schleswig-holsteinischen Frage machte.

Der Bundestag in Frankfurt wollte bei diesem Anlaß zeigen, daß er doch nicht so machtlos sei, wie man ihn hinstellte, und mißchte sich auch seinerseits in die verwickelte Angelegenheit. Osterreich, um nicht von Preußen durch selbständiges Vorgehen in dieser volkstümlichen Sache überflügelt zu werden, ließ am 1. Februar 1864 seine Truppen in Gemeinschaft mit den preußischen über die Eider gehen, während der Bund sich zwar der thätigen Teilnahme am Kriege enthielt, jedoch in seinen Beschlüssen auf Errichtung eines selbständigen Herzogtums Schleswig-Holstein unter dem Erbprinzen

Friedrich von Augustenburg bestand. Den Verlauf des nun beginnenden zweiten dänischen Krieges berichtet der folgende Abschnitt.

Die weitere Laufbahn Bismarcks und seinen unvergänglichen Anteil an der größten Ruhmesthat der neueren deutschen Geschichte werden wir später verfolgen. Mehr und mehr zeigte es sich, daß er die treibende Kraft bei alledem war, was äußerlich oft widerspruchsvoll und dem Uneingeweihten unverständlich, in Wirklichkeit aber zielbewußt und folgerichtig der Erreichung des Endzweckes: der Einigung Deutschlands, der Wiederaufrichtung der alten deutschen Reichsherrlichkeit diente. Niemand hat inniger und aufrichtiger die Verdienste Bismarcks um Preußen und Deutschland, um des Reiches Wiederaufstehen und inneres Erstarken anerkannt als der erste deutsche Kaiser selbst, Wilhelm I. Man möchte sagen, es bedurfte zweier Männer, wie dieses Monarchen und dieses Staatsmannes, ihres einmütigen und vertrauenden Zusammenwirkens, um das schwere Werk zu vollbringen, um den deutschen Völkern die Einheitlichkeit der Staatsform wiederzugeben, nach der sie selbst jahrzehntelang auf so verschiedenen Wegen so vielfach und — so vergebens gerungen hatten. Was Bismarck dann als erster Kanzler des neuen deutschen Reiches für den inneren Ausbau desselben gethan, wie er das Ansehen und den Einfluß des Reiches und seiner Regierung im Räte der Völker gestärkt und gekräftigt, wie er endlich, einer mächtigen Volksströmung entgegenkommend, auch in fernen Weltteilen das dreifarbige Reichsbanner zu Ehren gebracht hat, das alles gehört der Geschichte der letzten beiden Jahrzehnte an, die uns in dem nächsten Bande dieses Werkes beschäftigen wird. Heute weilt Deutschlands erster Reichskanzler fern von der Stätte seines ruhmreichen Wirkens; der Lauf der Dinge hat es mit sich gebracht, daß des hohen Amtes Würde und Würde aus den Händen des an Kraft noch Ungebeugten in andre Hände übergegangen ist. Aber in allem Wandel der Dinge und der Anschauungen wird dem Fürsten Bismarck der Ruhm unverkürzt bleiben, vornehmlich durch seinen Rat und durch seine That Deutschland geeinigt und das geeinigte Deutschland stark und achtungsgebietend gemacht zu haben. Auf dem Grunde, den der erste Reichskanzler gelegt, werden seine Nachfolger fortbauen, wenn sich auch auf einzelnen Gebieten des Staatslebens unter neuen Verhältnissen ein „neuer Kurs“ als notwendig erweist. Deutschlands Volk, Deutschlands Fürsten und Deutschlands Kaiser werden niemals vergessen, was sie Deutschlands erstem Reichskanzler verdanken.





Der  
Deutsch-dänische Krieg.

— auferstehen soll ein neu Geschlecht;  
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,  
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht.

Vorspiel des Krieges.

Man konnte es den Bewohnern von Schleswig-Holstein wahrlich nicht verargen, wenn sie nur unter bitteren Empfindungen an Preußen zu denken vermochten. Zweimal war ihnen von daher Beistand geboten und auch eine Zeitlang geleistet worden, dann aber hatte man sie im Stiche gelassen; schließlich waren sie gebunden den Dänen überliefert worden. Jetzt befanden sich die beiden deutschen Grenzmarken in einem Zustande von Unterdrückung, der ungleich ärger war als jener, aus dem sie sich hatten befreien wollen. In Schleswig war die preussische Ehre versündigt — sie sollte eingelöst werden! Die dänischen Ansprüche auf die Elbherzogtümer fanden einen starken Rückhalt namentlich bei England und Rußland. Vor dem Drängen und Drohen dieser beiden Mächte hatte Preußen, nachdem es zuerst erfolgreich zu gunsten der Schleswig-Holsteiner in deren Befreiungskampf zu Ende der vierziger

und zu Anfang der fünfziger Jahre mit eingegriffen, schließlich die Segel streichen müssen. Preußens Zeit war damals noch nicht gekommen. Jetzt war das anders geworden.

Die Dänen wußten von diesem Wandel der Dinge anscheinend nichts oder glaubten wenigstens sich auch jetzt noch darüber hinwegsetzen zu können. Nachdem es ihnen gelungen war, den Ansturm Preußens zweimal auszuhalten, meinten sie auch neuen Anfechtungen getrost widerstehen zu können, zumal sie sich nach wie vor des Schutzes der nordischen Mächte, die einer Machterweiterung Preußens und Deutschlands nach dem Meere hin widerstrebten, versichert halten durften. Von der Wandlung in dem Kräfteumlauf des preussischen Staatskörpers, von der Erregtheit der Deutschen hielt man in Kopenhagen nicht viel. Dort erschien Deutschland zerrüttet, die Unthätigkeit und Uneinigkeit am Sitze der deutschen Bundesbehörde war männiglich bekannt, und schon deswegen zweifelte man an einem Aufstehen zur That; außerdem rechneten die Dänen auch, falls sie deutscherseits ernstlich bedroht würden, auf wirksamen Beistand wenigstens Englands und Schwedens. Der Hoffnung auf Unterstützung durch Napoleon III. mochten sie sich im Ernste wohl kaum hingeben haben. In welchem Zwiespalt mit sich selbst wäre dieser auch geraten, wenn er dasjenige, was er in Italien gefördert und — wenn auch nicht ohne eigennützige Nebenabsichten — thatkräftig unterstützt hatte, in Deutschland hätte verurteilen wollen! Im Namen der Nationalität hatte der italienische große Staatsmann Graf Cavour Italien für Italien in Anspruch genommen, und es war ihm auch wirklich gelungen, den größten Teil der Halbinsel mit Sardinien zu einem nationalen Königreich Italien zu vereinigen. Deutschland ward von den Alpen bis zur Eider von dem gleichen heißen Verlangen nach Einheit durchzittert, und der Erfolg der italienischen Einigungsbewegung hatte ja gezeigt, was einem zielbewußten Willen möglich ist!

Weil man Deutschland für schwach hielt, Preußen bis zum Überdruß mit sich selbst beschäftigt sah, fuhr man in Dänemark fort, die alten Pläne weiter zu verfolgen, und diese Pläne zielten am letzten Ende dahin, Schleswig dem dänischen Staate gänzlich einzuverleiben und das Deutschtum in der Bevölkerung völlig auszurotten. „Dänemark bis zur Eider!“ hieß das Feldgeschrei der in Dänemark herrschenden Partei, die nach jener Losung „Partei der Eiderdänen“ genannt wurde. Aus dem Schoße dieser Partei war der Entwurf zu einer neuen Verfassung hervorgegangen, welche die Vereinigung von Schleswig mit Dänemark zu einem Ganzen verwirklichen sollte. Der König zögerte, einem solchen Entwurfe seine Unterschrift zu geben, da es auf der Hand lag, daß die Ausführung den Landesrechten widersprach, durch welche Schleswig und Holstein als ein unzertrennliches Ganzes anerkannt worden waren. Während des Anstürens der Eiderdänen war nun Friedrich VII. plötzlich gestorben. Ihm folgte Herzog Christian von Holstein-Glücksburg auf den dänischen Thron. Von einem Aufstand der Kopenhagener Bevölkerung bedroht, genehmigte der neue König, Christian IX., jene Verfassung.

Die am 18. November 1863 erfolgte Unterzeichnung der Urkunde bedeutete den Krieg mit Deutschland.

Der Deutsche Bund stand zu der Streitfrage anders als Österreich und Preußen. Die beiden deutschen Großmächte hatten das Londoner Protokoll unterzeichnet, der Deutsche Bund nicht. Nach diesem Protokoll sollte die Krone auf Christian IX. übergehen; in Frankfurt aber betrachtete man die Thronfrage als eine offene, namentlich galt nicht Christian als der nächstberechtigte Thronfolger. Wer aber war der eigentliche Erbe der dänischen Krone?

Vor der Unterzeichnung des Londoner Protokolls stand fest, daß nach dem Aussterben des Mannesstammes in Dänemark die Krone an das herzogliche Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg fallen sollte. Daß dieses Recht durch das Londoner Übereinkommen gekränkt worden war, hatte Rußland verschuldet. Ihm war es darum zu thun gewesen, ein ihm verwandtes Fürstenhaus auf den dänischen Thron zu bringen, um dadurch für die Zukunft größeren Einfluß in Dänemark zu gewinnen. Die nächste Folge davon war gewesen, daß der in seinen Rechten geschädigte Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg Widerspruch erhoben hatte. Nach kurzem Besinnen leistete er jedoch gegen eine Summe von 3 750 000 Mark auf sein Erbrecht Verzicht. Seine zwei volljährigen Söhne unterzeichneten die Verzichtleistungsurkunde zwar nicht, allein sie legten auch nicht Verwahrung gegen den Vollzug derselben ein.

Jetzt nun — neun Jahre später — trat der älteste der Söhne, Friedrich, gegen die Verzichtleistung des Vaters auf. Die große Mehrheit der Bewohner der Herzogtümer sprach sich für ihn aus, und bald fand er auch Anhänger allerorten in Deutschland, wo das Bewußtsein der Zugehörigkeit Schleswig-Holsteins zur deutschen Stammesgemeinschaft plötzlich wieder in voller Stärke erwacht war und infolge des Zusammentreffens besonderer Umstände zu einem förmlichen Wettstreit zwischen dem Bunde einerseits und den beiden Großmächten anderseits zur Beschützung des bedrohten Deutschtums der Nordmarken führte.

Der Deutsche Bund hatte bereits zu verschiedenen Malen und immer ernstlicher Dänemark an seine Pflicht gemahnt, die Selbständigkeit der Herzogtümer, soweit sie diesen zugesagt war, zu achten. Dänemark hatte jedoch unbekümmert seinen Weg weiter verfolgt und die Mahn- und Drohnoten des Bundes mißachtet. Die letzte Antwort Dänemarks war die am 18. November vom Könige vollzogene Unterzeichnung des neuen, die Einverleibung von Schleswig betreffenden Grundgesetzes gewesen. Nun gelangte der Antrag, die Dänemark angedrohte Exekution unverzüglich auszuführen, mit acht gegen sieben Stimmen im Bundesrate zur Annahme. Um dieselbe Zeit kündigte sich Herzog Friedrich von Augustenburg den Schleswig-Holsteinern in einer Proklamation als ihren Herzog an, und freudig stimmten ihm die Bewohner der Herzogtümer zu. Für Schleswig-Holstein, längst Deutschlands „Schmerzenskind“, regte sich nun überall in den deutschen Landen die alte Teilnahme von neuem. Auf dem Wege des revolutionären Umschwungs waren die Herzogtümer nicht weit gekommen; vielmehr hatte sich nach Darbringung schwerer Opfer ihre Lage nur noch verschlimmert. Wie günstig hatte sich jetzt plötzlich die Sache gestaltet! Ein legitimer Erbe war da, und der Deutsche Bund hatte beschloffen, bewaffnet

für Land und Leute und für den berechtigten Erben Friedrich VIII. einzutreten. In der Vorstellung der großen Mehrheit des deutschen Volkes bildeten die Schleswig-Holsteiner, der Augustenburger und der Bundestag gewissermaßen ein zusammengehöriges Ganze. Für die Person des Herzogs interessierte man sich schon deshalb, weil er der Sache gewissermaßen einen legitimen Schein verlieh. Mit Zuversicht hoffte man, es werde dem Bunde diesmal gelingen, das „Schmerzenskind“ endlich von dem Joch der Dänen zu erlösen.

Erektionstruppen, Sachsen und Hannoveraner, 12 000 Mann stark, rückten auch wirklich Ende Dezember 1863 in Holstein ein; Herzog Friedrich von Augustenburg folgte ihnen und ward, wo er sich blicken ließ, mit Jubel empfangen.

Welch Staunen daher, als man vernahm, Preußen und Oesterreich, die bei der Abstimmung über den Erektionsantrag am Bundestage zur Minderheit gehört hatten, bereiteten sich vor, gegen Dänemark noch besonders vorzugehen! Und das Staunen wandelte sich in Zorn und Entrüstung, als weiterhin bekannt wurde, beide Mächte hätten am Bunde erklärt, sie seien als Unterzeichner des Londoner Protokolls verpflichtet, dasselbe zu respektieren und ihm auch dem Bunde gegenüber Geltung zu verschaffen! Die Aufrechterhaltung des verhassten Abkommens, über welches in Deutschland so viel Ach und Weh gerufen worden und von dem loszukommen der vom Bundestage eingeschlagene Weg Aussicht bot — hieß das nicht, unter Kniebeugung vor Rußland und England wiederum nur zum Vorteile Dänemarks handeln? Konnte man es der Bevölkerung der Nordmarken verdenken, wenn sie im Hinblick auf die Erfahrungen vergangener Jahrzehnte von größtem Mißtrauen befeelt war? Daß jetzt ein wahrhaft königlicher Herr an der Spitze Preußens und ihm zur Seite ein weitblickender Staatsmann stand, das erkannte man damals noch nicht. Bis her hatte man von Preußen in der Hauptsache nur Worte vernommen, und der Schatten mißlicher Thaten lagerte auf diesen Worten.

Die Schwierigkeiten der Lage, in der sich damals der vertraute Ratgeber des Königs befand, und die nicht er, sondern das Regiment Manteuffel geschaffen hatte, schärfte die Geisteskräfte des Ministerpräsidenten; mit einem Blicke übersah er die Gesamtlage. Vieß er die Sache gehen, wie sie ging, so war eine neue Schädigung Preußens unausbleiblich. Mit Sang und Klang marschierte der in seiner Mehrheit Preußen feindlich gesinnte Bund gen Norden, um daselbst zu den vielen bestehenden kleinen Staaten noch einen solchen Kleinstaats zu gründen. — Durfte Preußen das zugeben?

In den maßgebenden Kreisen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten konnte man mit gutem Grunde darauf rechnen, die Schleswig-Holsteiner würden Preußen, weil dieses sie im Stiche gelassen, für immer sich abgeneigt, dem Bunde dagegen, der ihnen Erlösung verhieß, wohlgeneigt zeigen und ihn durch festen Anschluß kräftigen. So stand Preußens Zukunft mit der Frage der künftigen Stellung der Herzogtümer in engster Verbindung. Nun hatte zwar der Bund die Sache in Angriff genommen; aber damit war sie noch nicht einmal bis zum Anfang der Lösung gediehen. Ging es so weiter, wie das

Unternehmen vom Bundestage eingeleitet war, so war vorauszusehen, daß andre Mächte Einspruch, erst mit Worten, dann wohl auch durch Thaten erheben, und daß die dann eintretenden Schwierigkeiten Preußen, schon um seine verpfändete Ehre zu lösen, zwingen würden, mit ganzer Macht auf- und einzutreten und vielleicht große, sehr große Opfer zu bringen, um schließlich vom Bundestage angewiesen zu werden, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken und nach Hause zu gehen! Was war dann das Ende vom Liede? Preußen hatte dann selbst den Heerschild eines neuen Gegners im Norden aufzurichten helfen.

Dazu kam noch, daß Preußen und Oesterreich, weil sie das Londoner Protokoll unterzeichnet, in der That auch die Verpflichtung hatten, dasselbe zu achten, solange es von den übrigen Unterzeichnern respektiert wurde, woran sich selbstverständlich auch ihre Berechtigung schloß, Verletzungen des Londoner Protokolls zu ahnden. Solche Verletzungen aber lagen vor, und daher beschloß Herr von Bismarck, den Versuch zu machen, Oesterreich zu gemeinsamem Vorgehen mit Preußen gegen Dänemark zu bestimmen.

Raum gedacht, so war es auch schon geschehen! Oesterreich ward zu der Erklärung veranlaßt, man sei bereit, in Verbindung mit Preußen und unter Hintansetzung des Bundes die Sache Schleswig-Holsteins zur Entscheidung zu bringen. Es mag wohl zutreffen, wenn man meint, Bismarcks entschlossenes Vorgehen habe Oesterreich mit fortgerissen; auch mag es nicht ganz unrichtig sein, wenn die österreichischen Staatsmänner glauben ließen, man habe mit einschreiten müssen, schon um Preußen überwachen und zügeln zu können. Freilich ging man auch auf der andern Seite vielleicht nicht fehl, wenn der ober jener kluge Wiener rief: „Der Bismarck führt uns halt am Bandl!“ In Wirklichkeit hatte die Klugheit Bismarcks der des Grafen Rechberg, des Racheiferers des thatkräftigen Fürsten Schwarzenberg, in Sachen der Herzogtümer den Rang abgelassen. Während dieser sich einbildete, er thue mit, um Preußen bei seinem fest beschlossenen Einschreiten im Norden zu überwachen und dabei für die eignen Interessen zu wirken, hatte Oesterreich schließlich nur zu gunsten und zum Vorteil seines alten Rivalen das Schwert gezogen!

Wohl hätte Preußen auch auf eigne Faust reine Wirttschaft machen können; dann aber hätte es wohl in Betracht zu ziehende feindliche oder mißgünstige Kräfte gegen sich entfesselt, die sich jetzt, als man die deutschen Großstaaten vereint auf dem Kampfplatze erscheinen sah, der Mäßigung beileigten.

Die beiden Großmächte erklärten am Bunde: sie würden von Dänemark auf Grund des Londoner Protokolls die Zurücknahme der Novemberverfassung verlangen, und, falls Dänemark die Ausführung verweigere, sich ein Pfand für Erfüllung ihrer Forderungen verschaffen, ja nötigenfalls in ihrer Eigenschaft als Großmächte gegen Dänemark einschreiten. Außerdem forderten sie den Bund auf, den Herzog Friedrich VIII., den die beiden Großmächte vorerst nur als Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg anerkannten, aus Schleswig zurückzurufen, da zuvörderst sein Erbrecht bezüglich der Herzogtümer noch in nähere Ermägung zu ziehen sei.



Der Bund entschied sich nicht im Sinne der Aufforderung und gemäß den Absichten der deutschen Großmächte, worauf diese erklärten, daß sie nunmehr ihrerseits die Angelegenheit in die Hand nehmen und in ihrem Sinne zum Austrag bringen würden. Darüber entstand eine gewaltige Aufregung in Deutschland! Überall fanden Versammlungen statt, welche Mißtrauenskundgebungen gegen die preußische und österreichische Regierung und namentlich gegen den preußischen Ministerpräsidenten beschloßen, in dem man mit gutem Grunde das treibende Element bei dem „eigenmächtigen“ Vorgehen der beiden Großmächte erblickte. Schließlich gefiel man sich gar — wer hätte das je gedacht! — in Lobpreisung des Bundesrates.

Das preußische Ministerium hatte Neuwahlen angeordnet. Am 9. November 1863 wurde der Landtag eröffnet. Jedoch das bisherige Mißtrauen gelangte in der Zweiten preußischen Kammer auch diesmal zum Ausdruck, als Bismarck die Genehmigung einer Kriegsanleihe von 12 Millionen Thalern beantragte. Sturm von allen Seiten — zum Teil mit angeregt und unterhalten von Männern, die, hätten sie die weiteren Ziele des Staatsmannes richtig erkannt, mit Begeisterung ihm zugestimmt haben würden.

Aber unverzagt und unerschütterlich in dem Bewußtsein, nur dem wahren Wohl des engeren wie des weiteren Vaterlandes zu dienen, hielt Bismarck allen Angriffen der Gegner stand. Das Abgeordnetenhaus wandte sich nun mit einer Adresse an den König und ging denselben um Zurücktreten vom Londoner Vertrage und Zustimmung zur Einsetzung des Augustenburger an, da nach dem, was man vom Ministerium wisse, zu befürchten stehe, „daß in dessen Händen die Mittel weder im Interesse der Herzogtümer und Deutschlands, noch zum Nutzen der Krone und des Landes verwendet werden dürften.“ Am 27. Dezember erwiderte der König, er habe seine Entschließung mit Rücksicht auf die von Preußen geschlossenen Verträge und auf die Gesamtlage Europas reiflich erwogen; er sprach zugleich den festen Willen aus, das deutsche Recht in den Herzogtümern zu wahren und für die berechtigten Ziele, welche Preußen zu erstreben habe, erforderlichen Falles mit den Waffen in der Hand einzustehen.

In betreff der Beschaffung der nötigen Mittel zur Durchführung der zu treffenden Maßregeln sagte der König: „Das Haus kann die schwere Verantwortung nicht auf sich nehmen wollen, diese ganz unentbehrlichen Mittel zu versagen oder ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, welche in die zweifellosen Rechte meiner Krone eingreifen. Ich würde es nicht verstehen, wenn das Haus, welches die Regierung so lebhaft zur Aktion drängt, in dem Augenblicke und auf dem Felde, wo diese Aktion eintreten kann und muß, die Mittel zu derselben versagte. Ich würde es um so weniger verstehen, als meine Gesinnung und mein Wort dafür bürgen, daß die Mittel, welche ich zum Schutz des Rechts und der Ehre des Landes fordere, auch diesem Zwecke entsprechend verwendet werden.“

Alles vergebens! Das Mißtrauen war und blieb vorhanden, und am 22. Januar 1864 lehnte das Abgeordnetenhaus die von der Regierung geforderte Anleihe mit 275 gegen 51 Stimmen ab. Die Ablehnung war erfolgt,

„weil die preußisch-österreichische Politik kein andres Ergebnis haben könne, als die Herzogtümer abermals an Dänemark zu überliefern.“

Was blieb da zu thun? Sollte an dem Widerspruch der in Unkenntnis oder Verkennung der wahren Sachlage handelnden Volksvertretung die wohl-erwogenen und wohl vorbereiteten Pläne des Königs und seines ersten Ratgebers scheitern? Das konnte und durfte in diesem Falle nicht geschehen. „Wenn das Abgeordnetenhaus die nötigen Mittel verweigert — nun denn, so nehmen wir diese Mittel, wo wir sie finden!“ antwortete die Regierung durch den Mund Bismarcks — ein Ausspruch, der später vielfach mißdeutet worden ist. Das Verfassungsgesetz gab dem Ministerpräsidenten unrecht, aber das Recht der überlegenen Erkenntnis dessen, was allein Preußen und Deutschland zum Heil gereichen konnte, war in diesem Falle auf seiner Seite, und — *suprema lex salus reipublicae*: Das Wohl des Staates ist das höchste Gesetz.

Die von den Dänen veröffentlichte Verfassung für Schleswig-Holstein sollte am 1. Januar 1864 Kraft gewinnen. Da auf die Aufforderung Preußens und Österreichs die Zurücknahme nicht erfolgt war, verließen die Gesandten beider Großmächte am 1. Januar Kopenhagen.

Betroffen schauten nun doch die Wortführer der dänischen Kriegspartei darein, als sich unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Wrangel 39 000 Mann Preußen mit 110 Kanonen, kommandiert von dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Neffen des Königs, und 20 800 Mann Österreicher mit 48 Geschützen unter dem Feldmarschallleutnant Baron von Gablenz in Bewegung setzten und am 26. Januar in Holstein einrückten. Die Preußen bildeten den rechten Flügel, die Österreicher den linken der Gesamtarmee. — Die Würfel waren gefallen!

---



Befehlshaber im Deutsch-dänischen Kriege:

General Vogel v. Falckenstein. General v. Manstein. Admiral Sackmann. General Serwarth v. Wittenfeld.



— — kommt her; denn Zeit ist's nun,  
Daß wieder eure Helden in deutscher Erde ruh'n!  
Lobt noch einmal die Fahnen auf ihre Hügel seh'n!  
Und von der deutschen Treue den Gruß herüberneh'n! —

### Vor dem Feinde.

Chlagfertig stehen die Armeen der Verbündeten bald in den Marschen, und die Exekutionstruppen, die der Deutsche Bund aufgeboten, räumen vor der ansehnlichen Streitmacht der deutschen Großmächte das Land. Der greise Marschall Wrangel schaut den jungen Kriegern prüfend ins Auge. Ihr Wille ist gut, aber werden sie auch die Winterkälte, die langen Märsche, Hunger und Durst ertragen können? Werden sie nicht zurückstehen gegen die Waffengefährten aus Osterreich, welche durch die glühende Sonne Italiens in den Schlachten von Magenta und Solferino gebräunt sind? Doch der alte Wrangel kennt seine Leute! Er weiß es, daß die Jugend der Mark und Westfalens an Kraft und Ausdauer dem braunen Sohne der Pußta und dem zähen Rinde Italiens nicht nachsteht. Er weiß, daß das Ehrgefühl die Kräfte stählt und der Wille die Sehnen spannt. Es sind ja die Söhne der Alten von Anno Dreizehn, die damals auch bartlos in das Feld gezogen. Er schaut sie an, und

die Krieger blicken vertrauensvoll auf ihn. Der alte Feldherr trägt ja die Ehrenzeichen auf der Brust, die jeden Preußen mit stolzen Erinnerungen erfüllen. Er hat sich als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren in den Unglückstagen Preußens, Anno 1807, den Orden pour le mérite erworben, der bis dahin nur die Helden des Siebenjährigen Krieges schmückte. Seine Brust ziert auch das Kreuz von Eisen, das stolze Zeichen aus schwerer Zeit, das mit dem Letzten, der es trägt, in die Grube sinken wird, dessen Bild aber in der Spitze der Fahnen eine ernste Erinnerung bleibt, nie zu vergessen, wofür die Väter gelutet und was Herrliches sie errungen haben.

Auch im Jahre 1848 hat der Marschall die Fahnen siegend über das Danewirke geführt, und viele der älteren Offiziere haben sich in jenem Kriege erprobt und bewährt, darunter auch sein ihm jetzt zur Seite stehender Chef des Generalstabes, General Vogel von Falckenstein, gleichfalls ein Veteran von Anno Dreizehn mit dem Ehrenzeichen von Eisen. Das preußische Armeekorps führt ein jugendlicher, feuriger Held, ein königlicher Prinz, der seine persönliche Tüchtigkeit schon in tollkühner Reiterattacke gezeigt hat und sich jetzt als Feldherr bewähren soll. Die Märker kennen ihren kommandierenden General Prinz Friedrich Karl; die Westfalen schauen neugierig, wie der „rote brandenburgische Adler“ durch ihre Reihen fliegt, als müsse alles im Sturme gehen, und der schleswigsche Bauer, der seinen Aufruf an die Landesbewohner lieft, ruft schmunzelnd: „He is'n Düvelskerl!“

Den Brangel an der Spitze,  
Prinz Friedrich Karl dazu,  
So zieh'n wir aus zum Kampfe,  
Zieh'n sonder Hast und Ruh'.  
Es ist zwar bitter grimmig  
Und eisig kalt der Nord,  
Doch warm der Deutschen Herzen;  
Nun gilt's: Ein Mann, ein Wort!

Der alte Brangel fraget  
Den dän'schen General:  
„Willst, Däne, du nun weichen,  
Noch laß ich dir die Wahl.“  
Der Däne sprach: „So leichthin  
Wir geben's Land nicht auf.“  
Da ruft der Alte: „Kinder,  
In Gottes Namen drauf!“

Die preußischen Garden werden unter dem Kommando des Generals von der Mülbe mit dem österreichischen Korps vereinigt; den Oberbefehl über dasselbe führt Feldmarschallleutnant von Gablenz, der sich auf den Schlachtfeldern Italiens unter „Bater Radetzky“ und in Ungarn unter dem kühnen einäugigen Reitergeneral Grafen Schlick herangebildet, der bei Solferino das hochgeschätzte Maria-Theresien-Ehrenzeichen davongetragen hat und, hochbegabt, staatsmännische Kunst mit ritterlicher Tapferkeit vereint.

In der Frühe des 1. Februar 1864 geht es mit wehenden Fahnen unter dem Jubel der Landeseinwohner über die Eider. Das kombinierte Korps des Feldmarschallleutnants von Gablenz marschiert gerade auf das Danewirke los, Prinz Friedrich Karl rückt von Kiel aus über Eckernförde gegen Missunde. Zwei dänische Kriegsdampfer erscheinen in der Eckernförder Bucht, und alles lacht auf den Schiffen, als drei sechspfündige preußische Batterien auffahren; die „kleinen Dinger“, glaubt man, können nichts ausrichten; aber schon nach den ersten Schüssen sieht man, wie der übermüthige Däne Reißhaus nimmt; er dachte wohl an das Schicksal, das in eben diesem Wasser nicht gar so lange



Major von Seina bei Altjünde.

vorher zwei stattliche dänische Schiffe — den „Christian VIII.“ und die „Gefion“ — ereilt hatte.

Schon der Marsch von Kiel herauf war eine harte Probe für die Ausdauer der Truppen gewesen. Die Chaussée war glatt wie eine Eisbahn, Pferde stürzten, und zurückgebliebene Wagen hielten den Marsch der Kolonnen auf. Das langsame, ermüdende Fortkommen ward bei der eisigen Kälte zur doppelt harten Strapaze. Auch heute war die Luft rauh und kalt. Der Oberstleutnant von Hartmann, Kommandeur der Sechziger, hatte die Ehre, die Avantgarde zu führen. Der erste Kanonenschuß donnerte von der Schanze. Gesang und Scherzworte verstummten plötzlich.

„Geh't's denn heute gleich schon bis Kopenhagen?“ hatte ein Reservist halb launig, halb verdrießlich gefragt, als der Marsch kein Ende zu nehmen schien. Doch jetzt donnert es „Halt!“, die Artillerie fährt vor, und bald darauf saust die erste Dänenkugel über das Bataillon.

Sei, wie im ersten Augenblick sich unwillkürlich der und jener duckt und dann beschämt aufschaut! Aber der markige Krieger dort, mit dem Ehrenzeichen derer von Magenta und Solferino auf der Brust, ruft lächelnd: „Kinder, nun habt ihr dem Feinde euer Kompliment gemacht. Spreche ein jeder sein Gebet, denn von jetzt ab habt ihr an nichts andres zu denken, als an eure Pflicht.“ Es war der Major von Jena, der diese Worte zu seinen Soldaten sprach, und während er durch die Glieder ritt, schaute er jedem forschend und ermunternd ins Antlitz. Die ruhige Zuversicht des Führers gibt der Truppe Vertrauen und Mut.

„Sei ruhig — steh'st in Gottes Hut!  
Er liebt ein treu Soldatenblut.“

Freilich schauen die jungen Soldaten ernster drein als sonst; mancher mag auch leise zittern — aber er läßt es nicht merken.

Noch ernster aber schauen die Dänen drein, die in fester Stellung bei Schleswig der kommenden Dinge harren. Denn einen so baldigen Besuch mitten in der Winterzeit hatten sie keineswegs erwartet.

Schon am 30. Januar war vom General von Wrangel an den dänischen General de Meza die Aufforderung ergangen, sich binnen 24 Stunden zu erklären, ob er Schleswig räumen wolle oder nicht. Auf seine verneinende Antwort hatten die Verbündeten am 1. Februar die Eider überschritten. Ihr Vorschreiten stieß jedoch auf bedeutende Schwierigkeiten. Von dem befestigten Friedrichsstadt bis zu der tief in das Land einschneidenden Bucht der Schlei waren durch Überschwemmung der Wiesen und starke Verschanzungen in dreifacher Reihe die Danewirke wieder zu trotzigen, scheinbar unüberwindlichen Bollwerken gemacht worden. Die Dänen bauten fester denn je auf ihr „Danewirke“, jenen uralten, durch Wall und Graben befestigten, elf Meilen langen, an Meere und Sümpfe sich anlehnenden Damm, dessen Widerstandsfähigkeit seit dem Jahre 1848 durch eine Reihe von Schanzen und Forts noch bedeutend erhöht worden war. Die Besatzung dieses achtunggebietenden Bollwerks erforderte jetzt 25 000 Mann.

Es kam darauf an, die Hauptmacht der Dänen in den Befestigungen bei Schleswig durch einen Angriff festzuhalten und währenddessen den Übergang über die Schlei zu versuchen. Prinz Friedrich Karl unternahm zu diesem Behufe eine Rekognoszierung gegen Missunde. Dieselbe schien auch deshalb nötig, weil die Dänen bisher keinen Widerstand geleistet hatten und man sich versichern wollte, ob sie sich der ferneren Besetzung Schleswigs mit Waffengewalt entgegenstellen würden.

Ein dichter Nebel lagerte auf den Wiesen und machte es unmöglich, die Wirkung der Artillerie auf die feindlichen Schanzen zu beobachten. Der Erdboden dröhnte unter dem Rassel der Geschütze und Munitionswagen; Kommandorufe und Kanonendonner, Trommelwirbel und Schmettern der Signale, das wirre Getöse einer Schlacht erfüllte das Ohr; dennoch sah man nichts, als hier eine Kolonne aus dem Nebel tauchen, dort einen Blitz mit Donner und Rauch den Nebel zerteilen. „Wie Sand sprühten die Kugeln!“ aber das Herz drängt vorwärts — denn es gibt kein unheimlicheres Gefühl, als dies Stehen im Geschützfeuer, das Bischen der Kugeln hören und warten zu müssen, bis der Befehl zum Vorrücken kommt.

Da endlich heißt es „Vorwärts!“ Aber nicht zum Sturm, denn ungeachtet des wohlgezielten Feuers trotzt die Artillerie in den feindlichen Schanzen. Dichte Tirailleurschwärme dringen vor, um nach den Schießscharten zu zielen und die Artilleristen von den Geschützen „wegzuputzen“. Aber es ist vergebens — ein Hagel von Schrapnelstücken, Kartätschen und Granaten macht jede Annäherung unmöglich. Der Ordonnanzoffizier des Prinzen, Graf Karl von der Gröben-Ponarien, ein Enkel des von Schenkendorf besungenen Wilhelm von der Gröben, der Sohn einer Tochter des edlen Dörnberg, sinkt, von einem Granatsplitter tödlich getroffen, zu Boden; ein andres Stück derselben Granate schleudert den Major von Jena vier Schritte weit hinweg. Jener verblutet auf dem Felde der Ehre, der Major wird zum Verbandplatze getragen; zum Glück ist er nur betäubt, und wenn auch mit geschwellenem Antlitz, erscheint er doch bald nachher unter dem Jubel seines Bataillons wieder vor der Front.

Das zweite Bataillon der Sechziger stürmt mit entrollter Fahne, umhagelt von Kugeln, über das Eis der Schlei. Drei Kugeln zerfetzen das neue Banner, das unlängst auf dem königlichen Schlosse die Fahnenweihe, hier jetzt die Feuer-taufe erhalten hat; die Eisdecke schwankt und kracht, mörderisch wühlen die feindlichen Kugeln in der Heldenschar, da bringt ein Adjutant den Befehl zum Rückzug.

Der Prinz befahl, das Gefecht abzubrechen, der Zweck der Rekognoszierung war erreicht. Die Stärke der Schanzen war erprobt, eine Fortsetzung des Kampfes wäre eine Verschwendung von Blut und Menschenleben gewesen.

Die jungen Soldaten hatten gestanden wie im Feuer ergraute Truppen. Den Leuten waren ihre Offiziere mit heldenmütigem Beispiel vorangegangen; unter 197 Toten und Verwundeten befanden sich zehn Offiziere. Die Artillerie hatte kaltblütig wie auf dem Übungsplatze gefeuert. Es wird ein stolzer Ehrentitel sein: „Kanonier von Missunde“, so lautete das Lob des Prinzen.



Feldmarschallleutnant von Gablenz bei Oberfeld.

### Oberfeld und Deversee.

In den ersten Tagen des Februar ging es auf dem österreichischen Flügel noch lebhafter zu. Ihm war die Ehre zuerteilt worden, den Angriff gegen die vorgeschobenen Posten der vielgerühmten Danewirkstellung zu unternehmen. Schon am 3. ward bei Oberfeld hart und heiß gestritten. Der Feldherr Freiherr von Gablenz gönnte der preußischen Garde keinen gefährlichen Punkt, seine Österreicher allein sollten die Ehren des Kampfes davon tragen. Im wilden Sturmloaf ward der Königshügel genommen; Graf Leopold von Gondrecourt ist der Held des Tages. Standhaft in Strapazen wie im Kugelregen ward seine Brigade die „eiserne“ getauft.

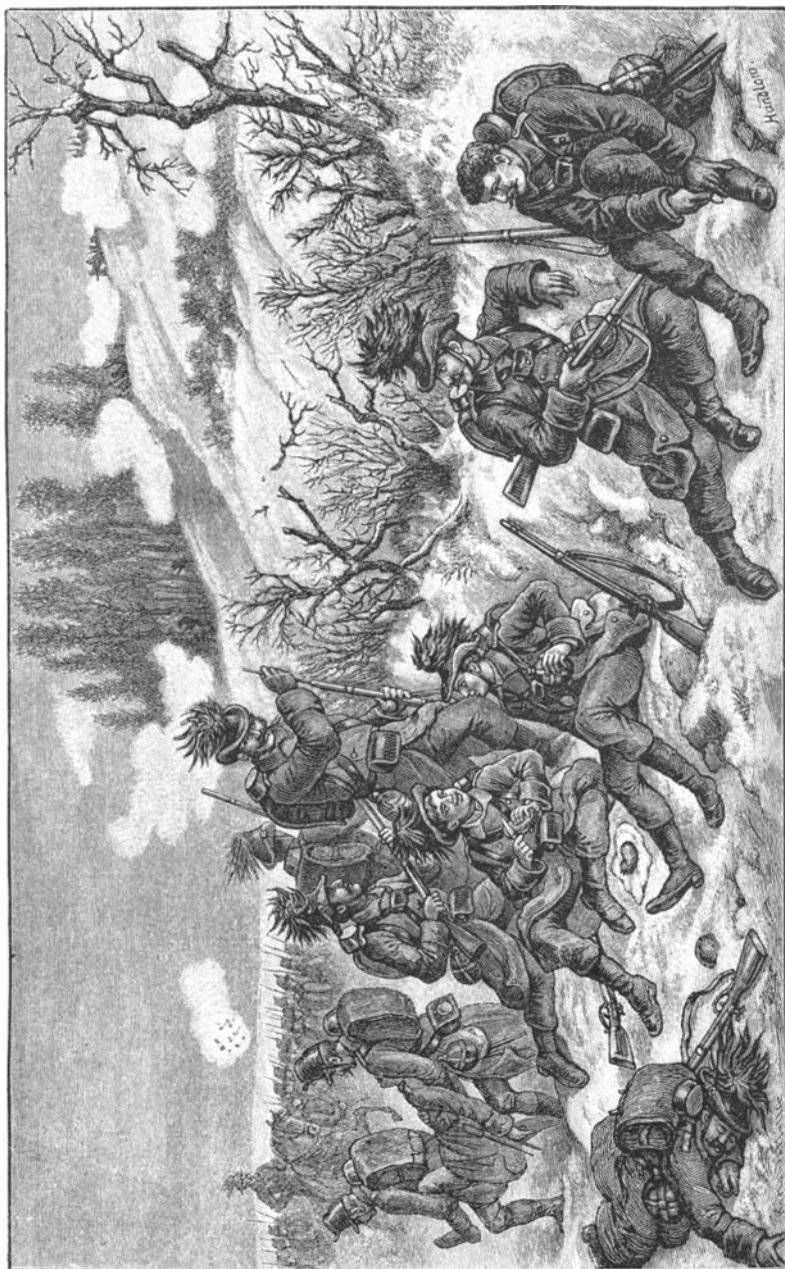
Es galt, sich auf dem Königshügel festzusetzen und eine passende Stellung für Batterieanlagen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke besichtigte Oberfeldleutnant Weiser mit einigen Offizieren vom Generalstabe schon am frühesten Morgen des 4. Februar die Umgegend.



Das ist lange nicht so einfach, wie es sich erzählt, wenn der Feind auf der Lauer steht und durch wohlgezielte Schüsse das beliebige Hin- und Herbewegen menschlicher Gestalten recht merklich sich verbittet. Der Artilleriechef dachte daran, wie er sich die Sache erleichtern könne. Er stieg vom Pferde, nahm das Gewehr eines unfern dahingestreckten toten Dänen auf die Schulter und hieß einen Feuerwerker seines Gefolges dasselbe thun. Die Kriegslift gelang. Die vermeintliche Patrouille schien dem Feinde nicht des Beschießens wert. Vorsichtig weiter schleichend, stieß der Oberstleutnant gleich nachher auf eine Gruppe preußischer Offiziere. Er warnte diese, sich dem Feuer so unvorsichtig auszusetzen, da die Dänen sich aufs Zielen verständen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine vierundachtzigpfündige Granate zwischen ihm und den preußischen Offizieren einschlug und platzte. Die Preußen sahen zuerst sich an, dann forschte ihr Auge nach dem Oesterreicher, den sie für einen verlorenen Mann hielten. Doch als der Rauch verzogen, trat der Totgeglaubte, ohne eine Miene zu verziehen, aus dem Dualm hervor. „Sehen Sie, meine Herren, daß die Dänen gar nicht schlecht schießen“, bemerkte er, ein Sprengstück der Granate zu sich steckend. Der Knall der Explosion war aber so heftig gewesen, daß der alte Artillerist zwei Tage hindurch auf dem rechten Ohre taub blieb.

Unter großen Schwierigkeiten wurden die Geschütze auf dem Königsberge aufgestellt. Der Feind unterhielt fortwährend ein wirksames Feuer gegen diesen wichtigen Punkt. Aber auch dieser Tag endigte günstig für die Waffen der Verbündeten. Indessen war die Einbuße an Menschenleben an beiden Tagen verhältnismäßig recht groß; der Verlust von 30 Offizieren und 519 Mann war zu beklagen. Aber ein grünes Lorbeerreis war erworben! Die Achtzehner-Jäger und die Regimente „König von Preußen“ und „Belgien-Infanterie“ bewährten glänzend ihren alten Ruhm. Das Beispiel der Offiziere und erprobter älterer Kriegsgenossen ermutigte die jüngeren, und diese zeigten sich ihrer Vorbilder würdig. Eine Szene während des heißen Kampfes am 3. Februar muß besonders erheiternd und erhebend zugleich gewirkt haben. Da benutzten zwei frische Bursche, Kadetten vom Regiment „Martini“, einen augenblicklichen Halt im dichtesten Kugelregen, um — das wiederholte Knurren ihres Wagens zum Schweigen zu bringen und sich durch ein Vesperbrot zu weiteren Thaten zu stärken. Unbekümmert um die links und rechts einschlagenden Kugeln breiteten die Tollköpfe ein Taschentuch auf der Erde aus, langten dann ihre einfachen Bissen Brot und Speck aus ihren Schubfäcken und ließen sich's schmecken für sechs, indem sie ihre Delikatessen mit schlechten Wizen über die „hartgefotenen dänischen Bohnen“ würzten. Der eine dieser unbedröffenen Kameraden war ein Wiener Kind, der andre ein „gelungener“ Berliner.

Unter den bei Oberfeld Gefallenen befand sich auch der Oberstleutnant Karl Bayer von Mörthtal. Als dieser Tapfere den ersten Schuß in den linken Arm erhielt, überwand er den Schmerz und drang, seinen Leuten ein Vorbild der Kühnheit, ungestüm weiter vor, indem er heiter rief: „Gut geschossen, Figur links getroffen!“ — wie die Jäger beim Scheibenschießen sagen. Ungeachtet seiner Verwundung verließ er den Kampfplatz nicht eher, als bis



Sauferäger bei Oberkeit: ein Weiberbrot im Kugeltreten.

eine zweite Kugel ihn niederwarf und tödlich verwundete. Noch an demselben Tage verchied der Held.

Die schlechten Wege in der schlimmsten Jahreszeit erschwerten die Operationen ganz ungemein. Der Umstand, daß viele gefallene Dänen nach dem Gefechte bei Oberfeld ohne Stiefeln gefunden wurden, erlaubt einen Schluß zu ziehen auf die Beschaffenheit der Fußbekleidung der verbündeten Truppen. Sie muß damals schon sehr gelitten haben, denn die besseren Stiefel der Feinde galten in den Augen der Oesterreicher als willkommene Beute. So zog ein Ahtzehner-Jäger einem toten Dänen die Stiefel von den Füßen mit den Worten: „Der find't a ohn' Stiefel den Weg ins Paradies, i aber komm mit mein'n zerriff'nen Schuh'n nit na Schleswig.“

Trotz des Sieges bei Oberfeld war dem Oberfeldherrn klar, daß die Danewirkfestellung nicht im Sturme zu nehmen sei. Man mußte sie umgehen, und Prinz Friedrich Karl erhielt Befehl, dies auszuführen und weiter östlich von Missunde einen Übergang über die Schlei zu erzwingen, während Feldmarschallleutnant von Gablenz den Feind durch Scheinangriffe im Danewirke festhielt. Geling dieser Plan, so mußte der Prinz im Rücken der Danewirkfestellung erscheinen und den Feind von seiner Rückzugslinie nach Flensburg abschneiden.

Nunmehr galt es, den Übergang über die Schlei zu bewerkstelligen, koste es, was es wolle. Es war harter Frost und Schneegestöber eingetreten, aber dennoch wurde ohne Feuer und Stroh an den Ufern der Schlei bivakkiert, damit der Feind das Vorhaben nicht bemerke. Wenige Geschütze sind im Stande, einen solchen Stromübergang zu vereiteln; es kam also alles darauf an, daß der Feind nicht ahnte, wie man die Truppen in Gewaltmärschen bei Karlsburg konzentriert hatte, um in der Nacht zum 6. Februar bei Arnis und Kappeln den Übergang zu wagen. Trotz der außerordentlichen Anstrengungen waren die Truppen frohen Mutes. Das Ehrgefühl begeistert. Eine Brigade rückte unter heftigem Schneegestöber nach Arnis, um dort gegen vier Uhr morgens auf Rähnen überzusetzen und den Feind, wenn er nahte, anzugreifen. Beim ersten Grauen des Morgens ward der Brückenschlag begonnen. Mit erwartungsvoller Spannung lauschte jedes Herz auf den ersten Kanonenschuß, in fieberhafte Unruhe lugte der Adjutant auf dem Wartturm, ob kein feindlicher Dampfer nahe, die Rähne in Grund zu bohren, aber — seltsamerweise — es war kein Feind zu sehen!

Da kam die Nachricht, daß die Dänen aus Furcht vor einer Umgehung die Danewirkfestellung in der Nacht verlassen hätten, daß es ihnen gelungen, dem Feldmarschallleutnant von Gablenz ihren Abzug zu verbergen, und daß dieser schon auf dem Wege nach Flensburg sei! Wie flüchten und metterten da viele Tapfere, die dem Kampfe, dem Siege zugejauchzt hatten. Der schöne Plan war vereitelt, die furchtbaren Anstrengungen waren nutzlos gewesen. Jetzt hieß es: dem Feinde nach, ihn durch rasche Märsche ereilen.

Trotz des dünnen Eises an den Ufern, trotz der starken Strömung war der Brückenschlag in wenigen Stunden vollbracht. Die Thatkraft des jugendlichen Führers elektrifizierte die Truppen, und ohne Rast ging es hinüber, dem Feinde nach!

Das waren Tage, die dem Krieger unvergeßlich bleiben; ein jeder weiß, was er geleistet, und wenn er zurückdenkt, wundert er sich, wie er es vermochte. „Kinder, die Haltung geht verloren!“ ruft lächelnd der Major, wie er die Leute durch den fußhohen Schnee waten sieht, und „Drück' doch die Kniee durch!“ kommandiert ein Kamerad dem andern, um durch Humor sich selber frischen Mut zu machen. Da liegt es sich dann weich im unwirtlichen Quartier auf harter Streu, da schmeckt dann ein Bissen Speck wie das herrlichste Mahl. Und wenn der Soldat todmüde hin sinkt am Haltepunkt, wenn er sich Pulver statt des Salzes auf das Brot streut und den Kaffee im Bimok mit Schneewasser kocht, dann wünscht er wohl, die Mutter könne ihn also sehen, wie er's fröhlich erträgt. „Schone dich!“ hat ihre Sorge ihm zugeflüstert, und jetzt hat er seit drei Tagen die nassen Stiefel nicht vom Leibe gezogen. Aber wenn ihn der Kamerad fragt: „Möchtest du nicht lieber jetzt hinterm Ofen bei Muttern sitzen?“ dann sagt er: „Nein, es ist ein schönes Ding, etwas Großes durchgemacht, den stolzesten Soldatenruhm erworben zu haben“ — und so bitterfauer manche Tage auch sind, sie haben doch auch des Schönen und Erhabenen viel für das Herz. Die Offiziere, ja die königlichen Prinzen teilen mit den Soldaten Mühe und Gefahr; der Kronprinz ist in den Pantoffeln seiner Wirtin, einer Bauerfrau, gesehen worden, als er durchfroren das Quartier erreichte, und der hat es doch wahrlich nicht nötig! Wie herzerhebend ist dann das Band der Kameradschaft in solchen Tagen. Alle erdulden dasselbe, um dieselbe Ehre zu erwerben; wie eine einzige Familie steht das Bataillon um seine Fahne, das Heiligthum, zu dem man geschworen.

Auch Feldmarschallleutnant von Gablenz verfolgte den Feind. Er war auf dem kürzeren Wege, und trotz des Vorsprunges, den die Dänen hatten, erreichte er sie bei Deversee am 6. Februar. Die preussischen Garden hatte er wieder auf einem Umwege vorgefandt, und mit ermatteten Truppen wagte er den Angriff. Es war ein überaus kühnes Beginnen, denn er hatte keine Reserve und kannte die Stärke des Feindes nicht. Auf die Tapferkeit seiner Truppen vertrauend, packte er den Stier gleich bei den Hörnern, auf die Gefahr hin, daß Hunderte zu Boden gerissen wurden. „Vorwärts!“ heißt das Losungswort. Die Reuner-Jäger werfen die Tornister ab und stürmen gegen den Engpaß; den Hut schwenkend führt Feldmarschallleutnant von Gablenz die Kolonnen gegen den Feind. Ein Hagel von Kugeln empfängt die Braven, sie stürzen reihenweise, aber die andern dringen nach. Herzog Wilhelm von Württemberg sinkt verwundet zu Boden, doch das Regiment „König der Belgier“ ruft: „Es lebe der Kaiser!“ Hier, wo die Liechtensteiner Husaren attackiert haben, da starren gräßlich die Leichen aus der blutgetränkten Schneedecke hervor. Die Gemehre versagen den Österreichern, sie müssen das Feuergefecht in ein Handgemenge verwandeln. „Wir sind 3½ Meilen im Laufschrift marschirt“, erzählte ein

Offizier, „und haben den Feind angegriffen, ohne einen Schuß zu thun. Er gab sein Feuer auf fünf Schritt Entfernung, und unsre Leute hieben ihn mit den Kolben nieder!“ Die Musik spielte den Mädezhymarsch zum Sturm, und wieder ward ein blutiges Lorbeerblatt gepflückt.

An diesem Tage bewährte sich aufs glänzendste die Kernhaftigkeit dieses kaiserlichen Heeresteiles. Kamen doch viele der österreichischen Soldaten erst in



Herzog Wilhelms von Württemberg Verwundung bei Deversee.

den folgenden Tagen und meldeten sich als verwundet. So erschien ein Mann vom Regiment „König der Belgier“ am zweiten Tage nach dem Gefecht vor seinem Hauptmann mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich glaub', ich bin ein bißel blau in der Seite.“ Die angeblich blaue Seite ward untersucht, und siehe, es kam zu Tage, daß dem Soldaten eine Kugel von vorn in die Seite gedrungen und rückwärts wieder hinausgefahren war.

Hauptmann Eder mit dem von Kugeln nicht weniger als neunmal durchlöcherten Mantel brachte die Trophäen des Sieges mit zwölf ausgezeichneten

Begleitern nach Wien. Unter diesen Tapferen befand sich auch ein mit der silbernen Medaille geschmückter Stabstrompeter vom 9. Jägerbataillon. „Wie ist der Mann zu der Auszeichnung gelangt?“ so fragten viele, die dem Einzuge zuschauten. Beauftragt, zum Sammeln zu blasen, sieht jener den vorgeschickten Adjutanten tödlich verwundet niederstürzen. Der brave Hornist wirft noch einen Blick auf seinen Vorgesetzten, dann auf den Feind, und statt zum Sammeln zu blasen, läßt er die Töne erschallen, welche zum Sturm rufen; sein Bataillon geht entschlossen noch einmal vor, siegt — und der Trompeter erhält die silberne Medaille für seine entschlossene That.

Der Sieg von Deversee kostete Freund und Feind manchen tapferen Mann. Der größte Teil der dänischen Armee war jedoch entkommen; während der Nacht vom 5. bis 6. Februar hatten sie, wie schon erwähnt, in aller Stille und mit Hinterlassung von 139 schweren Geschützen ihr „Danewirk“ verlassen und sich auf ihre zweite stärkere Verteidigungslinie zurückgezogen. Der Feind hatte schon einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß seine Hauptmacht nicht mehr eingeholt werden konnte. Die preußischen Husaren vom Korps des Prinzen Friedrich Karl erreichten nur noch Nachzügler in Flensburg und verhinderten einige mit Proviant befrachtete Schiffe am Auslaufen aus dem Hafen.

Die Hauptmacht der Dänen hatte sich glücklich hinter den auf der Halbinsel Sundewitt befindlichen und mit größter Sorgfalt angelegten Düppeler Schanzen in Sicherheit gebracht. Diese, zehn an der Zahl, wurden, solange es noch Zeit war, mit rastlosem Eifer verstärkt. Die Dänen legten nicht nur Wolfsgruben, spanische Reiter, Eggen u. s. w. dem Feinde in den Weg, sondern sie erbauten auch vor der ganzen Schanzenlänge einen Drahtzaun, der aus ziemlich großen, fünf bis sechs Schritt auseinander stehenden und durch drei bis vier dicke Drähte verbundenen Pfählen bestand. Zwischen Zaun und Graben befanden sich, als weitere Mittel zur Erschwerung der Annäherung, untereinander befestigte und mit loser Erde bestreute Bretter, durch welche, mit der Spitze nach oben, sieben bis acht Zoll lange Schwertnägel geschlagen waren. Vor den Grabenböschungen waren Palissaden angebracht worden, und zum Überfluß harrete ein wohlangelegtes Minenetz des Augenblickes, wo der elektrische Funke spielen würde, um die im Erdreich verborgenen Pulvermassen zu entzünden und die darüber Hinschreitenden in die Luft zu schleudern.

Die Schanzen waren untereinander durch Laufgräben verbunden und nach rückwärts durch einen Brückenkopf geschützt, der zwei nach der Insel Alsen führende Schiffsbrücken deckte und für den von den Dänen kaum für möglich gehaltenen Fall eines Rückzuges in Wirksamkeit zu treten hatte. Überdies konnten die Dänen auch noch von ihren Schiffen den Feind vom Meere her beschießen — kurz, die Werke bei Düppel gehörten zu den stärksten Befestigungen ihrer Art.



Bivatzene.

Morgenrot! Morgenrot!  
Leuchtest mir zum frühen Tod!  
Bald wird die Trompete bläsen,  
Dann muß ich mein Leben lassen,  
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht! Kaum gedacht,  
Wird der Lust ein End' gemacht!  
Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab.

W. Hauff.

### Am Lagerfeuer.

Zuverlässig hoffte und glaubte man in Kopenhagen, daß die Macht des überlegenen Feindes sich an den Düppeler Schanzen zerschellen oder sich mindestens in unaufhörlichen beschwerlichen Kämpfen aufreiben und dadurch der Diplomatie Zeit vergönnen werde, zu gunsten Dänemarks zu wirken.

Die zweite schwierigste Periode des Krieges begann. Es galt nicht nur, die wohlverteidigte Düppelstellung, sondern auch Fridericia, eine starke Festung am Kleinen Belt, zu nehmen. Der Angriff auf beide Punkte nötigte die Dänen, ihre Kräfte zu teilen, während sie sonst ihre ganze Macht in die Düppelschanzen geworfen hätten. Die leichte Verbindung zur See brachte ihnen

indessen den Vorteil, ihre Truppen rasch an bedrohte Punkte werfen zu können und die Gegner zu zwingen, alle Hafensorte und den ganzen Küstenstrich zu besetzen, um sich gegen Überfälle zu sichern.

Die preußischen Garden unternahmen die erste Rekognoszierung gegen Düppel und zogen dann mit den Österreichern nach Norden, während der Heeres=teil des Prinzen Friedrich Karl zurückblieb und feste Stellung vor Düppel nahm.

Folgen wir zuerst dem kombinierten Korps. Ein kleines, kühn ausgeführtes Reitergefecht der preußischen Gardehusaren bei Niederbjert bildete das Vorspiel zu ernstern Kämpfen. Am 8. März wurde die Koldingau, die Grenze Jütlands, überschritten. Da geriet die hohe Diplomatie in Erregung. Das ginge über das verkündigte Programm hinaus! so hieß es. So unrecht hatten die Herren nicht, insofern ursprünglich nur von der Beschlagnahme der deutschen Herzogtümer die Rede gewesen war; aber die Verbündeten konnten ihrerseits mit Fug und Recht eben so gut darauf hinweisen, daß die Dänen, indem sie deutsche Schiffe zur See wegnahmen, selbst nicht die Voraussetzungen erfüllten, an welche die Beschränkung des Kampfes auf die Herzogtümer sich knüpfte.

Die preußischen Garden waren gegen Fridericia vorgegangen und hinter Gud Jøe und Haidesrug auf den Feind gestoßen. Die überlegene Feuerwaffe der preußischen Infanterie und die überlegte, stets auf Schonung von Menschenleben bedachte Leitung des Gefechts feierten bei Sonderstkoogaard und Bredstrup ihren ersten Triumph. Die Truppen benahmen sich wie bei einem Manöver, der Feind wurde überall ohne große Verluste geworfen, viele Gefangene eingebracht, eine ganze Kompanie ward abgeschnitten und gezwungen, das Gewehr zu strecken. Der Name des Majors von Beeren ward hier zum erstenmal in diesem Kriege rühmlich genannt; er sollte bald die höchste — und die letzte Ehre erringen!

Die Österreicher hatten ihren Vormarsch gegen Beile gerichtet und waren draufgegangen wie bei Oberjell und Deverssee. Zuerst Graf Czernin mit seinen tollkühnen Reitern, dann im wilden Sturm auf Beile das Regiment „Hessen“, wetteifernd mit den Neuner-Jägern.

Der Manenrittmeister Baron Löwenstern springt beim ersten Sturmangriff vom Pferde, entreißt einem Gemeinen von der Hesseninfanterie das Gewehr und geht in Reih und Glied mit vor. Seine ersten Schüsse streckten zwei Feinde zu Boden, durch den dritten macht er einen Gefangenen, den er sich selbst aus den Reihen der Gegner holt, worauf er weiter fortstürmt. Der Feldherr leitet das Gefecht mit gemessener Ruhe — aber ungeduldig springt Graf Gondrecourt vom Pferde und führt die „eiserne“ Brigade mit hoch geschwungenem Säbel zum Sieg. Der Tag ist entschieden.

Wie herzerhebend ist das Gefühl in der Brust eines Kriegers nach solch einem Ehrentage! Dankgefühl gegen Gott hebt die Brust, der Krieger hat dem Tode getrotzt und die Kugel hat ihn verschont. Ein Kamerad schüttelt dem andern die Hand, einer ist stolz auf den andern. Ein Blick inniger Teilnahme folgt den Verwundeten, die man fortträgt ins Spital; ein Blick der Behmut ruht auf den gefallenem Tapferen, und am Wachtfeuer gedenkt man derer, die den Helbentod gefunden.



Aber bald wird es auch heiter im Kreise, der Jubel des Sieges ist lauter als der Schmerz über die Toten, die ja den schönsten, stolzesten Tod gefunden haben. Die Offiziere sitzen bei den Leuten, und wer etwas Besonderes zu erzählen hat, gibt's zum besten. Schauen wir ein solches Lagerfeuer an. Österreicher und Preußen sitzen beisammen und teilen ihren Speck, ihr Brot miteinander. Wo das Salz fehlt, wird Pulver auf's Brot geschüttet, die schmucke Marktenderin bringt, was sie hat. „Hierher, Guste, mir einen Danenwirke!“ — „Mir echtes Dänenblut!“ Guste schenkt die Gläser voll. „Danke, mein Jung!“ spricht sie, wenn ihr ein roter Husar die Wange kneift und den Groschen reicht.

„Die Binsen und dicken Erbsen alle Tag' wollten halt schon in Schleswig gar nicht mehr rutschen“, meint ein Böhme, „aber hier bei den dickköpfigen Jüten wird's noch schlimmer. Werde mir vom Wundscher den Magen noch ganz rausnehmen lassen.“

„Der Böh'm' will meiner Seel' Frikassée haben!“ lacht ein Husar von den roten Brandenburgern. „Sollst mal erst die Fieberkost im Lazarett durchmachen. Des Morgens ein Pegel Thee, mittags eine Suppe und Zwieback dazu. Da schmeckt einem trocken Brot noch am besten.“

„Meinem Leibe wäre ein Bett das Liebste“, meint ein Grenadier. „Habe seit vier Wochen kein Bett gesehen und kaum die Stiefeln mal von den Füßen runter gekriegt. Aber ins Lazarett — na, davor bedankt sich unsereiner.“

„War auch nicht zum Vergnügen drin“, entgegnete der Husar. „Kriegte einen Säbelhieb, als der Gaul mit dem Major von Alvensleben durchging. Wir wie das Wetter hinterher, Unteroffizier Stumm von den Gardehusaren hieb ihn heraus. Wenn's einem recht schlecht ergangen — da läßt man sich's Lazarett schon gefallen; die frommen Schwestern pflegen einen, hübsche Damen bringen Apfelsinen und Limonaden. Wer einmal 'nein muß, der ist gut verwahrt. Freilich macht's kein Vergnügen, die Doktors mit ihren Messern herumhantieren zu sehen. Der Anblick schneidet einem durch die Seele, als ging' es ans eigne Fleisch. Wrr! — wenn sie die Knochen durchsägen, da konnt's einem schon gruselig werden. Und dennoch — bei Gott, wenn's wieder zur Attacke bläuft, ich müßt doch der vorderste sein. Es ist 'ne prächtig' Sach' mit dem Säbel hoch, im vollen Jagen drauf loszuschlagen, als sollt' die ganze Welt zu Grunde geh'n!“

„Nittik, Kamerad“, rief ein Diechtensteiner Husar mit schwarzen flammenden Augen und gewichstem Schnurrbart, „so'n Attacken, das hat nix d'Infanterie. Eljen, bei Neverssee! Über die Knick, die Graben — Bassamanelka! Wo Ungar hinhaut, wächst sit kan Gras. Uns, zwo — Dänentopp entzwo — Graf Lambert blut't, Ungar rächt. Und z'leht bei Weile, knick, knack schossen sie Graf Czernin runt', aber Ungar nix Bardon.“

„Schon gut, Husar“, schmunzelt ein Feldwebel vom Regiment „Hessen“, „ihr seid brave Kerle, aber alle Weißbröcke haben ja den Gottscheibeisens im Leibe, wenn's den Radetzkymarsch aufspielen und Vater Gablenz den Säbel zieht. Kamer steht dem andern nach. Die Totenlisten zeigen's.“

„Unser braver Oberstleutnant Rathleb hat auch dran glauben müssen“, murmelt ein bärtiger Korporal. „Bei Deversee schlug die Kugel ans Portemonnaie, ein Silberthaler darin rettete ihm das Leben. Die Kugel prallte diesmal ab. Doch am Morgen vor der Schlacht bei Beile gab er seinem Burschen einen Kuß und sagte: „Den bringe meinen alten Eltern, wenn ich fallen sollte.“ Er hatte eine Ahnung. Auf der Hospitalwiese ging's mit ihm zu Ende. Ich bot ihm noch den letzten Tropfen aus meiner Feldflasche, aber sein Herz schlug nicht mehr. Sie haben ihn, mit Blumen bekränzt, ins Grab gelegt, drei Salben drüber hin geschossen. Ade! Ein braves Herz schlägt weniger unter der Fahne.“

„Ja — freilich sind viele geblieben, und doch ist der Soldatentod a freudigeres Sterben als so an langweilig Allwerd'n, daheim bei Muttern, wie ihr Preußen spricht“, nahm einer vom Regiment „Belgien“ das Wort; „ich will nicht von meinem Regiment reden, dös kennt a jeder — sondern von dem, was ich g'seh'n hab'. Da hat mir a Steirer besonders gefallen. Der Fuß war ihm am Knöchel zerschmettert und er fluchte sakrisch über die Höllehund' von Dänischen, aber das that er nur, um den Schmerz zu verbeißen. Als der Doktor ihm den Fuß abgenommen, sagte er: „Rüß die Hand! Wann's mi a mal brauchen, dann schaffen's nur. I helf' ihnen auch.“ — Und wie der Soldat, so auch der Offizier. Der Oberst vom Regiment „Martini“, Baron Ubele, hielt die Fahne hoch, und als die Stange zerschossen wurde, schwang er den Stumpf und rief: „Vorwärts! Immer vorwärts!“ Da war kein Halten mehr.“

Mittlerweile hatte ein Hornist von der Regimentsmusikbände, ein junger, „nicht stetig“ gewordener Virtuose, welchen Verhältnisse vom Konservatorium nach der Musikbände versetzt hatten, unter den Plaudernden Platz genommen. „Ihr rühmt“, sprach er mit schmerzlich bewegter Stimme, „die Thaten eurer Offiziere und Kameraden und beklagt den Verlust der gefallenen Brüder. Aber morgen treten andre an die Stelle der Verwundeten und Toten. Unfre ganze Bände jedoch ist mit einem Male in die tiefste Trauer gebracht, weil unser Verlust ein unersehlicher ist. Ja lacht nur! Denkt nur — der Hektor ist noch nicht wiedergekehrt! Wenn sie ihn gefangen oder gar erschlagen haben, diese verd...ten Danken, wer wird ferner unsern Karren mit der großen Trommel ziehen, unserm Tambour die Schlegel nachtragen, wer die Ruhe aufrecht erhalten, wenn ein ruppiger Schäfer-, Haus- oder Windhund klagvoll heult, während wir euch die schönsten Melodien aufspielen? Unser Hektor ist verschwunden, vielleicht erlegt von einem unnahbaren dänischen Achill!“

„Ach, thut nur nit so gefährlich“, tröstete ein alter Tambour; „wenn Ihr den Hund von eurer Bände meint, den haben's schon lang' wieder ein'bracht. Holla lustig, junge Bapfposaune, euer Hektor ist nicht tot — er lebe hoch!“

Alle riefen wie aus einem Munde: „Hektor hoch!“

Still hatte bislang ein alter Husar dem lauten Treiben zugehört. Jetzt erhob er sich, indem er ausrief: „Auch Joschi mein's und alle Joschi unsriges sollen allzeit leben! S'is zwar geben wurden Befehl, Maggar darf nix stehl'n. Befehl ist bei Husar umsunft; was sull Husar ma', wenn Gourag' kummt z'spät und Joschi is hungrig? Fris i lieber nix, und wenn mein'm Vater wächst Heu

statt Hoor uf Kopp, steh! ich Waters Hoor, wenn Joschi nix z'fressen. Hob' Joschi verwundeter 'raus aus'm Feuer 'bracht und hob' bei Meuner-Jägern z' Fuß weiter gestritten. Wär' Joschi derschoff'n worden, hätt' mich gleich neben Joschi gelegt, wär' wie Joschi gesturb'n. . . ."

Diesmal lachten die Leute nicht. Sie rührte die Liebe des Husaren zu seinem treuen Tiere.

„Für seine Anhänglichkeit an sein Roß und seine Tapferkeit bei Deverssee hat Joschis Herr auch eine ehrenvolle Dekoration d'vongetragen“, ergänzte ein Kamerad die Erzählung des braven Reitersmannes, der bereits zweiundzwanzig Jahre im Dienste seines Kaisers zugebracht hatte. Der also Berichtende, auch kein Jüngling mehr, hätte freilich noch von sich selbst etwas Rühmliches erzählen können, denn er hatte bei Oberselt dem jungen Fürsten Aremberg, dessen Pferd erschossen worden war, sein eignes aufgedrungen, indem er hinzugefügt: „Was thut's, wenn Husar hundert fallen, wenn braver Offizier nur leben bleibt.“ Auch dieser Tapfere hatte mit dem Stutzen eines gefallenen Sägers mit gleichem Mute zu Fuß fortgekämpft.

Die jüngeren Soldaten drängten sich an die beiden alten Soldaten heran und drückten ihnen die Hand. Joschis Herr hatte Not, alle Freundschaftsbeweise abzuwehren, indem er sagte: „Husar gut Freund von Kaisers Soldaten allen. Kamerad Steirer, wollt erzählen a schnurrig Stück?“

„Ja! Wie wir, ich und ein paar andre von meiner Kompanie, die Danstken dran gekriegt hab'n, wissen die meisten schon. Denen, die's nit wissen, sag' ich: die Dänen hab'n bös dran glaub'n müssen. Wir hatten uns, es war bei Deverssee, an einige Kanoniere 'rangeschlichen und waren über sie 'kommen wie aus der Luft geschneit; 's war ein Spaß zum Totlachen! Sie standen beim Rand eines Waldes und wollten eben losbrennen, da pad' i den Feuerwerker und sag': „Halt! richten darfst schon das Kanon, aber abschießen nit.“ Er starrt mich an, als wär' er halt behext und hätt' für immer die Lust verlor'n, mit uns anzubinden, und als wir bald nachher wieder an derselben Stelle vorüberkamen, lag unser Mann tot am Boden.“

Nach dem Steiermärker nahm ein Pionier das Wort. „Es thut halt a jeder san Schuldigkeit“, sagte er. „Zum Dreinschlagen fehl'ts auch d'heim nit an Mut. Der Gefahr aber, die man kennt, so mir nix, dir nix entgegenschau, dös is an Kunst. Ich mein' nämlich so: Es war am 5. Februar. Da standen mehrere unsrer Offiziere droben aufm Königsberg, und unser Major Neubauer von der Artillerie, den wir schon von den italienischen Feldzügen her kennen, erklärte den Offizieren dies und jen's und mant, daß, wenn die Dänen zu schießen verständen, sie genau den Fleck treffen müßten, wo sie so miteinand' schnaften. Der Herr Major hatt' kaum also gesproch'n, als an Granatel zu seinen Füßen niederfällt. Das war freilich an dreinschlagender Beweis von der Richtigkeit seiner Behauptung. Die Unverschämtheit von den Danstken ändert aber nix an der Sach': Der Herr Major fuhr nu' in seinen Erklärungen erst recht fort, als ob gar nix vorg'fall'n wär. Kurz vor'm Auffliegen des Geschosses begab er sich mit den andern Herren den Abhang hinunt'.“

Während die Österreicher also plauderten und ihr Erzählen kein Ende nehmen wollte, rauchten die preußischen Grenadiere ihren Tabak und hörten zu. Man hatte ihr Korps die weitesten Märsche machen lassen, dafür waren sie aber auch noch nicht in so heiße Kämpfe verwickelt worden, wie ihre österreichischen Kameraden bei Oberseck, Deberssee und Weile; denn bei Fredericia hatten ja die Dänen nicht standgehalten.

„Ihr Preußen müßt nun auch einmal an die Reihe kommen“, sagte der „Belgier“, dem es leid that, daß die Kameraden so still dastehen mußten und nur anhören konnten, was andre gethan.

„Es wär' auch Zeit“, entgegnete der Preuße. „Aber die Dansten laufen davon, sobald sie unsre Gewehre knallen hören. Es ist zum Lachen, auf welche närrische Weise sie sich unser schnelles Schießen erklären. Denkt euch, einige von unsern Gefangenen meinten zu unserm größten Spaß: „Die Preußen schlagen nur an den Kolben ihrer Büchsen und können dann schießen.“ Andre meinten gar: „Die Preußen laden abends vorher ihre Gewehre und schießen dann den ganzen andern Tag daraus, ohne erst wieder zu laden.““

„'s ist war“, meinte der Belgierinfanterist, „ihr Preußen versteht's Marschieren, Manövrieren und Tirailieren, es ist an Vergnügen zuzuschau'n. Und schießen thun's — wie nur zum Zug! Eure Leut' treffen, wenn's auch nix vom Feind als den Kopf seh'n, auf 400 Schritt und noch weiter, und euer Schuß schafft was. Wo wir an Meng' braver Leut' verlier'n, um anen Knick zu nehmen, da verjagen's die Dansten, ohne daß es ihnen viel Blut kostet.“

„'s Hererei dobei im Spiel“, brummte ein Ungar; laut aber fügte er hinzu: „Wie weit gengen's denn, Kanonen preuß'sche?“

„Na, du läufft einer preuß'schen Neunpfünderkugel nicht nach!“ belehrte der Preuße den Frager.

„A wos!“ erwiderte dieser, „preuß'sche Kug'ln sein nix gegen Kaiserkug'ln, Kug'ln unsrige gengen's drei Tag in einem furt, dann halten's Rashtag und dann fahren's ollweil widder furt zu gehen!“

Lautes heiteres Gelächter erscholl.

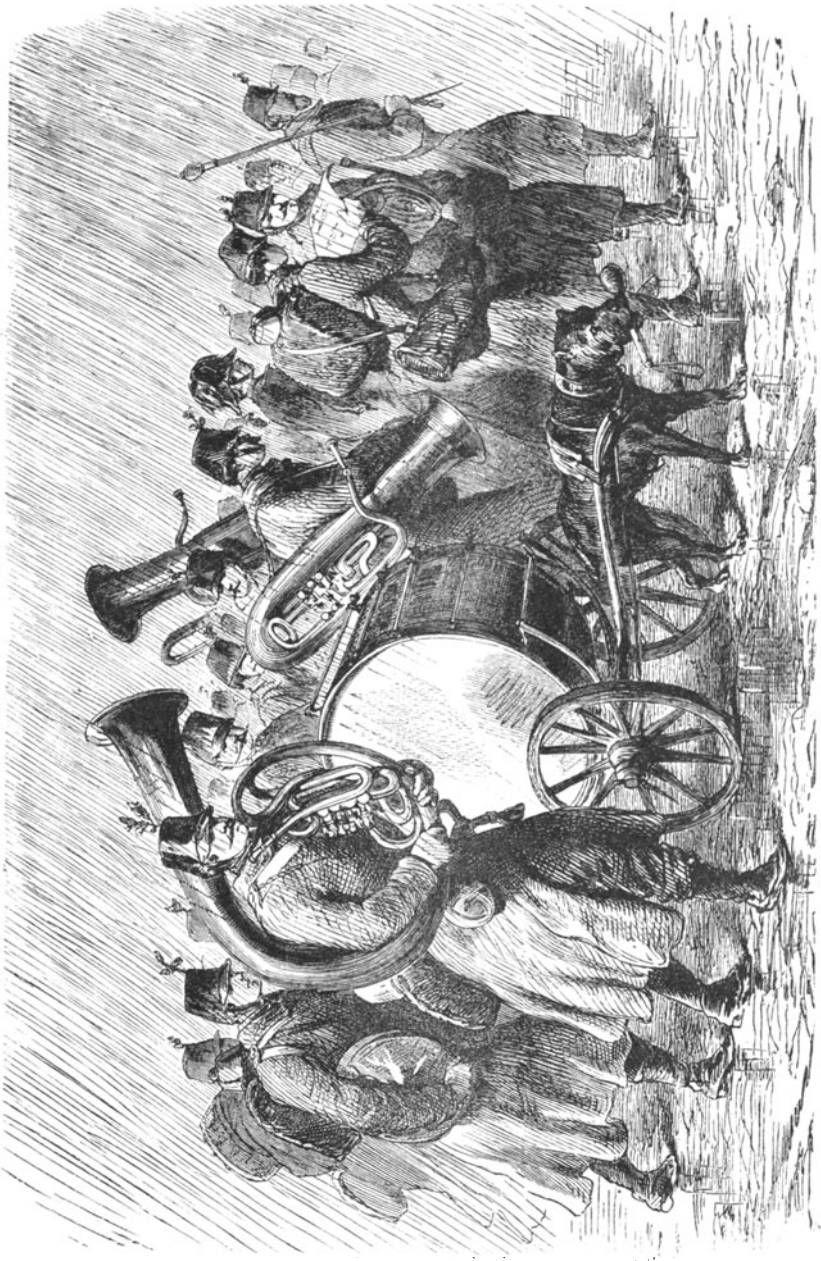
„So weit haben's freilich unsre Kanonen noch nicht gebracht“, bestätigte der Preuße. „So viel ist jedoch gewiß, als wir die dänische Kompanie, vier Offiziere und 180 Mann, bei Snoghvi gefangen nahmen, da hatten wir nur drei Verwundete. Die dänische Artillerie kann uns auch nicht viel anhaben, denn wir schießen ihnen die Kanoniere von ihren Geschützen weg.“

„Dr' Daus! Möcht so a Gewehr d'heim hoben!“ sagte der Steirer.

„Hm“, meinte ein andrer „Belgier“, „es is a nit so schlecht, mit dem Kolben drein z'schlog'n und mit dem Bajonett den Feind verjag'n!“

„Habt recht“, stimmte der Preuße bei. „Wir wünschen nichts Besseres. Es heißt, wir marschieren bald nach Düppel hinunter. Das Manövrieren und Schießen können wir längst. Wir möchten nun auch drauf gehen dürfen wie ihr.“

„Will's euch wünschen, Kamarad. So ein Sieg in der Feldschlacht ist eine satirisch stolze Sach'.“



Der Leiter der Musikbände während Regen und Sturm.

Der Wunsch des Preußen sollte bald in Erfüllung gehen.

In diesem Augenblicke ließen sich aus der Entfernung Stimmen und immer lauter erschallendes Gelächter hören. Die Herannahenden waren, das hatte man bald weg, höhere Offiziere. Ein Preuße sprang auf und ging auf eine der Ordonnanzen zu, welche dem Trupp Reiter folgten.

Bald kehrte er zurück und berichtete folgendes: Der Kronprinz von Preußen hatte eine Vorpostenkette abreiten wollen und war dabei von einem österreichischen Posten angehalten worden.

„Ich bitt' halt schön um d'Losung“, sagte der Wachstehende.

„Ich bin ein preußischer Offizier.“

„Glaub's schon, aber die Losung?“ wiederholte dringender der Österreicher.

„Die habe ich vergessen“, mußte der Prinz zugestehen, worauf ihn der Mann ersuchte abzustiegen und ihn zum Arrestanten erklärte. In demselben Augenblicke kam aber der zur Begleitung des Prinzen kommandierte österreichische Adjutant heran und befreite den vergesslichen Herrn. Dieser ergötzliche Zwischenfall gab Veranlassung zu heiterer Rede und Gegenrede. Der Posten durfte das ihm für die gewissenhafte Pflichterfüllung vom Prinzen angebotene Geldstück allerdings jetzt nicht annehmen, und so bewahrte es denn der Offizier für den Soldaten auf.

Zu der Zeit, als Prinz Friedrich Karl Vorbereitungen traf, die Schanzen von Düppel wegzunehmen, wurde etwas südlicher einer der letzten Handstreichs dieses Krieges ausgeführt. Die achte Kompanie des fünften brandenburgischen Regiments (Nr. 48), unter Befehl des Hauptmanns von Mellenthin, setzte auf Rähnen bei Hochgehender See von Heiligenhafen nach Fehmarn über, nahm die dänische Besatzung gefangen und eroberte die Insel, just gerade, als zwei feindliche Kanonenboote vor derselben kreuzten!

Solche Züge kühner Entschlossenheit, verbunden mit vorsichtiger Überlegung, haben den Ruf der preußischen Offiziere in diesem Kriege glänzend bewährt. Sie zeigten sich nicht nur tapfer, sie waren auch kundige und unerschrockene Führer, und ihrer vorsichtigen Gefechtsleitung waren die geringen Verluste bei großen Erfolgen zu danken.



Von der Woge, die sich bäumet  
 Rings dem Welt am Ostseestrand,  
 Bis zur Flut, die ruhslos schäumet  
 An der Düne flücht'gem Sand.

Wie auch im're Stürme wüthen,  
 Drohend sich der Nord erhebt,  
 Schütze Gott die holden Wälden,  
 Die ein mild'rer Eild belebt.

### Vor den Schanzen.

Während Fridericia beschossen und Jütland erobert wurde, war es dem geschlagenen Dänenheer gelungen, dem österreichischen Heerführer ein Schnippchen zu schlagen und zu Schiffe zu entkommen. — Dort auf der hügeligen Halbinsel, dem von den blauen Wogen der Ostsee und dem Allensunde umspülten Sundewitt, liegen drohend die Schanzen von Düppel, das Bollwerk von Allsen mit dem Brückenkopfe von Sonderburg.

Alles, was die gewiegteste Kriegstechnik ersinnen kann, um die Tollkühnheit erheben zu machen, ist hier zur Anwendung gebracht, so daß die Schanzen uneinnehmbar erscheinen. Auf dem Wenningbund — einer Bucht der Ostsee — schwimmt die gepanzerte Batterie „Rolf Krake“. Sie soll das Gelände vor den Schanzen beschießen, falls dorthin sich einer vorwagt. Die Batterien von Allsen thun ein Gleiches von der andern Seite. Brustwehren und tiefe Gräben schützen die Verteidiger der riesigen Wälle, auf denen der Danebrog, die blutrote Dänenfahne mit dem weißen Kreuze, sich trotzig bauht. Wolfsgruben, jene gefährvollen Löcher mit zugespitzten Pfählen, dann umgeworfene Eggen, spanische Reiter mit haarscharfen Messerklingen, Palissaden und Drahtgitter sind vor den Schanzen gerade da angebracht, wo die Kartätschen am fürchterlichsten wüthen können. Schwere Schiffsgeschütze, Granatkanonen und Höllensmaschinen drohen von den Wällen Tod und Verderben.

Das war die Düppelstellung. Die Preußen wollten sie erobern, denn an diesem Gipfel hielt der Däne Schleswig noch in den Fähen.

Prinz Friedrich Karl hatte sein Hauptquartier im Schloß Gravenstein. Proviant- und Munitionskolonnen, Wagenparks und Feldlazarette, der ganze Troß des Krieges bedeckte das Stückchen Erde, und dicht gedrängt lagerten die Soldaten in Häusern und Scheunen. Ein Schafpelz bedeckt die Uniform, die Mantelkapuze ist über den Kopf gezogen, kniehohe Stiefel, wollene Shawls, Plaids und Tücher sind als Schutzmittel gegen die grimmige Kälte willkommen. Hier heißt es nicht, wie der Soldat im Frieden launig sagt: „Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist.“

Während man auf die schwere Belagerungsartillerie aus der Heimat wartet, sollen häufige scharfe Rekognoszierungen den Feind ermüden. Doch schon ist das „Matschwetter“ eingetreten und der Marsch dadurch außerordentlich erschwert; nur mit Aufbietung aller Kraft gelingt es, die Geschütze in dem aufgeweichten Boden vorwärts zu bringen. Inzwischen wird Tag und Nacht an Faschinen zu Schanzkörben gearbeitet, dort errichtet man feste Bettungen für die Geschütze, baut Batterien, hier wird eine Brücke geschlagen. Es muß gehen — und es geht.

Die dänische Panzerbatterie will die Brücke in Grund bohren, aber die Kugeln der Gammelmarkbatterie weisen sie zurück. Der Panzer hält nicht gegen preußisch Eisen, und die Feldzeugmeisterbatterie schießt so sicher und trifft so weit, daß darüber bald ganz Europa in Staunen gerät. Scharfsinn und Beobachtung, ernstes Studium der Kriegswissenschaft und praktische Übung haben mitten im langen Frieden die preußischen Waffen für den Krieg bestens gestählt.

Vertrauensvoll sieht der Soldat, daß in allem für ihn gesorgt ist und — daß er siegen muß, wenn er will. Und er will, gilt es doch, einen deutschen Bruderstamm zu befreien. Überall, in allen kleinen Gefechten, im Holz von Sattrup und Stenderup, in der Büffel- und Ravenkoppel werden glückliche Erfolge mit geringen Verlusten errungen; es sind freilich meist nur Redereien.

Indes die Generale Raven, Höben, Canstein, Röder und Schmidt be-lustigen sich mit dem Feinde auf ihre Weise. Sie wissen gar wohl, daß die Scharmüzel des kleinen Krieges dem jungen Soldaten das meiste Vergnügen machen, ihn ausbilden und ihn zu den großen Schlachttagen vorbereiten.

Endlich ist das Werk vollbracht — die Batterien sind sämtlich mit schwerem Geschütz besetzt; sie spielen über die Meeresbucht hinüber nach Alsen, zerstören die Magazine von Sonderburg und schleudern mit fast nie fehlender Treffsicherheit ihre todbringenden, alles zerstörenden Geschosse in die Schanzen.

Und von der Heimat klingt die Kunde herüber, daß sich auch die junge preußische Marine mit der dänischen Flotte, trotz deren Übermacht, mit Ehren gemessen habe. Im Hochgefühl des winkenden Sieges ruft ein jeder: „Jetzt ist's Zeit, daß wir Düppel nehmen!“ — Bald sollte das blutige Vorspiel beginnen.



„Die Brigade haben“, lautet der Befehl für den 28. März, „geht so weit, daß ihre Vorposten sich bis auf drei- bis vierhundert Schritt vor den Schanzen eingraben.“ — Die Brigade thut's trotz der tapferen Gegenwehr, trotz der Kartätschen des „Wolf Racker“, wie die Ahtzehner seit diesem Tage das Schiff nannten. Ein Soldat meinte, sie wären sogar in die Schanzen gekommen, „wenn Rahn verfluchtiger niz gewesen wär.“ Mit klingendem Spiele wurden die Tapferen im Lager empfangen, und in der folgenden Nacht begann der Bau der Parallelen.

Parallelen nennt man Gräben mit Brustwehren, die man um einen belagerten Punkt zieht; von der ersten Parallele geht man durch Approchen (Annäherungsgräben) zur zweiten und dann zur dritten Parallele vor. Der Sappeur arbeitet, indem er einen schützenden Schanzkorb vor sich herrollt.



Das Ausheben der Parallelen.

Die Parallelen werden mit Batterien gespickt, welche die feindlichen Geschütze zum Schweigen bringen und Bresche für die Sturmkolonnen schießen sollen.

Es ist ein mannigfaltiges, buntes, bewegtes Lagerleben, das sich vor den Schanzen entwickelt, die gestürmt werden sollen. Die Truppen liegen zusammengedrängt; sie müssen jeden Augenblick bereit sein, den mächtigen Artilleriepark vor einem Ausfall des Feindes, die Batterien und Erdarbeiten vor nächtlichem Überfall zu schützen. Die Vorposten beobachten die Stellung des Feindes. Retognoszierungspatrouillen machen kleine Angriffe, um die Stärke und Achtsamkeit der Besatzung zu prüfen, lange Kolonnen von Arbeitern verrichten unter dem Schutze von Bedeckungstruppen ihr mühseliges Werk. Der Feind läßt Raketen und Leuchtkugeln steigen, um zu sehen, wo sich bei Nacht die Maulwürfe eingraben, und um seine Kugeln auf die thätigen Arbeiter richten zu können.

Dennoch bleibt der Soldat frohen Mutes; ein großes Ziel steht ihm ja vor Augen, das er nur durch Standhaftigkeit erreichen kann. Und der eine erzählt dem andern, was er gethan; dadurch wird der Ehrgeiz angeregt. Jeder will der beste sein, und hat er noch keine Gelegenheit gefunden, sich die Tapferkeitsmedaille zu verdienen, so will er sie morgen suchen. Fröhlicher Wettstreit erfüllt die Herzen aller.

\* \* \*

Im großen Kessel brodelt der Punsch. Hier klingt ein lustiges Soldatenlied, dort eine schwermütige sinnige Weise. Drüben spielen zwei Kameraden Sechshundsechzig, der Tornister dient ihnen als Tisch; dort schreibt ein Soldat mit Bleifeder den Abschiedsbrief an die Eltern, an die Geschwister, an die Braut, wohl auch an das treue Weib, das er in der Heimat gelassen. Das Herz blutet, wenn er daran denkt, die Lieben und die traute Heimat nicht wiederzusehen, aber er kann's nicht ändern, er muß morgen doch der erste sein im Kampf. Er steckt den Zettel in die Brusttasche, damit der Kamerad ihn fortsende, wenn Gott ihm den Tod beschieden.

Lebhafte plaudert man am Wachtfeuer. Auch die Preußen haben nun schon etwas zu erzählen. Zuerst ist's die Überraschung durch den Kronprinzen (S. 180), dann sind es andre Vorkommnisse, um welche sich die Unterhaltung dreht.

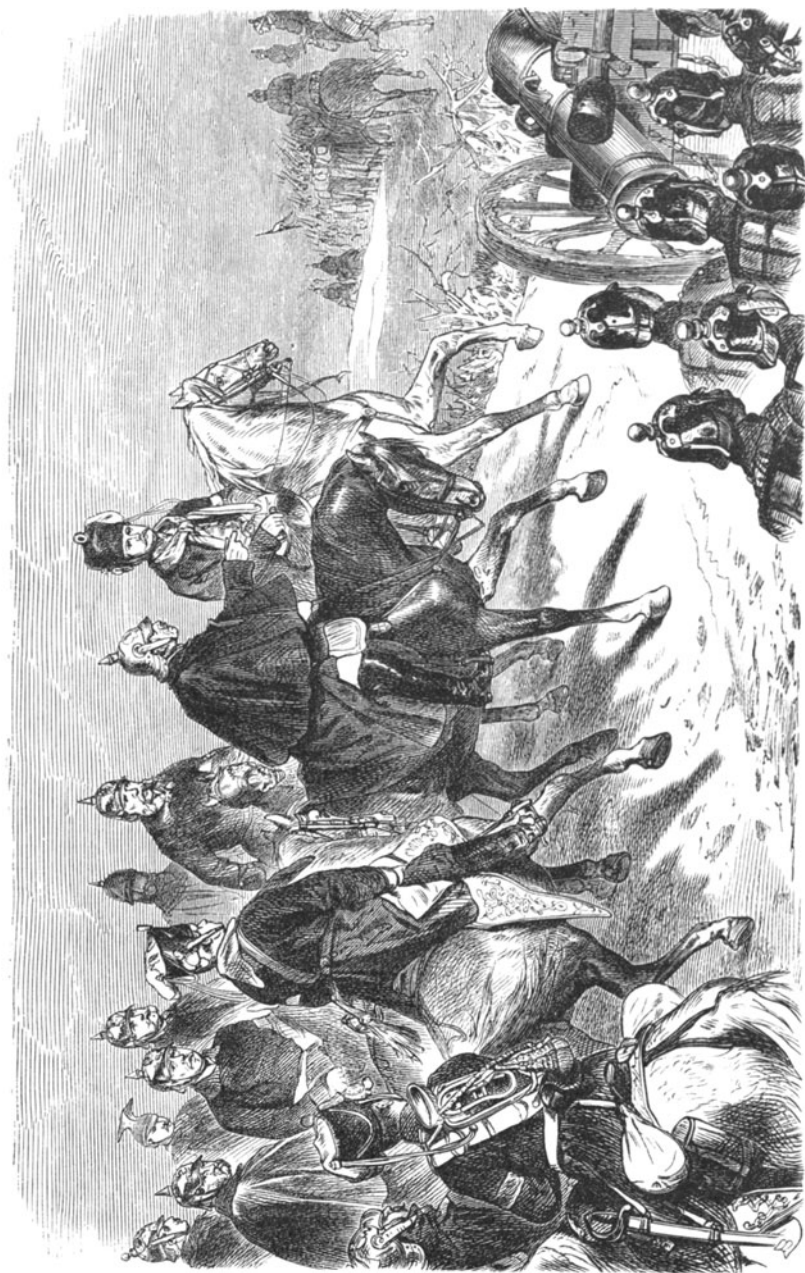
Am lautesten ist allerwege der Berliner. Er ist fast in allen brandenburgischen Regimentern vertreten. Der Westfale lacht über seine eignen Witze, der gute Humor läßt Mühe und Leiden vergessen. Wer lachte nicht, trotz des furchtbaren Ernstes vor Mißfunde, als die junge Truppe die Feuertaufe erhielt und ein Berliner plötzlich rief: „Ich jlobe jar, die Kerle machen Ernst; man kann ja hier scheenstens dodtjeschossen werden!“ Aber derselbe Berliner war im Kampfe überall der vorderste — alle haben es gesehen, und jetzt kann er erzählen, ohne daß die andern sagen: „Wat doch die Börliner renommiere!“

Sieh, dort lagert ein Trupp Soldaten aller Waffengattungen am Boden.

„Hurra! da kommt Schröder“, rufen mehrere zu gleicher Zeit; „macht Schröbern Platz!“

„Wer ist Schröder?“ fragt ein neuer Ankömmling, ein junges Blut.

„Kennst der den Teufelskerl, den lustigen Schröder nicht!“ antwortet im Wasiton ein Korporal. „Von dem weiß mancher ein Stück zu erzählen. Wollt ihr eins wissen, so hört zu! Da steht euch jüngst besagter pp. Schröder, Füsilier der 10. Kompanie vom 13. Infanterieregiment, bei einem Vorpostengefecht einen Dänen hinter einer Wallhecke stehen. Ohne sich lange zu besinnen, springt er sofort auf den Hannemann zu, faßt ihn derb bei der Gurgel und sagt: „Deine Schuldigkeit häst de zwar dahn, met moßt awer doch!“ Und dabei lacht er so herzlich, daß der Däne mitlachen muß. Und gerade so hat er's schon bei Mißfunde gemacht. Dem ist alles egal Spaß! Als sein Bataillon gerade im heftigsten Feuer war, schlug eine Gewehrkugel ein Stück aus seinem Gewehrshaft: „Sieh, de Düwelskerls dreben scheeten nor so in't Gelag nein und scheeten nu mi dat Gewehr in de Hand kapot!“ poltert er



Die preussischen Generalführer im dänischen Feldzug:  
General Bogel von Falkenberg, Generalfeldmarschall Graf Wrangel, Prinz Friedrich Carl.

wohlgemut und raucht dabei seine Pfeife ruhig fort. Verdrießlich ist er nur, wenn ihm der Tabak ausgeht.“

„Dergleichen lustige Jüngens gibt's noch manche“, meinte ein junger bartloser Gardehufar, auf einen älteren Kameraden hinschielend; „nur treibt's ein jeder auf seine Art. Ich sollte — es war am 1. März — einen von unsrer Eskadron ablösen. Er stand am Hafens Posten, und als ich auf ihn zutram, bemerkte ich von weitem schon, daß er in sehr behaglicher Stimmung sich befand. Er hatte nämlich unterdessen einen Kampf mit einem Feinde zur See ausgefochten. Während er so da stand und an nichts dachte, taucht aus dem Meereswasser ein Seehund hervor und streckt sich behaglich auf das Eis einige Schritte von dem überraschten Kameraden. „Dunnertiel! wat is dat?“ fragt dieser so laut, daß es der Seehund sehr gut hören konnte. Der aber verstand nur das Dänischreden und zeigte wenig Lust zu einer Unterhaltung mit dem Wachtposten. Darüber ergrimmt, gibt nun der Kamerad seinem Pferde die Sporen, sprengt im Galopp gegen den dämlichen Kerl von Seehund heran und führt einen so unbarmherzigen Stieb auf den Schädel des fetten Meerbewohners, daß er diesen richtig erschlägt und eine Stunde nachher für acht Thaler verkaufen konnte. Unser braver Kamerad meinte, das wäre doch einmal der Mühe wert gewesen, Vorposten zu stehen.“ — Alles lachte; einer aber mehr als alle andern, und alle sahen auf diesen hin.

„Da unser Kamerad es so gut versteht, ändern etwas nachzureden“ — so ließ sich, als es wieder stiller geworden war, der Seehundsjäger vernehmen, denn er war's selbst in eigner Person — „so muß er sich gefallen lassen, wenn es heißt „Wurst wider Wurst!“ Wißt ihr, Kameraden, den Spaß, den sich der Flaumbart mit seinem Rittmeister erlaubt hat? Hört nur! Er gehörte mit zu den Einberufenen unsres Regiments, die noch nicht völlig eingexerziert waren. Beim Ausmarsch aus Potsdam baten nun einige dieser Rekruten — und darunter auch er — den Feldzug mitmachen zu dürfen. Doch der Rittmeister schlug ihnen das Gesuch rund ab. Keiner war darüber niedergeschlagener als unser Mann. Was thut er aber? O, der weiß sich schon zu helfen! Wenige Stunden vor dem Ausrücken war einer der älteren Soldaten krank geworden und mußte zurückgelassen werden. Kaum hört dies besagter heißhungeriger Dänenfresser, als ein doppelt kühner Entschluß bei ihm erwacht. Er steckt sich in seine Montur, packt seine Siebensachen zusammen und schließt sich weniger vorschriftsmäßig als heimlich dem Zuge der Mannschaft nach dem Bahnhofe an. Es gelingt ihm, in ein Koupee zu kommen, wo er ganz still Platz nimmt und abwartet, bis sich der Zug in Bewegung gesetzt hat. Kaum aber läßt sich die Pfeife der Lokomotive und das Rollen der Räder vernehmen, da legt sich unser Held ins Fenster des Wagens und ruft frohlockend dem am Bahnhofe zurückgebliebenen Kapitän zu: „Sehen Sie, Herr Rittmeister, nun komme ich doch mit!“ Beistimmender Jubel der Mannschaft schallte ihm entgegen, und selbst der Rittmeister konnte sich eines beifälligen Lachens nicht erwehren. Außer diesem hatte aber auch noch eine hohe Person ihre Freude an dem Stückchen des Ausreißers, und so geschah ihm nichts — er sitzt da lebendig und lebhaftig, wie ihr alle seht.“

„Schurr! ein andres Bild: ein Manenschwank! — Auch wir wollen zu Ehren kommen!“ sagte ein polnischer Reiter. „Zhr wißt, die Dänen haben nur Dragoner und ein Regiment Husaren; das Ungewohnte unsrer Waffe verschafft daher unsern Vorposten bei den Feinden überall gewaltigen Respekt. Da reitet jüngst einer der Unsrigen patrouillierend guten Mutes auf der Chaussee hin. Plötzlich erblickt er eine dänische Patrouille von drei Infanteristen vor sich, die indessen keine Lust zeigen, seine Bekanntschaft zu machen, sondern eilig davonrennen. Unser Man hinter ihnen drein! Schon hat er die Hannemänner eingeholt; da stürzt sein Pferd mit ihm. Obgleich die Danen bisher tüchtig ausgerissen, so hielt sich unser Mann nun doch für verloren. Statt dessen hilft ihm aber der eine höflich wieder auf die Beine, der andre klopft ihm die Hosens ab, der dritte hält ihm sein Pferd. Dann helfen ihm die drei wieder in den Sattel, und das Glückskind bringt drei Gefangene mit ins Lager.“

Die Gesellschaft, die sich vor Lachen ausschütten wollte, hatte sich unterdessen wieder um einige Mann vermehrt.

„Seht, auch der Schurig ist wieder da“, plauderte ein Fünfunddreißiger, „sie haben ihn freilich arg zurecht geflickt; nun aber hält's wohl wieder eine Weile vor. Der Kerl ist gelungen. Ein Granatsplitter verletzt ihm die Hand, ein andres fliegt dicht an seiner Brust vorbei. Da sagt er: „Na, ich meene, mit eenem Schuß ist's ooch jenug.“ Und die Granate hatte auch ein Einsehen. Die Dinger sind übrigens gutmütig. Ein Esel von den Husaren fing sogar kürzlich eine auf und bringt sie hocherfreut seinem Leutnant. „Kerl“, ruft der, „willst du das Ding wegwerfen, sie ist ja noch nicht geplagt!“ „Herr Leutnant“, meint der Granatenfänger, „ich halt' sie schon feste.“

Die Granate dachte, es wäre schade um die ehrliche Teltower Dauerrübe, und that ihm wirklich nichts zuleide.

„Spaß muß sinn“, nahm ein Lübbener Jäger das Wort. „Auch ich weiß eine nette Geschichte davon zu erzählen, wie man Hannemann prellt, wenn er sich's gefallen läßt. Die „schwarzen Raben“, so nennt der Danste die Füsilier, hatten Arbeit bei der Rabenkoppel gehabt. Da meinte unser Hauptmann, Hannemann werde ausruhen. Es regnete, als ob der Himmel es bezahlt bekäme, just so wie aus Eimern, gerade so, wie's zugeht, wenn Rekruten die Kaserne scheuern, da gießen sie auch immer den ganzen Eimer mit einem Male aus. Ein Zug Jäger kroch an solch einem Regentage in der Dunkelheit bis zur Lillemühle heran. Der feindliche Posten wurde kalt gemacht, und wir kommen an ein Haus, wo Licht brennt; ich und noch einer schleichen uns ans Fenster, da sitzt der Leutnant der Feldwache und schreibt einen Brief, vermutlich an seine Liebste in Kopenhagen. Im Nu stoßen wir das Fenster ein, er bläht das Licht aus und läuft ohne Degen davon, aber die ganze Feldwache war gefangen.“

„Die überraschten Hannemänner abzufangen, war gerade keine Hexerei“, meinte ein junger Turner, Füsilier im 60. Regiment. „Dagegen schmitzte jene Patrouille von unserm Regiment schon etwas mehr, als sie sich am 20. Februar genötigt sah, in einer Bauernhütte bei der Büffelkoppel gegen eine ganze

Kompanie Dänen sich zu verteidigen. Ihr habt wohl alle davon gehört, wie damals sechs von unsern Leuten in einem Gehöfte einige Dänen überfielen und verjagten. Die aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Hilfe eine ganze Kompanie gegen unsre sechs Mann Brandenburger heranzuziehen. Die Hannemänner kamen im Sturmschritt heranmarschirt. „Feuer!“ kommandierte der Patrouillenführer. Alle sechs Mann schossen mit einem Male,



Prinz Friedrich Karl beim Wachtfeuer. (Vergl. S. 198.)

und die Dänen, welche glauben mochten, es mit einem starken preussischen Detachement zu thun zu haben, retirierten in gewaltigen Säßen. Die braven Märker hatten sich schon aufs Schlimmste gefaßt gemacht, jetzt atmeten sie wieder auf und ließen sich voll besten Humors einen strammen Kaffee bereiten und solchen wohlschmecken. Sie zogen sich hierauf, ohne irgendwie weiter belästigt zu werden, zurück. Das besonnene und tapfere Verhalten der Märker fand die wohlverdiente Anerkennung. Sie selbst belohnten sich durch einen herzhaften Trunk, und ein kräftiges Hurra zu Ehren des Oberbefehlshabers erscholl,

als Prinz Friedrich Karl, nachdem er von dem Bravourstückchen seiner Märker Kenntnis erhalten, denselben seine Zufriedenheit aussprechen ließ.

„Das beste Stück bleibt aber doch die Eroberung von Fehmarn“, sagte ein bärtiger Korporal, „und das hat den Hannemann wohl am bittersten gekränkt. Es ärgerte uns schon lange, daß die naseweisen Kanonenboote vor uns herumparadierten, als könnten wir ihnen nichts anhaben. Alle Augenblicke waren sie wo anders, ließen Leute landen und den Holsteinern die Dshen wegschleppen, als ob wir nicht auch Fleisch essen wollten. Wir brachten nun Rähne auf Wagen an den Strand und fuhren, wiewohl die Wellen hoch gingen, die Wagen mit den Booten ins Wasser; dann legten wir Bretter rüber, stiegen ein und fuhren hinüber. Die Nacht war finster, der Sturm heulte, die Boote tanzten, aber wir blieben unverzagt. Sobald wir Grund hatten, sprangen wir ins Wasser, wateten ans Land, überfielen die Stadt Burg und nahmen die ganze Besatzung, vier Offiziere und 109 Mann, gefangen, darunter auch Matrosen, die natürlich angerissen waren und unmanierlich aufbegehrten. Am andern Morgen merkten die Kanonenboote die Bescherung; da böllerten und rumorten der „Krieger“, der „Die Bull“ und der „Marstrang“, als wenn's ihnen noch was helfen könnte; vergebens aber schnitten sie grimmtige Gesichter, als ob sie vor Ärger bersten müßten, besonders der „Die Bull“.

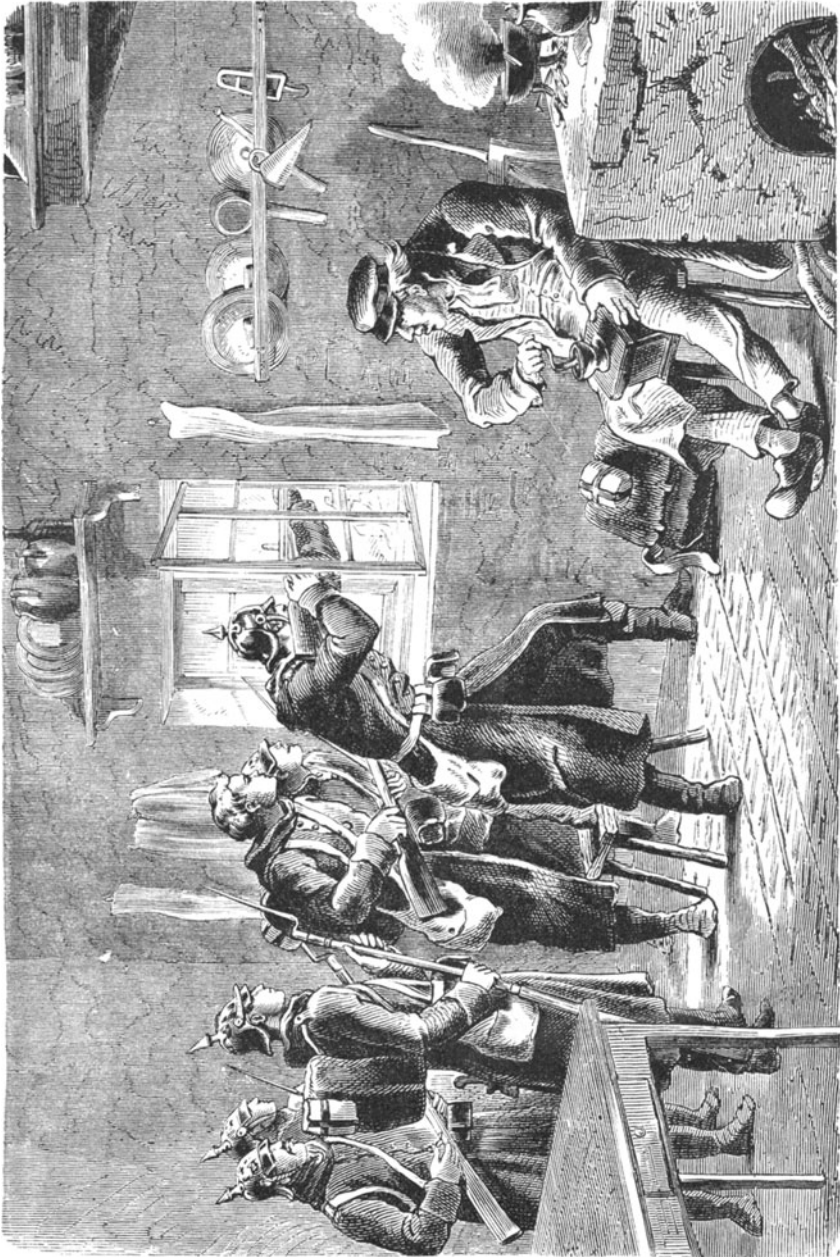
„Na, auch wir thaten unsre Schuldigkeit“, nahm ein Ahtzehner das Wort; „der 28. März war ein heißer Tag. Ich werde zeitlebens daran denken, wie ein einziger Granatschuß vom „Wolf Krake“ 21 Mann in den Sand streckte.“

„Ja“, murmelte ein Feldwebel vom Leibregiment, „da fiel auch unser braver Leutnant Ernst von Eckardstein. „Haltet euch tapfer, Kinder, auch ohne mich!“ rief er, als ihm ein Granatstück den Arm und ein andres den Hüftknochen zerschmettert hatte. Wir dachten, Hannemann leide am Schnupfen, weil er sich in den Schanzen so still verhielt, und da wollten wir ihm ein bißchen die Jacke ausklopfen, aber die Danebrögler merkten Lunte und waren auf dem Posten. Etwas vorwitzig riefen die Berliner schon: „Man immer r'in in den Deutschen Bund!“ und wollten die Schanzen stürmen — aber der Wolf Racker hat's ihnen versalzen.“

„Wenn man nur wenigstens wüßte, wie das Stück Eisen oder Blei heißt, das einem in den Leib fährt“, sagte ein Berliner; „es hat doch ein besonderes Interesse, zu wissen, welcher Todesart man gestorben.“

„Das zu erkennen ist so schwer nicht“, entgegnete ein Kanonier. „Den schweren Vierundzwanzigpfünder erkennt man schon an seiner gewaltigen Stimme; sein Geschöß treibt einen ganzen Luftwall vor sich her, dessen Achzen noch lange nachdröhnt. Der Sechspfünder ist bloß ein kleiner Bläffer dagegen. Das Hackgeschöß ist beinahe im Fluge zu sehen, ebenso die Granate. Diese dreht sich in der Luft, man sieht bei Tage die Rauchreifen, bei Nacht den feurigen Ring des brennenden Zünders; ihr Zischen ist nicht zu verkennen, dann folgt ein dumpfer Knall und endlich das Schnarren der Sprengstücke.“

„Ja, auch bei den Batterien muß es doch manchmal etwas unheimlich werden“, bemerkte ein junger Soldat, den bärtigen Kanonier, welcher dem Anschein nach ein Reservemann war, neugierig anschauend; „es ist etwas



Sechs preisliche Infanteristen verteidigen sich gegen eine Kompanie Dänen.



andres, im Kugelregen vorwärts zu stürmen, als stillzustehen und ein Geschütz zu richten.“

„Na — ob! — Das will ich meinen“, entgegnete der Kanonier; „drauf gehen kann jeder, aber im Kugelregen nachdenken und ruhig überlegen, das erfordert schon größere Selbstüberwindung. Darum verdienen auch die Offiziere das meiste Lob, die nicht bloß vorgehen wie der gemeine Soldat, sondern im Gefecht daran zu denken haben, ihre Leute so zu führen, daß der Zweck mit möglichst wenig Opfern erreicht wird. Die Ruhe im Gefecht ist die Hauptsache;



Preussische Sanitätspflege im Felde.

um uns würde es schlecht stehen, wenn Offizier und Feuerwerker nicht kaltblütig wären; sie müssen ja nach dem Augenmaß die Entfernung abschätzen und danach die Ladung und das Visier bestimmen.“

„Das muß der Infanterieoffizier ebenfalls“, bemerkte ein Sechziger. „Beim Zündnadelgewehr wird „Feuer!“ kommandiert; 400 Schritt Lochvisier, 300 kleine Klappe, 200 Standvisier Brust, 180 Standvisier Knie.“

„Mag sein“, lächelte der Kanonier, „aber bei uns bedeutet ein Schuß, ob er trifft oder nicht, etwas andres als bei euch, die Entfernungen sind größer

und dann — kostet's doch auch ein paar Groschen mehr. Bei euch muß der Offizier und Unteroffizier viele Dinge im Auge haben, die wichtiger sind, als ein paar Patronen mehr oder weniger verschossen; bei uns ist das richtige Zielen und gute Treffen die Hauptsache. Weiß es noch, wie das Panzerschiff sich am Efenfund vor die Batterie von Alsnoer legte. Der Hauptmann zündete sich ruhig die Pfeife an, während die neunundsiechzigpfündigen Kugeln die Schanzbekleidung der Batterie zerrissen und in die Gehöfte von Baracken einschlugen; er tarzierte die Entfernung des Schiffes auf 1500 Schritt. Nun galt es, den ersten Schuß zu beobachten. Er ging über das Schiff weg, es waren nur 1400 Schritt; wir nahmen die richtige Ladung, und Schuß auf Schuß saß dem Dänen im Magen.“

„Was wahr ist, bleibt wahr“, stimmte der Feldwebel bei; „unsre Artillerie kann sich sehen lassen vor aller Welt. Die preußischen Granaten sind stinker als dänische Schaufeln und Hände. Das war ein Tag, der 2. April! Ich hatte die Feldwache beim Laufgraben 3, als der Prinz mit dem Generalstabe nach Gammelmarkt hinaussprengte, dem Bombardement beizuwohnen. Über den Feldern schwirrten die Lerchen, in Broader spielte die Musik einen Choral zur Beerdigung der Toten, die Feldzeugmeisterbatterie hatte mit scharfen Schüssen die Ehrensalve gegeben. Jetzt flogen Kugeln statt Lerchen über den blauen Wenning, und bald schwebte eine weißlichgraue Rauchwolke über dem Wasser. Das war ein Donnern und Blitzen, als sollte die Welt zu Grunde geschossen werden. Sonderburg brannte, die Schanzen wurden kahl gefegt; ein gefangener Danste erzählte nachher, die Falken wären nur so herumgeflogen, die Lafetten der Geschütze wie dünne Bretter zersplittert. Es wurden sogar eiserne Geschützrohre entzwei geschossen. Als wir die Büffelkoppel nahmen und der Hagel uns um die Ohren flog, sagte mein Hauptmann: „Das ist ja ein sehr freundliches und artiges Wetter heute!“ — Dies Wort fiel mir ein, nur waren's diesmal Granaten, die statt Hagel durch die Luft sausten.“

„Ihr habt gut reden“, mischte sich ein Pionier ins Gespräch; „wir ziehen alle denselben Strang, aber von euch sind die Zeitungen des Ruhmes voll, an uns aber denkt man kaum, während wir die sauerste Arbeit verrichten. Wir haben euch bei Arnis die Brücke über das wankende Eis und den Meeresarm gebaut, wir bahnen euch die Wege durch den Kot, und während ihr fechtet und Ruhm erwerbt, müssen wir im Kugelregen, im Schweiß unsres Angesichts schaffen.“

„Es ist wahr, hab' die Pioniere nie für rechte Soldaten gehalten“, meinte der Feldwebel, „aber hier lernt man schätzen und verstehen, was ihr könnt. Die Brücke über den Efenfund war ein gutes Stück Arbeit, und trotz der starken Strömung stand das Ding in zwei Stunden da, wie aus der Schachtel gepackt.“

„Und die Danstes böllerten drauf los, als wollten sie uns alle verrujenieren“, unterbrach ihn der Pionier; „aber das war lange nicht das Schlimmste. Es ist kein Spaß, bis an die Hüften in dem naßkalten Schlammrei zu arbeiten, Faschinen zu flechten und Schanzkörbe zu machen, oder gar im Geschützfeuer die Laufgräben anzulegen.“

„Es ist wahr, ihr seid forsche Kerle, rasch wie der Blitz. Der Ingenieursoffizier sieht sich das Terrain an, berechnet die Schußlinie der Schanzen — wie er das bei Nacht anfängt, versteh' ich nicht — dann wird ein weißes Band aufgerollt, die Arbeiter springen mit dem Spaten hinzu, heben den Graben aus, schnurgerade, wie das Band andeutet, und ehe man sich's versieht, ist das Ding von Loch fertig. So sehr die Danke von allen Seiten feuern, so kommt doch keine Kugel den Graben entlang — man ist im Laufgraben so sicher wie in Abrahams Schoß.“

„Das ist eben die Kunst“, bestätigte der Pionier schmunzelnd; „der Graben muß so angelegt werden, daß er senkrecht gegen die Schußlinie läuft, und wo das nicht möglich ist, bauen wir Traversen, Kugelfänge oder Schußwälle. Und zuverlässig und flink muß die Arbeit vor sich gehen; denn von wenigen Stunden hängen ja viele Menschenleben ab. Läßt der Feind eine Rakete steigen und merkt er das Arbeiten, so ist auch gleich nachher die Bombe da und überschüttet uns mit Erdklumpen und Eisenstücken. Je näher wir an die Schanzen kommen, um so schwieriger wird's, weil sich da zu viele Schußlinien kreuzen. Da müssen wir Schanzkörbe vor uns herrollen und auf dem Bauche uns eingraben.“

Während dieses Gesprächs, zu dem sich alles neugierig herandrängte, war einer in besonderer Uniform hinzugetreten. Er hatte eine weiße Binde mit rotem Kreuz um den Arm und trug auf dem Kopfe eine Mütze mit Schirm und goldenem Stern. Die Arme verschränkt, stand er da und lauschte; er wußte nichts von seinen Heldenthaten zu erzählen, und doch hatte er die Tapferkeitsmedaille auf der Brust.

Da bemerkte ihn der Feldwebel. „Kinder“, sagte er, „wo jeder seine Waffe hervorhebt, müssen wir alle für ein Korps einstehen, das mehr thut als wir alle, denn es denkt nicht an eigne Leben, sondern thut aus Menschenliebe seine Pflicht in der Schlacht, um andern das Leben zu retten. Das sind die stillen Helden, die uns auffuchen im Gemüth des Kampfes und die Verwundeten forttragen, damit ihnen ärztliche Hilfe werde. Die Krankenträger sollen leben!“

„Hoch die Krankenträger!“ riefen alle, und jeder schaute mit Dankgefühl und Bewunderung auf den Mann, der in dem Kreise das Heldenkorps vertrat. Die Tapferkeitsmedaille bewies, daß er sein Leben oft gewagt haben mußte, um Verwundete zu bergen, ja daß er noch mehr gethan, als seine Pflicht von ihm gefordert. Und es ist eine schöne aber schwere Pflicht, Weib und Kind zu Hause zu vergessen, um einen Kameraden aus dem Feuer zu holen, dem Kugelregen zu trotzen, ohne selbst eine Waffe zu gebrauchen. Kein Ruhm, kein Siegesgepränge wird den wackeren Männern — nur das edle stolze Selbstgefühl der erfüllten Pflicht. Und sie sehen nur die Schrecken des Krieges, um ihnen wehrlos zu trotzen. Sie holen den Verwundeten aus dem Feuer, oft stirbt er in ihren Armen, oft wird er in ihren Händen von einer zweiten Kugel getroffen, oft brechen sie selbst verwundet neben ihm zusammen. Mit ihnen begibt sich der Arzt in den Kugelregen, denn rasche Hilfe ist die beste. Während die Truppen ausruhen, beginnt die Krankenpflege im Lazarett. Da ächzt und stöhnt der Verwundete, da betet der Sterbende. Der Doktor darf nicht ruhen, und

tritt die Lazarettseuche ein, der furchtbar verheerende Typhus, so besiegelt der wackere Kamerad oft seine Pflichttreue mit dem eignen Leben.

Blumen schmücken die Gräber der gefallenen Krieger, drei Salven donnern übers Grab, man besingt die Gefallenen als Helden — aber wer feiert den stillen Ruhm, den jene Pflichttreue erworben? Wer nennt die Namen jener, die sich aufgeopfert am Krankenbette? Wer kennt heute noch die Namen der edlen Frauen, die in den Lazaretten Christenpflicht geübt?

Am Wachtfeuer hängt man nicht lange trüben Gedanken nach, unter der Fahne gibt es keine Trauer, man gedenkt in Wehmut derer, die ihrer Treue mit dem Tode besiegelt haben, und schwört, zu handeln wie sie.

Ein junger Mann in dem roten Attila der Husaren, die Tabakspfeife im Munde, nähert sich soeben unversehens dem Kreis. Alles schaut auf — so unerwartet wie hier erschien er auch gestern in den Laufgräben, als die Kugeln pfeifen; er ist überall, wo sein Adlerauge Gefahr für die Seinen merkt. Hier ordnet er die Zufuhr von Lebensmitteln, dort belobt er die Tapferen, da ruft er mit blickendem Auge: „Vorwärts!“

„Guten Abend, Leute!“ sagt er in kameradschaftlichem Ton, und „guten Abend, königliche Hoheit!“ schallt es herzlich und ehrfurchtsvoll zurück.

Er geht durch den Kreis, schaut jedem ernst in das Auge, und vertrauensvoll erwidert ein jeder den Blick.

„Werdet ihr die Schanzen nehmen?“

„Ja, königliche Hoheit!“

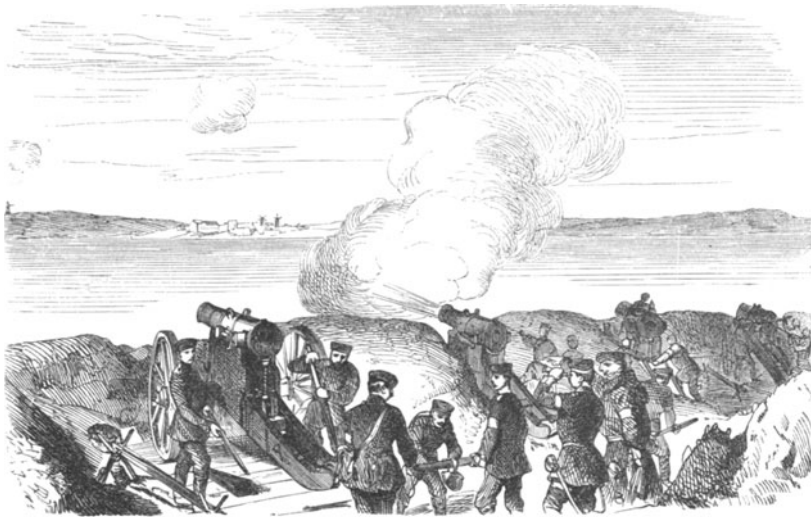
Ein Wort ein Mann! Prinz Friedrich Karl erwartet keine andre Antwort; er zählt auf seine Preußen, wie sie auf ihn.

Und stolzer blizt das Auge, wenn es dem Heldenführer folgt. Wer könnte sein Leben schonen, wo ein königlicher Prinz der Kugeln spottet!

Prinz Friedrich Karl schreitet von einem Wachtfeuer zum andern. Er weiß, daß die Herzen vor banger Ungeduld brennen, den Siegesturm zu wagen.

Wann wird der Danebrog völlig niedersinken vor dem schwarz-weißen Banner? In der Brust des Prinzen mochte das Herz auch vor banger Erwartung schlagen. Aber er bezähmt den Feuergeist — es sind Landeskinder, die er dem Siege opfern soll, und manche Mutter weint schon um den Sohn, der gefallen. Heute kostet es mehr Opfer als morgen. Ehre dem General, der also rechnet!

Noch manchen Abend unterhält sich das unverdroffene Kriegsvolk am Lagerfeuer; noch manchmal spielen die Batterien und fegen mit ihrem Eisenhagel über die Brustwehren des Feindes. Unterdessen sinnt Prinz Friedrich Karl mit den Offizieren des Generalstabes über den Plan zum Sturm, in Voraussicht der kommenden Dinge jeden möglichen Zwischenfall erwägend. Die Ingenieuroffiziere lassen mittlerweile die Geräte herbeischaffen, um alle Hindernisse zu überwinden; die Offiziere der Infanterie geben ihren Leuten die nötigen Anweisungen — der Sieg darf nicht vom Zufall abhängen, soll nicht in blinder Raserei mit ungeheuren Opfern erkauft werden — er soll das Genie des Feldherrn, die Umsicht der Führer, die Vortrefflichkeit der Truppen bekunden.



Feldzeugmeisterbatterie.

## Zum Sturm und zur See.

Hoch Breußen, das der Zukunft Banner schwingt;  
 Des Ostens Buchten und des Westens Deiche,  
 Und Nord und Süd, die jetzt ein Band umschlingt.  
 Das ganze Land jauchzt dankend den Befreien,  
 Geschmückt, den Auferstehungstag zu feiern.

In der Nacht vom 13. zum 14. April wurden die Sechziger beauftragt, behufs Anlegung der dritten Parallele die Vorposten vorzuschieben.

„Ein Kopenhagener Regiment steht uns gegenüber“, sagte Oberstleutnant von Hartmann zu seinen Leuten; „wollen sehen, wer's besser versteht, die Kopenhagener oder die Berliner!“ Da blizt es aus jedem Auge „Wir!“ und im Sturmloch nehmen sie die feindlichen Schützengraben. Der Leutnant von Seydlitz ist schon an den Drahtgittern. „Ich muß in die Schanze!“ ruft er; da schmettert ihn eine Kugel nieder, eine andre streckt den Major von Jena, den Führer und Vater seines Bataillons, zu Boden. Da liegt die Leiche des Heldenführers im Johanniterlazarett, die gekreuzten Schwerter auf der Brust, das Haupt mit Blumen geschmückt. Die Krieger weinen, der Choral tönt dumpf, das Vaterland hat einen Helden verloren. Aber gibt es einen schöneren Tod? Geld und Gut können viele dem Vaterlande opfern, aber das Leben? — Das ist nicht jedermanns Sache, das vermag nur ein Held!

Doch der Tod des Helden läßt das Herz nicht beben, er begeistert vielmehr andre, gleiche Ehre zu erringen. Siegen oder sterben heißt die Lösung!

Die Garden sind aus Sütlund herangezogen worden; man wollte einen Übergang nach Alsen versuchen, aber Verrat und stürmischer Wetter ließen das Unternehmen scheitern, ehe es begonnen war. Zwei Offiziere, Hoffmüller und Haffel, setzten zwar mit 16 Mann in der Nacht zum 17. nach Alsen über und

vernagelten glücklich eine Batterie, aber diese Heldenthat änderte nichts mehr in dem Plane, der schon zur Ausführung reif war.

Eine Kolonne bedrohte Alsen, eine andre wurde zum Sturm formiert. Von jedem Regiment wurden Sturmkompanien ausgelost, die übrigen folgten in der Reserve. Jedes Regiment sollte der Ehre theilhaftig sein, die Kämpfer in erster Reihe zu stellen. Den Sturmkolonnen wurden Artillerie- und Genieoffiziere zur Leitung und Pioniere zur Wegschaffung der Hindernisse beigegeben. Die letzteren waren mit Axten, Beilen und Spaten, ferner mit Pulversäcken zum Sprengen der Palissaden versehen.

Gegen zwei Uhr in der Nacht zum 18. wurden die Sturmkolonnen geräuschlos in die dritte Parallele geführt und dort Verbandplätze eingerichtet. Es herrschte eine ernste, feierliche Ruhe, das leiseste Geräusch hätte dem Feinde den drohenden Überfall verraten können. Würdige Geistliche gingen in den Laufgräben umher, den Leuten, welchen sie vorher das heilige Abendmahl gereicht, nun auch den letzten Trost zuzusprechen. Jeder mußte auf den Tod gefaßt sein und daher seine Rechnung abschließen mit dem Himmel; in wenig Stunden hätte er keine Zeit mehr dazu finden können. Und wie auch die Herzen ungeduldig pochten, mancher der alten Mutter, des franken Vaters, der geliebten Frau und der herzigen Kinder in der Heimat gedachte, keiner sehnte sich davon, er hätte nie wieder das Auge aufschlagen können vor den Kameraden seines Regiments.

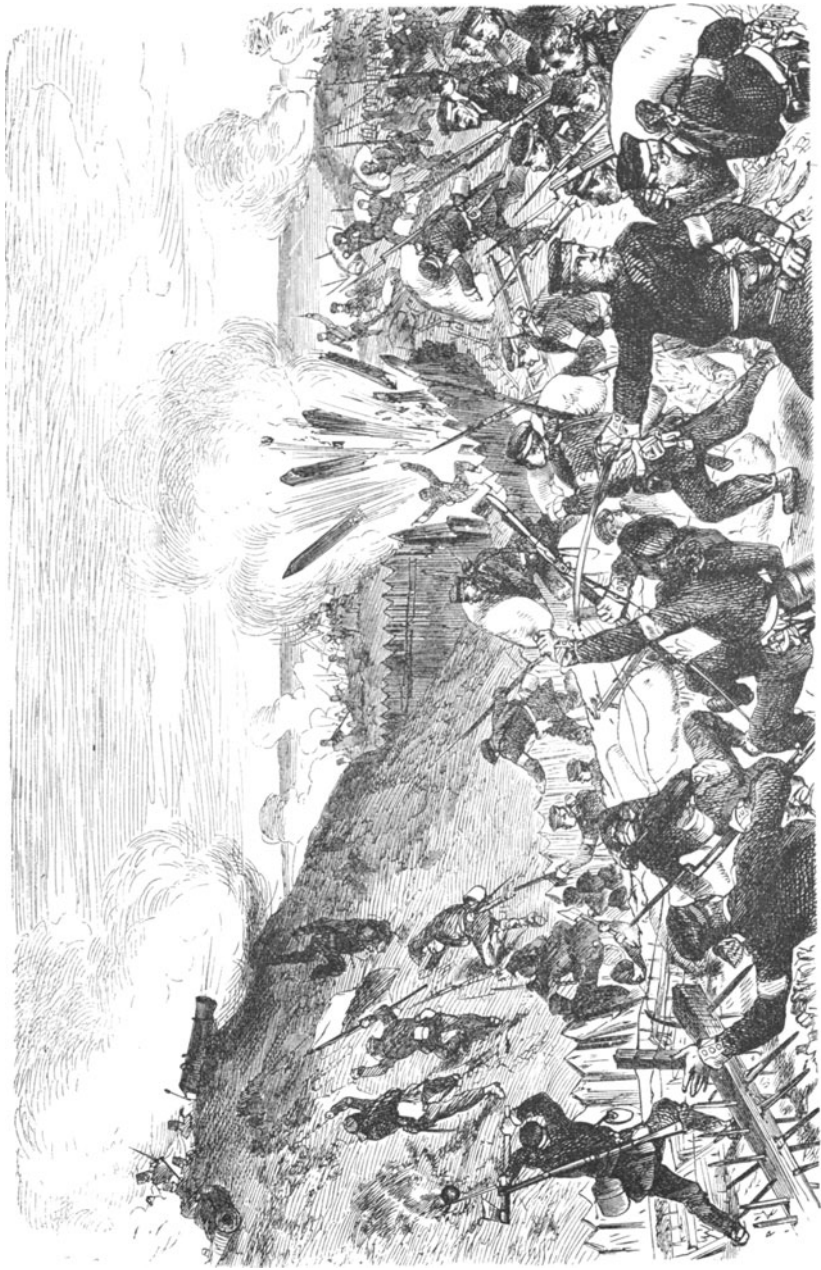
Die Sechziger aber murmelten finster: „Rache für unsern geliebten Führer!“ Und wo immer ein Krieger in den früheren Gefechten den Heldentod eines Kameraden oder eines Führers gesehen, da rief es jetzt in ihm: „Wir schulden diesen Toten den Sieg, ihr Blut soll nicht vergebens geflossen sein auf dieser Erde!“

Langsam rollen die Stunden dahin; die Ärzte legen die Amputiermesser und Bandagen bereit, die Arbeiter erscheinen mit Leitern zum Erklettern der Gräben; die furchtbare Kanonade, die acht Stunden hindurch alle Schanzen mit einem Eisenhagel überschüttet, verstummt plötzlich — die Glocke von Düppel schlägt die zehnte Stunde — da ertönt das Kommando und, die Offiziere voran, geht es mit donnerndem Hurra auf die Schanzen. Aus allen Laufgräben der Parallele klettern die Tirailleurschwärme empor, Musikchöre spielen auf, der Sturmmarsch der anrückenden Reserven ertönt in der Ferne, Siegesjubel donnert aus tausend und abertausend Kehlen.

Die Wälle der Schanzen beleben sich plötzlich, Kartätschen hageln auf die Stürmenden nieder und schmettern ganze Reihen zu Boden; aber die Heldenschar sieht nicht auf die Fallenden, sie blickt nur auf das Ziel, und ohne einen Schuß zu thun, stürmt sie vorwärts.

Tags vorher hatten Überläufer die Nachricht gebracht, vier feindliche Geschütze seien demontiert. Dessen erinnert sich jetzt der Füsilier Brörs und fängt im heftigsten Feuer zu deklamieren an:

„O Hannemann, o Hannemann,  
Da sieh nur deine Schanzen an;  
Hier Kanonen sind schon entzwee,  
Die andern kommen an die Spree.“



Erkürmung der Doppelter Schlangen.

Und Landwehrmann Goldmann, der an den Ostertag von 1848 denkt, ruft inmitten des anhaltenden Kartätschenhagels ruhig aus: „O Hannemann, du gehst jetzt in die Motten, dein' Ostereier sind mordmüßig schlecht gesotten!“ Füsilier Möse, dem eine Kugel die Pfeife, aus der er raucht, fortreißt, sagt lachend: „Na, nur nicht so dicke 'ran!“

Unterdessen mütet fort und fort der Kampf; in wildem, erbarmungslosem Gemetzel geraten die Kolonnen ineinander, denn jeder will der erste auf den zu erobernden Schanzen sein. Es ist das grauenhafte Bild des Krieges! Nach heldenmütigen Anstrengungen werden in der kurzen Zeit von zwanzig Minuten sechs Schanzen genommen. Die erste hat die Sturmkolonne der preußischen Garde erobert, und zum Tode getroffen sinkt Major von Beeren neben der Fahne nieder, die als erstes Siegeszeichen sich stolz über dem heruntergerissenen Danebrog haucht.

Ganze Haufen Verstümmelter liegen bei den erstürmten Wällen. Ein Gefreiter, im Gefechte verwundet, will nicht zum Verbandplatz; „Herr Leutnant, ich bleibe mit vorn“, sagt er und stürmt weiter vorwärts. Und dem tapferen Untergebenen sucht sein Vorgesetzter zuzukommen, um früher als er die Schanze zu gewinnen. So thut jeglicher, was er kann, ja oft fast mehr, als menschliche Kräfte unter gewöhnlichen Verhältnissen vermögen. In solchen Lagen wird gar mancher Mann zum Helden.

„Ich werde mir opfern!“ sagt großherzig Pionier Rinke. „Denn hinein müßt ihr, Kameraden!“ ruft er der hinter ihm herstürmenden Schar zu, welche vor den Palissaden des Grabens im Kartätschenfeuer stillstehen muß. Und mit der Hand zündet er in heiligem Heldeneifer den Pulversack an, der bei seinem Emporspringen die Palissaden und ihn selbst zerreißt.

Hauptmann Ribbentrop fährt mit seiner Batterie mitten in die feindliche Stellung hinein, wird umringt, weigert sich aber, Bardon zu nehmen. mit Säbel und Kantschu verteidigt sich das Häuflein, bis Hilfe naht; dann proßt die Batterie ab und überschüttet den Brückenkopf mit Kugeln. Die „Tapfersten der Tapferen“, die Fünfunddreißiger und die Sechziger, stürmen unaufhaltbar bis zu den Schanzen des Brückenkopfes vor und nehmen die noch nicht eroberten Werke.

„Hier sind wir die ersten!“ ruft Hauptmann von Cranach und sinkt zerschmettert zu Boden. Dort trifft eine Kugel die Brust des Fähnrichs de Couvenant und bringt neben der Tapferkeitsmedaille in das brave Herz; dort blutet unter seiner aufgepflanzten Fahne Feldwebel Probst; dort fällt General von Raven mit dem Rufe: „Ein General muß auch für seinen König sterben — vorwärts, Kameraden!“

„Weh deit et höllisch“, sagte nachher ein verwundeter Westfale, „aber et war doch schön! Junge, wat hebben wi drein gefluscht!“ — Doch wer nennt alle die Helden — da jeder ein Held!

„Gut ab vor solcher Armee!“ rief ein österreichischer Offizier, der Augenzeuge des Kampfes war, und ein französischer Oberst bestätigte das Lob, indem er mit echt französischem Pathos ausrief: „Mit solchen Truppen kann man die Welt erobern.“



Der „Wolf Krake“ wurde, als er in das Gefecht eingreifen wollte, nicht nur von den Gammelmartbatterien zurückgewiesen, er erhielt auch manchen Treffer von eroberten Geschützen, die sofort umgedreht und gegen ihn gerichtet wurden. Hätte der Feind die Pontonbrücke nach Ulfen nicht gerade noch zu rechter Zeit abgefahren, so wären die Stürmenden mit hinüber gedrungen.

Der Sieg war errungen. — Der Choral „Nun danket alle Gott!“ empfing die Sieger, die das Zwing-Uri Schleswigs zerstört hatten.

Treten wir an diesem Ehrentage unsrer Armee wieder zu einem Wachtfeuer heran, so fehlt mancher aus dem Kreise der Kameraden, die gestern noch vertraulich miteinander geplaudert. Aber Welch ein Hochgefühl hebt eines jeden Brust! Mit Welch freudeglühendem Antlitz schreibt dort der Grenadier zwei Worte an seine Eltern: daß er lebt, daß er gesiegt, daß er brav gewesen! Jeder Hinzutretende wird umarmt, mit überströmendem Herzen erkennt ein Tapferer den andern: „Du warst mit mir in der Schanze 4! Du lebst!“ — „Grüß' dich Gott!“ so jubelt es hier; „du warst ja mit am Brückentopf!“ „Wir waren die ersten“, spricht ein dritter. „Wir krochen hinter die Brustwehrkrone — Kamerad, es ist ein Wunder, daß wir davongekommen. Du stachst den Wütenden nieder, der nach mir schoß.“ Jetzt kommen etliche jener braven Pioniere heran, die im Kugelregen die Palissaden niederrissen, die scharfen Messer aus den spanischen Reitern heraushauten und die umgestürzten Eggen mit Sandsäcken bedeckten. Die wissen's, wie vor Schanze 6 ein Ingenieuroffizier und drei Mann von einer Granate in Stücke zerrissen wurden.

„Ich stand neben dem Grafen Schulenburg, als er vorm Brückenkopfe den Heldentod fand!“ erzählt jener. — „Da ist auch der Tambour, der Sturmmarsch schlug, als wir erschrocken einen Moment bebten“, berichtet wieder ein anderer. „Die Erde dröhnte, ein Pulvermagazin war in die Luft geflogen!“ — „Aber ich“, ruft sein Nachbar, „ich war in Schanze 2. Der tapfere Dänenleutnant Anker vernagelte mit Thränen in den Augen die Geschütze, als wir hinzukamen. „Halt!“ donnerte Leutnant Schneider und hielt ihm den Revolver vor die Brust. Ingrim in den Zügen, wollte er noch als Gefangener in die Pulverkammer; er hatte Befehl gegeben, die erstürmte Schanze in die Luft zu sprengen.“ — „Ja, es war schrecklich, aber doch schön!“ frohlockt wieder einer. „Wir jubelten Hurra, sprangen über die Eggen, hinein in den Graben und dann den Wall hinauf. Das war ein Gemetzel! Aber es handelte sich um mehr als das Leben, es galt die Ehre. An einer Stelle lagen gegen 300 Leichen, Dänen und Preußen durcheinander. Die Vermundeten gingen mit, bis sie umfielen!“

Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl umarmen sich im Angesichte der fremden Offiziere, die Zeugen des Ehrentages der Preußen waren.

Die Herzensfreude tönt aus jeder Brust — stolzer denn je haucht sich die alte Fahne auf den erstürmten Wällen, und leise rauscht es durch das Banner der ritterlichen Johanner dort am Lazarett zu Nübel: Gedenket derer, die siech und verkrüppelt hier liegen. Gut ab vor denen, die hier geblutet! Es ist Heldenblut, aus dem grüner Lorbeer sproßt für die alte Fahne dort; sie



Königsparade der Dillpfeftürmer mit den eroberten Danebrogfählein. (S. 206.)

bleibe, mit diesem Blute geweiht, ein Heiligtum preußischer Krieger von Geschlecht zu Geschlecht.

Wir klagten lang'; ein kalter Hauch von Norden  
Hatt' jäh entblättert uns'rer Eichen Pracht.  
Die Wipfel waren kahl und stumm geworden,  
Das Lied erstarb in sternleerer Nacht.  
Wir hörten nur in dumpfer Wogen Rollen  
Das Herrschervolk am stolzen Sunde grollen.

Da rauscht es plötzlich wie mit Adlersflügeln,  
Nicht Wort, nicht Lied, es flammt des Säuertes Blig  
Vom Horst der Alpen zu den Buchenhügeln  
Ans Seegestad von Friedrichs Herrscherzügen  
Und ehern zieht auf off'nen Siegesbahnen  
Die That einher vor den vereinten Fahnen.

Nicht weniger als 1200 tapfere Männer, unter ihnen 70 Offiziere, waren tot oder verwundet vor den Befestigungen niedergesunken, aber diese schweren Opfer sind nicht umsonst gebracht worden; um zwei Uhr wehen auf sämtlichen Schanzen und auch auf dem Brückenkopfe die preußischen Fahnen!

Die Dänen gaben ihren Verlust an Gefallenen und Gefangenen auf etwa 110 Offiziere und 4850 Mann an; er mochte wohl größer sein, da bei der Erstürmung allein 66 Offiziere und 3722 Mann in preußische Gefangenschaft geraten sind. Erbeutet wurden 40 Danebrogfahnen und 118 Geschütze. Die Hauptmacht der Dänen entkam über die Brücken nach der Insel Alsien, und auch dahin würde der Kampf sofort getragen worden sein, wenn die Dänen nicht hinter sich die Brücken zerstört hätten. Einem gleich vernichtenden Schlage mochten die Dänen sich in Fridericia nicht aussetzen. Zehn Tage nach der Erstürmung von Düppel räumte die Besatzung zur Nachtzeit und mit Hinterlassung von zweihundert Geschützen den Platz.

Die Kunde von der Wegnahme der Düppeler Schanzen — ein Sieg für deutsches Recht erkochten — „brauste wie ein Sturmlied durch das Land“, erzählt F. von Köppen. „Mit Stolz und Hochgefühl sprach man von den Einzelheiten des Kampfes, von dem Heldenprinzen „Al Tiet vorup“, der den Schanzensturm geleitet, von dem General von Raven, der von der Tragbahre aus, auf seine Wunden deutend, noch den Seinigen zugerufen hatte: „Zeit ist es, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet!“ — von dem tapferen Major von Beeren, der in der eroberten Schanze gefallen mit einem Hoch auf den König auf seinen Lippen, von dem Feldwebel Probst mit der Fahne in der Hand — „Tambour schlag' an, es gilt einem Mann!“ — von dem Pionier Klinko mit dem Pulversack, dem preußischen Winkelried. Tiefes Sturmarsch ward Konzertstück vom Alsensund bis zum Rhein, vom Rhein bis zur Weichsel, und in Deutschland klangen Lieder zu Ehren der Helden: „Was brausen und jagen die Wasser der Schlei? — Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei!“

Dem Herzen des Königs Wilhelm war es Bedürfnis, den Truppen für ihre Tapferkeit persönlich seinen Dank auszusprechen.

Drei Tage nach dem Sturm brach der König in Begleitung des Kriegsministers von Roon, des Generaladjutanten von Manteuffel und anderer höherer Offiziere nach Schleswig auf. Am 21. April folgte der Ministerpräsident von Bismarck eben dahin und wohnte im Gefolge des Königs jener denkwürdigen Königsparade in Sundewitt bei, wo die Düppelfürmer in ihrem Feldanzuge mit den eroberten, lustig flatternden Danebrogfähnlein leuchtenden Auges und festen Schrittes an ihrem Kriegsherrn vorüberzogen.

Der König redete die decorierten Offiziere und Unteroffiziere in zündenden Worten an, indem er die Überzeugung aussprach, daß sie sich bei jeder andern Veranlassung gleich tüchtig bewähren würden. Damals empfand er so recht lebhaft die Genugthuung eines lange Verkannten. „Dieser Tag entschädigt mein Herz für viele traurige Erfahrungen“, sagte er zu einer Deputation, die zu seiner Beglückwünschung erschienen war. Die Königsreise durch Schleswig-Holstein glich einem Triumphzuge. „Es ist ein Sieg für deutsches Recht erfochten“, rief einer aus den Reihen des jubelnden Volkes. „Möchte das vergoffene Heldenblut nicht unnütz in den Sand geflossen sein!“ erwiderte der König bedeutungsvoll. Und zu einer Abordnung der Bürger von Rendsburg sagte der Monarch: „Ich habe meine Truppen hierher gesandt, um die Rechte dieser Lande auszufechten; ich hoffe, daß diese Sache einem guten, alle befriedigenden Ende zugeführt werde.“

Zwölf Tage später wurden die eroberten Geschütze und Fahnen im Triumphzuge nach der preussischen Hauptstadt gebracht.

Mittlerweile war auch zur See tapfer gestritten worden. Um den Unternehmungen der Dänen zur See erfolgreich entgegenzutreten zu können, reichten die Streitkräfte der Verbündeten nicht aus. Die nach den nordischen Gewässern entsendete österreichische Kriegsflotte brauchte längere Zeit, den weiten Weg von der Adria zur Nordsee zurückzulegen; die junge preussische Marine war zwar zur Stelle, aber zu schwach. Sie hatte jedoch inzwischen am 17. März im Norden der Insel Rügen bereits in rühmlichster Weise ihre Feuertaufe bestanden gelegentlich eines von dem Seekapitän Jachmann ausgeführten Angriffs mit der „Nymph“, der „Arkona“ und einem Kanonenboot, zusammen 43 Kanonen, auf sieben dänische Schiffe mit 180 Kanonen. Nach hartem Strauß, in welchem die Preußen vierzehn, die Dänen zweiundzwanzig Mann verloren, hatte Jachmann sein kleines Geschwader wieder in den Hafen von Swinemünde zurückgeführt. — Sobald die österreichische Flotte in der Nordsee angekommen war, nahm sie den Kampf gegen die übermütigen Dänen auf. Am 9. Mai kam es unfern der Insel Helgoland zwischen zwei österreichischen Fregatten „Schwarzenberg“ und „Radeky“, unterstützt von drei kleineren preussischen Schiffen („Adler“, „Basilisk“, „Blitz“), und drei größeren dänischen Schiffen („Heimdal“, „Sjælland“, „Niels Suel“) zum Kampfe. Das war einer der Ehrentage für den österreichischen Seehelden Tegethoff, der den Dänen tapfer zu Leibe ging. Da aber der „Schwarzenberg“ in Brand geriet, so mußte das verbündete Geschwader den Kampf auf-

geben; doch auch die böse zuggerichteten dänischen Schiffe sahen sich genötigt, zur Ausbesserung ihrer Schäden die Küste von Norwegen aufzusuchen.

Daß das kleine Dänemark den verbündeten Waffen Preußens und Österreichs auf die Dauer nicht widerstehen werde, war von vornherein vorauszusehen gewesen. Aber so schnelle und glänzende Erfolge, wie sie die deutschen Waffen errangen, hatte man angesichts der starken Verteidigungsstellung der Dänen doch nicht erwartet. Und gern sah man diese Erfolge in London und Paris gerade nicht. Aber was half's? Den beiden siegreichen Großmächten jezt noch wirksam ein Halt! zu gebieten, ging nicht gut an, dazu fehlte es auf Seiten der stillen Gegner Preußens und Österreichs an den erforderlichen militärischen Vorbereitungen. England und Frankreich begnügten sich deshalb, einen schon früher gemachten Konferenzvorschlag zur Beilegung des Streites und zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage jezt nachdrücklicher zu befürworten, und diesen Vorschlag abzulehnen, lag für Preußen und Österreich um so weniger Grund vor, nachdem der Waffenehre vollauf Genüge geschehen war. Ein ebenbürtiger Gegner für die beiden Großmächte war ja das kleine Dänemark nicht, und durch die Ablehnung jedes Versuches, dem weiteren Blutvergießen durch eine friedliche Verständigung Einhalt zu thun, hätten Österreich und Preußen vor der öffentlichen Meinung des übrigen Europas sich leicht ins Unrecht setzen können. Die beiden Großmächte erklärten sich also zur Beschickung der in London abzuhaltenden Friedenskonferenz bereit und willigten zugleich in einen Waffenstillstand für die Zeit vom 12. Mai bis 26. Juni.

In Deutschland freilich wurde die Nachricht von der Konferenz und von dem Waffenstillstand anfänglich mit Mißtrauen aufgenommen.

„Da habt ihr den Anfang vom Ende, welches auf das hinauslaufen wird, was die früher angeblich zu gunsten der Herzogtümer geführten Kriege bewirkten!“ So ward vielfach geklagt, als die Nachricht hiervon durch das Land ging. Aber sowohl die Freunde wie die Gegner einer friedlichen Verständigung hatten nicht mit der Halsstarrigkeit Dänemarks gerechnet, welches die von England in Vorschlag gebrachte Teilungslinie Apenrade-Londern entschieden verwarf. Nun gelang es der preussischen Regierung, Österreich zur Unterzeichnung einer Erklärung zu bewegen des Inhalts, daß, da durch Verschulden Dänemarks noch größere Opfer zu bringen seien, die Verbündeten sich nunmehr nicht mehr an das Londoner Protokoll gebunden erachteten und sich nur noch mit einer völligen Trennung der Herzogtümer von Dänemark zufrieden geben würden.

Da sich die Dänen auf nichts einlassen wollten, hob am 26. Juni, nach Ablauf der Waffenruhe, der Krieg aufs neue an. Obwohl die bisherigen Siege der Verbündeten die Dänen vom Festlande vertrieben hatten, war dadurch doch der dänische Troß noch nicht gebrochen. Der Feind dünkte sich auf den Inseln unangreifbar und zog seine Hauptkräfte auf der deutschen Insel Alsen zusammen.



Unsre Arbeit war zwar lang,  
Aber schwer und blutig:  
O wie mancher Bruder sank  
Zu sein Blut so muttig!

### Auf nach Afsen!

Die dänischen Kriegsschiffe und furchtbare Reihen von Batterien beherrschten den Meeresarm, der Afsen in einer durchschnittlichen Breite von etwa siebenhundert Schritt vom Festlande trennt. Zu den zweiunddreißig dänischen Batterien mit siebenundsechzig (zur Hälfte gezogenen) Kanonen gesellten sich noch einige Duzend Feldgeschütze, an manchen Punkten waren zwei, ja drei Reihen von Schützengräben zum Schutze sowie zur Verbindung der Kanonenreihen unter sich aufgeworfen. Auch bildete schon an und für sich das zum großen Teil sehr steil aufragende Ufer ein wesentliches Annäherungshindernis für den unmittelbaren Angriff. Höhnend riefen die Verteidiger der Werke: „Da ihr Preußen nicht fliegen könnt, werdet ihr es schön bleiben lassen, uns Afsen wegzuschnappen!“

## Der preußische Soldat aber sang:

„Als Prinz Karl dies vernommen,  
 Ließ er gleich zusammenkommen  
 Sein'n Generalstab, Mann für Mann;  
 Er thät sie recht instruieren,  
 Wie man sollt' die Truppen führen,  
 Alsen nun zu greifen an.

Bei der Parol' thät er befehlen,  
 Wenn man könnte Zwölfe zählen  
 An der Uhr um Mitternacht:  
 Pioniere sollten fahren,  
 Übersehn all die Scharen —  
 Hannemann, sei auf der Wacht!“

Alsen zu gewinnen, bildete den bemerkenswertesten Teil der letzten kriegerischen Vorgänge, und die noch zu bewältigende Aufgabe fiel wiederum den Preußen zu. Lediglich mit Aufwendung von Gewalt den Übergang zu erzwingen, war unmöglich; was die Batterien von den zum Übersehn bestimmten Rähnen nicht zusammenschossen, hätte der „Rolf Krake“ in den Grund gebohrt.

Unterdessen war an Stelle des greisen Feldmarschalls Wrangel, den der König für die unter seiner Führung errungenen Erfolge durch Erhebung in den Grafenstand geehrt hatte, der Eroberer von Düppel getreten. Aus der Zeit, als sich Wrangel noch in der Stellung eines Oberbefehlshabers befand, während der ihm zur Seite gestellte Prinz Friedrich Karl das Kommando über die preußischen Truppen vor Düppel führte, erzählt man sich ein artiges Stückchen. Nach der Wegnahme der Düppeler Schanzen sandte der König von Preußen ein Glückwunsch-Telegramm an den Prinzen, welches mit den Worten begann: „Nächst dem Herrn der Heerscharen danke ich dir diesen Sieg.“ Als die Depesche verlesen wurde, machte Wrangel ein recht langes Gesicht und sagte: „Majestät erwähnt mir nicht?“ — „Gewiß“, unterbrach ihn der Prinz. „Wer anders ist denn der Herr der Heerscharen, als Sie, der Oberbefehlshaber des Heeres?“ Das leuchtete Wrangel ein und er war zufrieden.

Nachdem Prinz Friedrich Karl das Oberkommando über die gesamte Streitmacht der Verbündeten übernommen hatte, war General Herwarth von Bittenfeld mit der Führung des I. Armeekorps, General Vogel von Falckenstein mit dem Kommando über die in Jütland operierenden preußischen Truppen beauftragt worden. Der Prinz ließ nun zunächst Sonderburg gegenüber Batterien errichten, in der Absicht, durch List und raschen Überfall Alsen zu gewinnen. Etwa 160 Rähne, zu Wagen herangefahren, wurden in der Stille der Nacht zum 29. Juni ins Meer gesetzt; für jeden Rahn waren aus der Zahl der Soldaten die Ruderer bestimmt worden. Herwarth von Bittenfeld war dazu auserkoren, den Übergang nach Alsen zu leiten, und dieser hatte alles so trefflich angeordnet und vorbereitet, daß sich in unglaublich kurzer Zeit etwa 2000 Mann in den Rähnen befanden.

„Einige Sekunden waren verstrichen“, so erzählt ein Augenzeuge, „alles war still, doch nun ging's vorwärts! Die Herzen pochten hörbar. Es war ein gewaltiger, sinnebetäubender Augenblick. Die Schiffer stießen ab. Nichts regte sich während jener köstlichen, unvergeßlich schönen Nacht. Nur das Einsetzen der Ruder und ihr Plätschern im Wasser war vernehmbar; gleich dem Schlagen des Pendels einer Uhr in einem großen leeren Zimmer bei schlaflos durchwachter Nacht brachte dies leise, eintönige Geräusch ein unheimliches

Gefühl hervor. Am jenseitigen Ufer blieb fortdauernd alles still. Bemerkten sie nichts, die drüben stehenden Posten, die Wächter der „uneinnehmbaren“ Insel, oder wollten sie die „Unverschämtheit“, einen Meeresarm ohne Flotte zu überschreiten, mit gänzlicher Vernichtung strafen, die Wagehälse herankommen lassen und mit einigen Kartätschenlagen sie alle begraben in den Wellen des beleidigten Meeres? — Indes nicht mehr lange dauerte die Stille — jetzt entstand ein Krachen und Dröhnen, als wäre das Ende der Welt gekommen. Granaten, Kartätschen, Wallbüchsen- und Espignolgeschosse, dabei unaufhörliches Kleingewehrfeuer; ein förmlicher Höllenhagel überschüttete die Herannahenden, erwidert von den diesseitigen Batterien, die nun auch mit aller Macht zu arbeiten anfangen. Rechts und links schlugen die Geschosse ein, zum größten Teil jedoch ins Wasser, daß dieses hoch ausspritzte und mit seiner salzigen Flut die von unten bereits völlig durchnäßten Fahrgäste nun auch noch von oben besprengte. Aber dieses beeinträchtigte die gute Laune nicht; wurde der frohe Mut nicht durch herzerschütternde Todesszenen unterbrochen, so herrschte jener frische Humor vor, der eine gedrückte Stimmung nicht aufkommen läßt.“

Die Rähne waren jetzt dem Ufer nahe. „Wie die Raketen sprangen die Stürmenden ins Wasser, ohne Zögern ging's empor am Uferstrand; mit einem Satz war die steile Brustwehr erklommen, ein zweiter folgte, und in den Laufgräben entbrannte nun Mann gegen Mann der erbitterte Einzelkampf.“ — So trefflich war alles eingeleitet, so thatkräftig und entschlossen das kühne Unternehmen ausgeführt, so rasch den Dänen ihr letztes Bollwerk entrisfen worden, daß sich der Feind überrumpelt sah und die Küste sowie die feindlichen Batterien in die Gewalt der Preußen gelangt waren, ehe die Dänen noch beträchtliche Kräfte sammeln konnten. Unter Zurücklassung der Geschütze entflohen die letzteren auf ihre Schiffe.

Der Erfolg vom 29. Juni bildete einen der Glanzpunkte des Deutsch-dänischen Krieges. Die Preußen verloren an diesem Ehrentage an Toten und Verwundeten 373 Mann; die Dänen gaben ihren Verlust, 2500 Gefangene mitgerechnet, welche in die Gewalt der Sieger fielen, auf 3200 Mann an. Die Preußen erbeuteten 97 Geschütze, 10 Espignols, 2000 Gewehre und viele andre Waffen.

Eine unmittelbare Folge des schnell errungenen Sieges war die Besetzung der zu Schleswig gehörenden Inseln, am 8. Juli. Die Heere zogen sich jetzt nordwärts. Rasch erfolgte die Überschreitung des Limfjord und der Friesischen See durch die Oesterreicher, und ganz Jütland bis zum Ottenlund befand sich damit in der Gewalt der Verbündeten. Es war ein feiner Zug, welchen General von Falkenstein, dem sich Prinz Albrecht mit einem Gefolge von 25 Offizieren angeschlossen, nach Kap Skagen, der nördlichsten Spitze Jütlands, unternommen hatte. Seit den stolzen Tagen Kaiser Ottos, des Größten vom sächsischen Kaisergeschlecht, hatten deutsche Krieger nicht wieder am Skagerrak gestanden und mit einem Blicke Nord- und Ostsee überschaut.





Vater und Sohn.

## Heimkehr des Kriegers.

Bald kehrte es zurück,  
Des Königs Heidenheer,  
Zur Heimat und zum Glück  
Vom höchsten Strand am Meer,  
Wo Preußens Fahnen wehen  
Und Oestreichs Banner glänzt,  
Und Preußens Adler steht  
Bei Aßeln auf der Grenz'.

Infolge der rasch hintereinander erfolgten Siege flog solch ein Schrecken jetzt vor dem Preußennamen her nach Kopenhagen hinüber, daß der Däne, für seine Zwingfeste am Sund zitternd, endlich den trotzigen Nacken beugte — Schleswig-Holstein war frei!

Nach den seitens der Verbündeten errungenen Erfolgen waren die in Kopenhagen bis dahin noch immer gehegten Hoffnungen zum Erlöschen gekommen. Man sah, daß England zu gunsten Dänemarks mehr als Worte nicht daran setzte, und da die Verbündeten ernstliche Anstalten trafen, die auf die Absicht schließen ließen, Landungen auf Jünen und Seeland auszuführen, demnach auch der dänischen Hauptstadt einen Besuch abzustatten, so betrat man nun den Weg der Verhandlung mit den Siegern. Dem am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstande folgte am 1. August der Friede, dessen definitive Unterzeichnung am 30. Oktober zu Wien, ohne Zulassung des Deutschen

Bundes und der Herzogtümer, erfolgte. Im 1. Artikel des Friedensvertrages hieß es: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zu gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich.“

Wegen Ausübung der Hoheitsrechte über die Dänemark abgenommenen Länder und bezüglich der Frage, wer schließlich Herr derselben bleiben sollte, hatten die Sieger das Nähere unter sich abzumachen.

Was Deutschland sehnlichst gewünscht, und wonach die Schleswig-Holsteiner vergeblich gerungen hatten, das war nun erfüllt: letztere waren des Dänenjochs ledig, ihre Vereinigung mit Deutschland war, wenngleich in den Einzelheiten noch nicht geregelt, fortan gesichert.

„Blut und Eisen“ hatten das Werk vollbracht. In ruhmreichen Thaten hatte das tapfere Heer das ausgeführt, was ein entschlossener und weitblickender Staatsmann mit diplomatischer Kunst vorbereitet und in die Wege geleitet hatte. Trotzdem wurde diesem Staatsmanne von weiten Kreisen des preussischen Volkes noch immer die Anerkennung vorenthalten, die dem Heere gern von jedem gezollt wurde. Das Mißtrauen gegen Bismarcks Politik war namentlich bei der fortschrittlichen Opposition des preussischen Abgeordnetenhauses noch immer nicht geschwunden, obgleich das Gegenteil von alledem eingetreten war, was die fortschrittlichen Gegner Bismarcks als unvermeidliche unheilvolle Folgen seiner Politik vorhergesagt hatten. Freilich war erst der erste Teil des großen Werkes vollbracht, welches in der Wiederaufrichtung eines einigen Deutschen Reiches gipfeln sollte, und der preussische Ministerpräsident hatte keinen Anlaß, durch entsprechende Erklärungen im Parlament jetzt schon vor aller Welt seine weiteren Pläne zu enthüllen. So blieb die Spannung zwischen der Regierung und der Mehrheit der Volksvertretung zunächst noch bestehen. „Diesem Ministerium keinen Groschen!“ lautete nach wie vor die Parole. Um so erfreulicher sollte aber schon wenige Jahre später die Lösung aller Mißverständnisse und des unseligen Konfliktes zwischen Regierung und Volksvertretung erfolgen.

Der nicht zur Besetzung des befreiten Landes nötige Teil des aufgebrauchten Heeres marschierte in den ersten Dezembertagen 1864 auf mit Blumen und Keißig bestreuten Wegen jauchzenden Herzens der Heimat zu. Noch einen stummen Abschiedsblick auf die Geliebten dort unter der Eisdecke von Deverssee und unter dem grünen Rasen von Düppel — dann rasseln die Trommeln, es erschallen die Hörner, und die Krieger ziehen heim. Holde Jungfrauen begrüßen die Sieger. Was sorgende Liebe und patriotische Teilnahme irgend zu thun vermochte, um die Verwundeten zu pflegen, die Mägen zu erfrischen, die Frierenden zu erwärmen, war geschehen. Alles, was aus den Gauen der Heimat den Kriegern hinaufgesandt worden war, das entfloß dem Dankgefühl, welches jetzt in begeisterter Anerkennung den Helden entgegenwoigt. Die Fahnen flattern, die Häuser sind geschmückt und strahlen im Kerzenglanz, Jubel über Jubel erfüllt die Lüfte.

Alle Farben, in denen die Bilder des Menschenlebens prangen, schimmern durch das wechselreiche Soldatenleben in grellestem Lichte, und es ist daher

voller Poesie. Was die Erde an Qualen auferlegen, alle Prüfungen, mit denen sie den Mannesmut versuchen kann, werden dem Soldaten geboten, aber niemand genießt auch mit doppelten Zügen, so wie er, die Freuden des Daseins, keinem wird in gleichem Maße und in so erhebender und berauscher Weise Anerkennung für treue Pflichterfüllung zu teil, wie ihm. Er hat die Heimat verlassen, um unter Fremden in strenger Kriegszucht Gehorsam zu lernen. Körperliche Anstrengungen und Entbehrungen mußten seinen Körper härten. Die letzten Kräfte wollen ihm oft versagen, brennender Durst, drückende Hitze ermüden ihn zum Tode. Dann wieder nährt er auf freiem Felde in Schnee und Eis. Er magt sein Leben im Kampfe und — schlimmer als das — die Gesundheit seiner Gliedmaßen und seines Körpers. Dem wird ein Arm abgeschossen, jenem ein Bein. Gar mancher beklagt das Schicksal, das ihn getroffen, aber auch er gibt für alles nicht die Erinnerung an die durchlebte große Zeit hin. Nichts vermag den stolzen Mannesmut zu beugen, dem die Ehre heiliger ist als das Leben. Heute noch Rot, morgen wendet sich das Blatt. Wie süß ist schon ein Bett nach langem Bivak, wie schmeckt jede Erfrischung im Quartier nach harter Entbehrung!

Sedoch die seligsten, berauschesten Empfindungen sollen noch kommen. Die siegreichen Truppen ziehen in die bekränzte Hauptstadt ein. Der König empfängt sie am Thore, tausend und abertausend Menschen jubeln ihnen entgegen.

„Das sind unsre Jungen, das ist unsre Art!“ ruft der Veteran von 1813 und schwenkt den Hut. Junger Lorbeer schmückt die Fahnen, die im Wettersturm der Befreiungskriege die Feuertaufe erhalten haben. Und die neuen Fahnen ziehen stolz vorüber an den alten, der Bannerträger hält sie hoch, und die alten Siegesweifen rauschen um das Standbild des großen Königs.

Die jungen Helden marschieren vorüber an den Denkmalen der unvergeßlichen Alten — beim Marschall Vorwärts, beim eisernen York, beim sinnenden Scharnhorst bis hin zum Reiterbilde des großen Schöpfers brandenburgischer Macht. Die großen Zeiten Preußens kehren wieder nach diesen Siegestagen.

Wir klagten lang'. — Jetzt enden unsre Klagen,  
Der deutsche Geist ist frei von schwerer Haft.  
Jetzt kann die Eiche wieder Wurzel schlagen  
Im heimatlichen Boden ihrer Kraft;  
Und alle Blüten, die zum Lichte dringen,  
Sie mögen sich in euren Lorbeer schlingen!

Dem Gedanken, daß die Nordmarken nicht wieder fremder Willkür preisgegeben werden dürften, verlieh beim Einzuge der Truppen in Berlin der Oberbürgermeister der Stadt Ausdruck.

„Wiederum ist es Preußens gutes Schwert, durch welches die Grenzen des deutschen Vaterlandes weit hinausgerückt sind. Es ist ein Wort, das einst König Friedrich Wilhelm III. gesprochen: „Was Preußen erworben hat, es ist Deutschland gewonnen.“ Auch jener Boden, der in diesen Tagen mit unserm Blute gedüngt ist, jenes sich hoch nach Norden erstreckende, von zwei mächtig hinauslockenden Meeren umspülte Land mit dem spröden Erz seiner Bevölkerung, es wird dauernd und sicher und zu rechtem Gewinn nur dann Deutschland er-

worben und sich selbst wiedergegeben sein, wenn und soweit Preußens Macht und Wehr es schirmend umfängt, Preußens strenge Zucht und Ordnung und staatsbildende Kraft es erfaßt und durchdringt. Wir freuen uns des glorreich errungenen Friedens und sind stolz darauf.“

Welch eine Genugthuung, Welch ein Hochgefühl mag der König empfunden haben, als er in seinem Armeelerlaß vom 7. Dezember sagen durfte: „Die neue Organisation, welche ich der Armee gegeben habe, hat sich glänzend bewährt. In Stolz und Freude blicke ich auf meine ruhmreiche gesamte Kriegsmacht.“

Manchem Tapferen drückt der König noch die Hand und spricht ihm den Dank des Vaterlandes aus. Mit dem Ehrenkreuz auf der Brust kehrt dieser dann in die Heimat zurück, stolz und selig umhast ihn die Mutter, das ganze Dorf feiert den heimgekehrten Krieger. Und wenn der Vater am Sonntag das verblichene Band aus eiserner Zeit an das Festkleid heftet, geht der Sohn stolz an seiner Seite. Die Jungen sind der Alten wert. In der Kirche aber, da sind die Namen derer verzeichnet, die geblieben, die den Heldentod für das Vaterland gestorben. Im fernen Lande schmückt ein Kreuz das Grab, und wer zur Stätte kommt, wo man die Helden begraben hat, der betet. Wo eine Fahne sich bauscht, wo die Hörner klingen, da erzählt der Kamerad die Geschichte der stolzen Tage des Regiments. Und in der Hütte beim traulichen Feuer plaudert der Großvater von seinen Erinnerungen, bis auch er in die Grube sinkt und zum Frieden ingeht. Das Ehrenkreuz trägt man ihm nach, sein Name wird in der Kirche an der Gedächtnistafel verzeichnet, und wenn der Sohn brav ist, so sagt man: „Er war eines solchen Vaters wert!“

Ein neuer Ar ist aufgestiegen,  
Der weithin ob den Landen kreist;  
Und jauchzend folgt, gewohnt zu siegen,  
Ein neues Volk, ein neuer Geist. —



Rekruten zur Garnison ziehend.



## Von Kampf zu Kampf.

Es wird mobilisiert.

Alle werden es beweisen,  
Daß sie unsrer Väter wert!  
„Zimmer vorwärts!“ soll es heißen,  
Wie es Blücher uns gelehrt!

Im Ende des sechsten Jahrzehnts war das Handwerk des Soldaten, das während einer langen Friedenszeit vielfach vernachlässigt und geringschätzig angesehen worden war, wieder allgemeiner zu Ehren gekommen; denn eine ganze Reihe bürgerlicher Wirren und Kriegszüge, der Krimfeldzug, der italienisch-französische Krieg gegen Österreich, der zur Errichtung des Königreiches Italien führte, die Kämpfe in der Türkei, der zwischen den Nord- und Südstaaten der transatlantischen Republik entbrannte heiße Kampf, der abenteuerliche Zug der Franzosen zur rasch vorübergehenden Emporhebung eines habsburgischen Prinzen auf den unhaltbaren Kaiserthron Mexikos — dies alles hielt während zwei Jahrzehnten die europäische Menschheit in Spannung.

Das junge Blut geriet in Wallung, und die Abenteuerlust schwoh die unruhigen Herzen, an denen nirgends Mangel war, in Frankreich und Italien am wenigsten. — Die junge Welt nimmt es gewöhnlich leichter als der reifere Mann, der Familienvater, wenn davon die Rede ist, daß eine Wandlung zu Ungunsten des Friedens oder gar ein Krieg im Anzuge sei. Erglüht das Herz des reiferen Mannes auch nicht bis zu freudiger Erregung des zu den Fahnen gerufenen Sohnes oder Neffen, so schlagen doch auch bei ihm die Pulse merklicher, wenn er an die Beunruhigungen und Sorgen denkt, welche der unvermeidlich gewordene Krieg in seinem Gefolge hat, und wenn er in die thränenfeuchten Augen der Mutter und anderer Angehörigen blickt. Aber auch für denjenigen, der kein teures Haupt scheiden sieht, ist der Krieg kein Gegenstand gewöhnlichen Interesses. Der Verlauf der letzten großen Kriege hat die allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme in kaum geringerem Grade erregt, als diejenigen früherer Zeiten. Waren es doch nicht mehr nur engherzige, selbstsüchtige Ziele, für die gekämpft ward, sondern die höchsten Aufgaben, welche die Völker bewegen, verlangten ihre Lösung, so in dem Feldzuge gegen Dänemark, in dem Deutschen Kriege, wie auch in dem großen Nordamerikanischen Kampfe. Die Vertretung dieser heiligsten Interessen mit dem Schwerte ist daher auch nicht mehr geworbenen Soldheeren überlassen, sondern sie bildet eine der höchsten und wichtigsten Aufgaben jedes freien und unabhängigen Volkes.

Die Heereseinrichtungen sind daher dem Volke näher gebracht worden; sie fügen sich der Verfassung, den Eigentümlichkeiten des Landes, dem Charakter und der Bildung des Volkes an. Andererseits machten sich auch die Fortschritte auf dem Gebiete der Technik in der Bewaffnung der Heere sowie in der Kriegführung immer mehr geltend. Die neu aufgekommene Feuerwaffen zeigten bereits zu Anfang des siebenten Jahrzehnts in bezug auf Sicherheit, Schnelligkeit des Schießens und Tragweite der Geschosse eine früher nicht geahnte Vollkommenheit; insbesondere hatte die Artillerie im Verlaufe von kaum zehn Jahren solche Fortschritte gemacht, wie kaum in der langen Zeit ihres Bestehens bis dahin. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphie und Fernsprecher, elektrische Leuchtapparate, Torpedos und Luftballons, unterseeische Minen u. s. w. u. s. w., alle diese Erfindungen verleihen fort und fort der heutigen Kriegführung zu Wasser und zu Lande eine vollständig veränderte Gestalt und steigern die Teilnahme aller Gebildeten für dieselbe.

Unsre Jugend aber, welche gewissermaßen in der Übung und im Gebrauch der Waffen aufwächst und an die im schönsten Lebensalter der ganze Ernst des Lebens herantreten kann, weiß, was es heißt, wenn der Befehl zur Mobilmachung ergeht, d. h. wenn die Armeen von ihrem bisherigen Friedensstand, der, um die Kräfte des Volkes zu schonen, so schwach ist, wie es die jederzeit notwendige Schlagfertigkeit erlaubt, auf die volle Kriegsstärke gebracht, mit allem Kriegsbedarf an Waffen, Munition und sonstiger Ausrüstung versehen werden, wenn all die zahlreichen Einrichtungen für Verpflegungs-, Lazarett-, Transport- und Verkehrsdienst (Feldpost und Feldtelegraphie) instandgesetzt werden, wie die heutigen Fortschritte in der Kriegführung dies in sorg-

samster Buntlichkeit erheischen. Die Mobilisierung geschieht in den verschiedenen Ländern Europas auf verschiedene Weise. Zunächst werden die Beurlaubten und Reservemänner zu den Fahnen einberufen. Nur dort ist die Wehrverfassung eine gute, wo dies nicht allzu verderblich in die Familienverhältnisse eingreift, wo nicht die Väter und Ernährer bei jedem Kriegslärm vom häuslichen Herde weggerissen werden. Freilich muß — gilt's einen Krieg um hohe nationale Interessen oder steht der Bestand des Staates in Frage — jede Rücksicht schweigen, und das ganze Volk muß dann zu den Waffen gerufen werden.

„Der ewige Friede ist ein Traum“, nach Moltkes allerdings vielfach angefochtenem Ausspruch. „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich im Kriege: der Mut und die Entfagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung; der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren . . .“

— — — — „Man muß wohl anerkennen“, sagt Moltke weiter, „daß der Fortschritt der Menschheit in der Art und Weise der Kriegsführung in Wahrheit der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der modernen Zeit. Ein großer Schritt ist in unsern Tagen durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht erfolgt, welche die gebildeten Klassen in die Armeen eintreten läßt. Die roheren und ungezügelter Elemente bilden zwar ohne Zweifel noch immer einen Bestandteil derselben, aber sie sind dort nicht mehr, wie früher, allein.“

So viel Wahres in den Worten des großen Schweigers liegt, so hält der Menschenfreund doch an der Hoffnung fest, daß mit der zunehmenden Bildung und im Hinblick auf das sich stetig weiter entwickelnde Rechtsgefühl die Beziehungen der Staaten untereinander auf Grundlage der Gerechtigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens unterhalten, daß die unermesslichen Kosten der Feldzüge und die traurigen Folgen der Kriege überhaupt mehr und mehr gescheut und diese dadurch immer seltener werden möchten.

Während fünfzig Friedensjahren schien es, als dämmere das Morgenrot dieser Hoffnung, wenigstens für Deutschland, verheißungsvoll empor. Es war freilich ein blutiges Morgenrot, das, wie ja oft auch in der Natur, einen schlimmen Abend verkündete.

Bögernd und schweren Herzens nur greift der Deutsche zu den Waffen, weil er den Frieden als ein kostbares Gut zu schätzen weiß. Wenn es aber gilt, noch höhere Güter zu erringen, dann wird er immerdar mit jener Tapferkeit streiten, die seine Altvordern auszeichnete und von Geschlecht zu Geschlecht als ein köstliches Vermächtnis bis auf die heranwachsende Generation sich vererbt hat.



Der Fahnenraub.

## Der Ausmarsch.

Wir steh'n hier und bekennen,  
 Daß uns ein Band vereint,  
 Das keine List zertrennen  
 Und lösen soll kein Feind!

Wir steh'n nicht, weil wir dürfen  
 Nach einem Siegesruhm:  
 Wir steh'n mit unsern Fürsten  
 Für Deutschlands Heiligtum!

E. Rodenberg.

Lebensfrisch verjüngt sich in jedem Herbst das deutsche Heer; da werden die Rekruten eingezogen und die Ausgedienten zur Reserve entlassen. Manch Mutterjöhnchen mit Pausbacken und blauen Augen kommt bangen Herzens zur Fahne; es vergeht schier vor Heimweh und hebt vor den gestrengen Herren Vorgesetzten, die so kurz angebunden mit ihm reden. Und die gute Mutter ist fern; — ach — wie sie weinte beim Abschied!

Dem Rekruten werden die Kriegsartikel vorgelesen, die strengen Strafgesetze für die Armee; darin steht vielerlei von Arrest und Festungsstrafe bis zu schwerem Gefängnis und Tod durch Pulver und Blei.

Wie mancher Rekrut zittert nicht schon vor einem harten Wort; jetzt läßt er den Kopf hängen und denkt, es sei mit ihm vorbei. Da richtet ihm ein schnurrbärtiger Mann den Kopf wieder in die Höhe.



„Mut gefaßt“, sagt er, „das ist alles nicht so schlimm. Wenn du ein rechtschaffener Kerl bist, Steffens, so wirst du bald nicht mehr nach Hause wollen. Des Königs Rock ist ein Ehrenkleid; mußt stolz und dreist ausschauen, wenn du es trägst.“

Der Feldwebel läßt ihn die eine Hand auf die Fahne legen, die andre zum Schwur erheben. Er muß die Worte nachsprechen, die der Leutnant allen Rekruten vorsagt. Nach dem abgeleisteten Eid der Treue, den Abertausende vor ihm geschworen, den Tausende mit ihrem Blute besiegelt haben, soll der Soldat dem Landesherrn treu, hold und gehorsam sein, ihm dienen zu Wasser und zu Lande, wo es immer sei, und sich betragen, „wie es einem pflicht- und ehrliebenden Kriegsmanne ziemt und gebühret, so wahr ihm Gott helfe durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit. Amen.“

Der Rekrut ist eingekleidet; das Regiment ist jetzt seine Familie, die Stelle des ernsten Vaters vertritt der Hauptmann, der Feldwebel trägt die Mutterorgen. Die Zeit beginnt, wo man den ungeschickten Sohn des Dörfers zum schmucken Soldaten macht und ihn das Waffenhandwerk lehrt, damit er dereinst mit rechtem stolzen Selbstbewußtsein seinem Vaterlande diene. Vor allem hat er zu lernen, was es heißt, sich unterordnen. Doch die Subordination ist kein blinder Gehorsam, denn der Soldat soll nicht zur Maschine werden, er muß vielmehr auch selbst denken und handeln können, wo sich's gehört und wo man dies von ihm fordert.

Der unbedingte militärische Gehorsam ist die Fügung des eignen Willens unter den des Vorgesetzten; er ist die Vorschule zur höchsten Tugend des Soldaten wie jedes Menschen — der Selbstüberwindung. Die Soldatenzucht bringt Regel und Ordnung in die Masse und in das Leben des einzelnen, und nur der, welcher gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen.

Die Zeit der Prüfung, zu zeigen, was der junge Kriegsmann gelernt hat, naht plötzlich heran. Der König hat gerufen, und die Truppe steht bereit, den Willen des Kriegsherrn zu vollziehen; das Vaterland schaut erwartungsvoll auf, ob sie Ehre dem preußischen, dem deutschen Namen machen wird, ob sie ihre Fahne hochhält in der Schlacht und Manneszucht bewahrt im Lande des Feindes, gegen wehrlose Bürger.

Es wird lebendig in der kleinen Garnisonstadt der Mark. Bei unsern Voreltern flog der Pfeil von Gau zu Gau, wenn der Rat der Alten die mannbare Jugend zum Kampfe entbot; auch heute ist es kein Heer von Söldnern, das zum Kampfe ausrückt; der Kriegsruf dringt in das Herz der Gemeinde, und aus der Werkstatt, vom häuslichen Herde, aus den Armen der Seinen eilt der Reservemann zur Fahne, um die Reihen der Krieger zu verstärken.

Begleiten wir noch eine Zeitlang den unter die Fahne gerufenen jungen Menschen, dessen Herz schon bei den ersten Ausichten auf Krieg hoch und freudig aufwallt, nicht bedenkend, was der Krieg für Sammer und Glend bringen wird, vielleicht auch für ihn — begleiten wir denselben durch die verschiedenen, schnell wechselnden Lagen, in welche der Krieg ihn bringt.



Ausmarsch.

## Im Felde.

Im Felde, da ist der Mann noch was wert,  
Da wird das Herz noch gewogen,  
Da tritt kein andrer für ihn ein,  
Auf sich selber steht er da, ganz allein.  
Schiller.

Die einzelnen Truppenteile stehen in ihren Friedensstandquartieren oder Garnisonen marschfertig bereit. Sie sollen in größere Korps formiert, diese wieder in Armeen zusammengezogen werden. Früher dauerte dies sehr lange, denn um eine Strecke von 30 Meilen, welche auf der Eisenbahn jetzt in einem halben Tage zurückgelegt wird, zu Fuß zu marschieren, waren zehn bis zwölf Tage nötig; jetzt aber, wo man die Eisenbahnen benutzt, genügen Tage, wo früher Wochen erforderlich waren.

Von den Segenswünschen der Verwandten und Freunde begleitet, rücken die Kolonnen aus; lange Wagenreihen stehen bereit — ein Signal, und in fünf Minuten ist das Bataillon eingestiegen, Gepäc unter die Sitze, Gewehre zwischen die Beine! Der Pfiff der Lokomotive weckt ein donnerndes Hurra in den Wagen und auf dem Bahnsteig — fort und hinaus! Längere Eisenbahnfahrten ermüden zwar und greifen bei Schwächlichen wohl die Nerven an, davon aber weiß die Jugend, Gott sei Dank, in der Regel nichts. Die Landschaftsbilder wechseln von Sekunde zu Sekunde, auf allen Bahnhöfen andre

Menschen, neue Erfrischungen, welche den Kriegern gereicht werden! Mit der Zeit wird freilich die Reise etwas langweilig; endlich Ankunft und — enge Quartiere, bald auch Feldverpflegung; Offizieren und Gemeinen wird dasselbe geboten. Es vergehen Tage, vielleicht Wochen, ehe die Heeresmassen zu ernstern Unternehmungen in Bewegung gesetzt werden, teils wieder mit Hilfe der Eisenbahnen, teils auch durch Märsche zu Fuß. Von dem Zwecke der Bewegungen erfahren die Truppen nichts, wiewohl unterwegs Vermutungen genug ausgetauscht werden; vom Feinde merken sie ebenfalls noch wenig. Die Nähe desselben läßt sich jedoch in der Vorhut wenigstens dadurch erraten, daß letztere nicht mehr Quartier bezieht, sondern im freien Felde lagert. Bei der Vorhut oder Avantgarde befindet sich der thatenlustige junge Soldat am besten; dort hört und sieht er zuerst etwas, da lebt er meist besser und trifft auch zuerst, wie sein Wunsch ist, mit dem Feinde zusammen.

Die Avantgarde einer Armee besteht nicht nur in einem Bataillon oder Regiment, sondern bisweilen aus einem ganzen Armeekorps bis zu 30 000 Mann; von diesen werden wieder Abteilungen in geringerer Stärke vorgeschoben, bis sich die vorderste vielleicht aus einer Kompanie oder, wenn das Gelände recht frei ist, aus einer Reitereschwadron bildet, die nur noch kleine Trupps entsendet und einzelne Leute, vorn drei Mann als sogenannte „Spitze“, um den Feind rechtzeitig zu entdecken. Noch läßt sich aber von ihm nichts erblicken.

Nachmittags oder gegen Abend wird Halt gemacht und wieder ein Bivak bezogen, während Feldwachen weit vor demselben zur Sicherheit aufgestellt werden, die ihre Posten, je zwei Mann, an Orten aufstellen, von denen aus man eine weite Uebersicht hat; Streiftrupps (Patrouillen) werden in der Richtung, wo man den Feind vermutet, vorgeschickt. Zu diesen letzteren wird ihrer Raschheit wegen leichte Kavallerie gewählt. Das Wetter ist schön, die Verpflegung noch ausreichend, der Lagerplatz gut gewählt, die Truppen treiben in bester Laune ihre Soldatenscherze und singen abends, im Kreise um die Wachtfeuer sitzend, laut in die Nacht hinein:

Wer da, wer?  
 Die Achter!  
 Gut ab! Sapperment!  
 Hurra! das ist das Leibregiment.  
 Was sich Vater York nicht scheute,  
 Können wir auch und müssen's heute.  
 Neun Schanzen und dazu drei  
 Sind wahrlich keine Spielerei.  
 Gut ab und Hurra ohne End';  
 Es lebe hoch das Leibregiment!

Aber manchmal ist's auch anders; der Himmel macht eine griesgrämige Miene — es tritt Regenwetter ein. Ein Marsch auf schlechten Wegen ist eine beschwerliche Sache, noch schlimmer wird's, wenn die Lebensmittel knapp werden. Unter freiem Himmel durchnäßt zu liegen, ist recht ungemütlich. Da hilft nur der gute Geist, der in einem Heere lebt, die Kriegsfreudigkeit, welche die Führer demselben einzulösen wissen — dann hat auch der Neuling, der im Elternhause und in der Garnison vielleicht an Bequemlichkeit und

Genüsse alle Art gewöhnt ist, rechte Gelegenheit, sich als einen echten Soldaten zu zeigen.

Ein Berliner Kind, das „mit in Schleswig-Holstein gewesen“, stimmt an:

Wer da, wer?  
Die Füßler Fünfunddreißiger,  
Ha, wie das wirbelt und schreitet geschwinder,  
Seht nur, das sind Berliner Kinder!  
Als ob jeder ein Gärtner wäre,  
Trägt drei Kränze auf seinem Gewehre;  
Gärtner? — Freilich gegraben und geschanzt  
Und sich selber hinein gepflanzt,  
Hinein gepflanzt auf Schanze zwei,  
Die flinken Berliner sind dabei!

Endlich — auf dem Marsche — horch! — ein Schuß bei der Spitze! Mehrere Schüsse folgen, alle Herzen schlagen höher; der Tritt der nächsten vorrückenden Abteilungen wird straffer, die Augen sind alle nach der Gegend gerichtet, von wo das Schießen erschallt. Es ist das erste Zusammentreffen kleiner Streiftrupps gewesen; zuweilen folgt unmittelbar nachher nichts weiter, nicht selten aber knüpft sich daran das erste Marschgefecht. Tirailleurs oder — wie man deutsch besser sagt — Schützen von beiden Seiten schwärmen aus und beschießen sich, erst mit geringem Erfolg; dann rücken geschlossene Abteilungen in den Kampf, hier und da kracht schon eine Salve.

Horch! war das nicht ein Kanonenschuß? — nun wird's Ernst! Er wird bald erwidert, eine Husarenchwadron trabt vor, um womöglich die feindlichen Schützen zu überreiten oder in Knäuel zusammenzuschleudern, vielleicht auch, wenn die feindlichen Kanonen allzu dreist vorgegangen sind, sich in einer Schwärmmattacke auf dieselben zu stürzen, um sie zurückzutreiben oder sie zu nehmen. Es glückt nicht: auch der Feind hat eine wachsame Reiterei zur Hand und bringt immer mehr Truppen ins Gefecht; so auch wir, bis daßselbe von einer Seite abgebrochen, das heißt: ein geordneter Rückzug angetreten wird.

Den Gegner gleich über den Haufen zu rennen, ist jetzt kaum noch möglich, da weder die drüben noch unsre Leute von Anfang an gleich alles aufs Spiel setzen, also stets noch Truppen vorhanden sind, das Gefecht zu nähren oder, wenn dieses aufgegeben wird, die aus dem Kampfe Zurückweichenden durch ihr Einschreiten zu sichern, was man „Aufnehmen“ nennt. In diesen Avantgardengefechten, wo selten ein vollständiger Sieg ersochten wird, wird daher kaum eine Verfolgung zur gänzlichen Vernichtung des geschlagenen Feindes stattfinden.

Welch ein Gefühl aber durchströmt die jungen Soldaten, die ihr erstes Gefecht glücklich und siegreich bestanden haben! Die Gewehre sind kaum im Bivak in Pyramiden zusammengesetzt, die Mannschaften kaum abgetreten, um sich zum Lager einzurichten, so beginnt auch schon das Berichten und Besprechen des Erlebten; vor Aufregung können sich viele noch lange nicht der ihnen so nötigen Ruhe überlassen. Die Erfahrenen suchen, lang hingestreckt, wohlweislich dieselbe und verlassen so bald wie möglich die Wachtfeuer.

Im Lager der Kavallerie herrscht gewöhnlich früher Stille. Die Leute haben zuerst für die Pferde und dann für sich zu sorgen; sie müssen morgens

früher auf den Weinen sein und darum die knappe Zeit zur Ruhe benutzen. In langen Reihen an Pitettpfähle gefoppelt, stehen die Pferde; jede Schwadron bildet eine breite, mit Leinen umzogene Gasse, hinter welcher die Leute lagern. Die Pferde legen sich meist sehr spät nieder, viele nur auf kurze Zeit; manche verschlafen, mit tiefgeenkten Köpfen, stehend die ihnen gönnte Zeit.

Endlich Ruhe überall! Die Feuer erlöschen; unmittelbar vor und hinter dem Bivak hört man zuweilen noch das Anrufen der Wachen — weit draußen, oft stundenweit, stehen die Vorposten. Über dem Nachtlager wölbt sich der dunkle Himmel mit seinen flammenden Sternen, zu denen sich vor dem Entschlummern manches Kriegerauge im stummen Gebet erhoben, manches, das den Herrn sonst wenig gesucht hat. Im Felde hofft gar mancher auf den Schutz des himmlischen Vaters; beim Ringen auf Leben und Tod lernt der Mensch bald genug, wo der Allmächtige zu finden ist. Gar oft richten sich die Gedanken heimwärts, nach den verlassenen Lieben, nach dem Elternhause.

Ost ist das Hüttchen dort nur arm und klein,  
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein.  
Es sieht darin so öd', so traurig aus,  
Und dennoch ist's ein kleines Gotteshaus;  
Denn drinnen betet fromm und treu gesinnt,  
Zubrünstig eine Mutter für ihr Kind.

Der Morgen graut. Da erklingt scharf und hell, wie eines erwachenden Vogels Ruf, im Reiterlager von irgend einer Standartenwache eine einzelne Trompete, der sich bald andre aus den Gassen, allmählich einfallend, anschließen, bis ein lustiges Geschmetter über den ganzen Lagerraum erschallt. Das ist das Signal: „Wecken“. Die Pferde werden gefüttert, gepuht, später zur Tränke geritten. Im Lager der Infanterie schlagen die Trommeln erst später die „Reveille“; dort bedarf es nicht vieler Zeit, um wieder marschfertig zu sein. „An die Gewehre!“ heißt es, jeder hat sein Gepäc umgehängt und ergreift seine Waffe; die Kavallerie ist aufgefessen, die Truppen rücken aus, der Marsch wird von neuem angetreten. Vielleicht schon zur Schlacht?!

Auf diese müssen die mutigen Soldatenherzen oft lange harren, wie sehr auch eine gute Kriegführung dahin drängt. Es gibt gar viel zu bedenken und anzuordnen, damit die verschiedenen Korps oder gar Armeen zu rechter Zeit da eintreffen, wo man mit gesamter Kraft auftreten will, um eine Hauptschlacht zu liefern. Bis dahin fehlt es aber nicht an kleineren Gefechten, auch nicht an blutigen Zusammenstößen einzelner Korps, und die junge Mannschaft, welche schon den eigentümlich scharfen, singenden Ton der Flintenkugeln gehört und ihre Feuertaufe auch im Kanonenfeuer empfangen hat, findet Gelegenheit genug, sich hervorzu thun. Aber nicht bloß im Kugelregen und Bajonettangriff, wo die bis zur Wildheit gesteigerte Aufregung das Bewußtsein der Gefahr schwächt, sondern auch im Ertragen von Mühseligkeiten, von Hunger und Durst und allen Schrecken des Krieges — da erst bewährt sich die Festigkeit eines guten Soldaten, am meisten nach unglücklichen Gefechten, auf dem Rückzuge. Wir erinnern an das schöne Beispiel, wie der alte Marschall Bormwärts seine Truppen auch nach verlorener Schlacht zu beleben wußte. Bei Signy 1815 von Napoleon

empfindlich geschlagen, er selbst unter dem erschossenen Pferde liegend dem Schicksal, gefangen zu werden, ausgesetzt gewesen, reitet er am folgenden Tage wieder die Marschkolonnen entlang. „Kinder!“ sprach er, „gestern haben wir ordentliche Schmiere gekriegt, aber wir wollen's rasch wieder gut machen, nicht wahr?“ — Alles jubelte ihm zu, er siegte bei Waterloo, und seine Getreuen warfen Napoleons von neuem aufgerichteten Kaiserthron in Trümmer.

Der Vorabend der Hauptschlacht ist endlich gekommen. Auf thunlichst kleinem Raume sind die Heeresmassen, welche vereint wirken sollen, zusammengebrängt, um nicht durch allzu weite Märsche vor dem Beginn des Kampfes ermüdet zu werden. Schon sind die Lagerplätze, soweit es möglich ist, bestimmt. Mit Rücksicht auf die Schlachtordnung lagern die Reserven, meist mit der Hauptmasse der Reiterei, und zahlreiche nicht bei den Corps verteilte Batterien weiter zurück. Vortruppen halten wichtige Punkte besetzt: Dörfer, Übergänge, Wälder — um diese wird voraussichtlich der härteste Kampf entbrennen, sie werden daher im Gefechte „Brennpunkte“ genannt. Bei den Vorposten, die sich gern gegenseitig necken und beunruhigen, ist es heute ganz still; sie begreifen, daß ihre Plänkelleien zu nichts führen können und nur unnütz Kräfte vergeuden. Auch in den Lagern waltet heute im ganzen eine ungewöhnliche Ruhe, obwohl es hier und da an heiteren Szenen nicht fehlt. Aber die Ruhe ist kein Zeichen von Niedergeschlagenheit, sondern nur der Beweis, daß der Ernst der Lage von den Kriegern empfunden wird. Der kommende Tag ist vielleicht entscheidend für den Ausgang des Krieges, ja für das Schicksal von Reich und Volk; dem einzelnen bringt er Gefahren, Ruhm, Ehren, Wunden — Tod! Da bestellt denn wohl noch mancher sein Haus und schreibt an seine Lieben daheim mit Bleistift einige Zeilen, einen flüchtigen Gruß, den die Feldpost morgen mitnehmen kann — oder auch nicht! Dann noch ein kurzer, erquickender Schlaf.

Der erste Kanonenschuß ist gefallen — die Schlacht beginnt.

In den europäischen Kriegen gleichen sich die Schlachten in ihren hervortretenden Momenten. Wir entwerfen daher das Bild derselben hier nicht in allen Einzelheiten, wiewohl sich farbenreiche Muster genug fänden; wer denkt nicht an Inkerman, Magenta, Solferino, Königgrätz z.?

Fast überall, von der Eröffnung durch einzelne Batterien und durch Schüßengefechte, dieselbe wachsende Heftigkeit des Kampfes, während der Donner der Geschütze ununterbrochen tobt, Bataillonsfalven durch das fortdauernde Schüßengefeuer dahinfliegen, die kurzen Trommelschläge des Sturmmarsches und das Hurra der Bajonettangriffe erschallen; überall dieselben eintretenden Kampfpausen, während welcher nur die Artillerie ihr Feuer unterhält und frische Truppen in das Gefecht gezogen, neue Schläge vorbereitet werden, bis endlich die Wage schwankt — für den einen Teil sinkt, bis die Entscheidung durch den letzten Gewaltstoß der Reserven herbeigeführt wird und die Kavallerie den Sieg vollendet! — Das Hochgefühl, mit welchem „mildherzige Reiter“, wie Körner singt, im vollen Hofselauf hinter dem geschlagenen Feinde einherstürmen, „läßt das Herz bis in den Hals herauf schlagen.“

Bald hat auch der Neuling den ganzen Ernst des Lebens im Felde kennen gelernt, wenn er des Kanonendonners verständliche Sprache vernommen; dann fängt die Stählung des Herzens an; die Erfüllung der Mannespflicht wird ihm zur zweiten Natur — und er ist im Herzen ein Veteran, wenn er nach Beendigung des Feldzuges mit seinen Kameraden zurückkehrt in die Heimat.

Ist, wie das bei den Millionen-Armeen der Neuzeit in der Regel der Fall sein wird durch die erste große Schlacht die Kraft des Besiegten nicht



Preussische Husaren auf Vorposten.

ganz gebrochen, so wird der Krieg fortgesetzt, bis demselben ein letzter Entscheidungskampf oder die Staatspolitik ein Ende macht. Dann kommt es darauf an, im neugewonnenen Frieden die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen. Aber ach! — das ist nur bis zu einer gewissen Grenze möglich. Das vernichtete Gut läßt sich wieder erwerben; die Tausende vernichteter Menschenleben und Lebenshoffnungen bleiben dahingegen!

## Zwei Friedensjahre.

Das alles ist ihm aber nur gelungen,  
Weil er seit Welt am Leben ließe reifen.  
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,  
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,  
Und links und rechts mit Wonnen und mit Schmerzen  
Sturmschrittis erobern warme Menschenherzen.

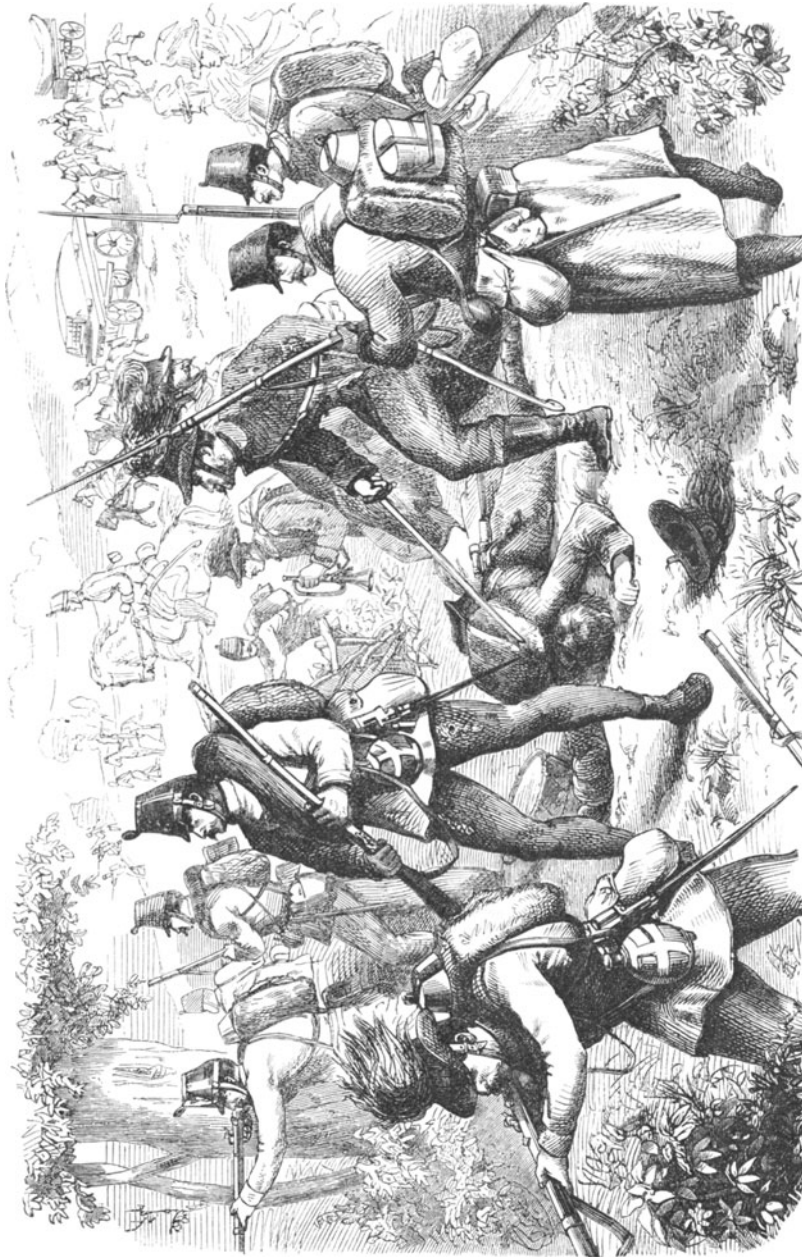
Ruhmgekrönt waren Preußens und Oesterreichs Heere von der äußersten Nordspitze Jütlands, wohin sie ihre Adler im Siegesfluge getragen hatten, heimgekehrt. „Wird der Frieden in Wien, der die Befreiung der Elbherzogtümer von der dänischen Willkürherrschaft besiegelt hatte — wird dieser Friedensschluß auch den Frieden im Innern Deutschlands befestigen?“ So fragten sich besorgt alle weiterblickenden Freunde des Vaterlandes. „Kann aus der neugeschlossenen Waffenbrüderschaft der beiden erprobten Heere eine Brüderschaft und die Einigkeit der deutschen Volksstämme ersprießen — oder wird nicht vielmehr die alte Zwietracht zwischen den beiden Großmächten nun erst recht erwachen?“

Wer anders als Preußen kann in den dem Deutschen Reiche wiedergewonnenen Herzogtümern die Hochwacht halten gen Nord, Ost und West? — so fragten schon während des Feldzuges viele, die dem Schauplatz der Ereignisse nähergetreten waren, und diese Frage beschäftigte auch nach der siegreichen Beendigung des Krieges unaufhörlich das deutsche Volk und seine Staatlenker; während der Zeit von 1864 bis 1866 stand die schleswig-holsteinische Frage im Mittelpunkt der preußisch-deutschen, wie zeitweilig der gesamten europäischen Politik.

Oesterreich hätte es am liebsten gesehen, wenn der größere Teil der Elbherzogtümer, zu einem kleinen, ohnmächtigen Staate vereinigt, einem deutschen Fürsten übergeben, das Land nordwärts der Eider den Dänen wieder überlassen worden wäre.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten und deren Völker hätten zugestimmt, wenn der meistgenannte unter den Bewerbern um den Fürstenhut von Schleswig-Holstein, der Erbprinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, in das Schloß Gottorp und in die Hauptstadt Kiel eingezogen wäre. Daß hierdurch die Zahl der kleinen Fürsten Deutschlands und ihrer Stimmen am Bundestage und damit die Ohnmacht Deutschlands nur vermehrt, Deutschlands Uneinigkeit und Schwäche vielleicht verewigt worden wäre — dieses Bedenken waltete bei Oesterreich und seinen Bundesgenossen nicht vor.





Deutsche Infanterie. Jäger.  
 Kaiserjäger.  
 Österreichische Armee vor dem Deutschen Kriege.  
 Pontontromme. Jägeroffizier. Infanterie.  
 Ungarische Infanterie.

Preußen, Deutschlands Vormauer gegen West und Ost und Wächter an der Ostsee, wollte nicht auf Schildwache stehen an der Nordsee vielleicht nur zu seinem Schaden und ohne bleibenden Nutzen für ganz Deutschland. Die Heldengräber bei Düppel — das gelobte man sich — sollten nicht wieder in fremde Hände fallen. Man bedurfte aber auch der Meeresküsten von Schleswig-Holstein und des Kieler Hafens zur Schaffung der längst ersehnten deutschen Flotte.

In Schleswig-Holstein standen Preußen und Oesterreicher zum letztenmal zusammen im Interesse einer deutschen Sache, und gerade wegen jener Herzogtümer entbrannte nun von neuem und heftiger als je der alte Streit und Hader. Aber Schleswig-Holstein war nur die nächste offenkundige Veranlassung, die zum Kriege führte, der eigentliche Grund zu dem auf friedlichem Wege kaum noch lösbaren Zerwürfniß lag tiefer. Mit der schleswig-holsteinischen Frage, in der sich die langjährigen Gegensätze zwischen Preußen und Oesterreich am schärfsten zuspitzten, mußte zugleich jene andre Frage zur Lösung kommen, die schon vor dem Kriege alle deutschen Gemüter beschäftigt hatte, nämlich die Frage nach Herstellung einer einheitlichen Verfassung Deutschlands, durch welche unserm Vaterlande eine achtunggebietende Stellung nach außen und eine gesunde Entwicklung seiner Volkskräfte im Innern verbürgt würde — an Stelle des alten Deutschen Bundes, der nur Deutschlands Ohnmacht bedeutet und seine Volkskraft niedergehalten hatte. Es drängte, mit einem Worte, die große Frage wegen der Vorherrschaft Preußens oder Oesterreichs in Deutschland zur Entscheidung.

Se gereizter der Ton wurde, in welchem die beiden Großmächte hierüber verhandelten, und je entgegengesetzter ihre Auffassungen sich zeigten, desto tiefer sanken die Hoffnungen derjenigen, welche an die Unvermeidlichkeit einer kriegerischen Entscheidung noch immer nicht glauben mochten. Man mußte sich schließlich doch mit dem Gedanken vertraut machen, daß diese Fragen auf keine andre Weise mehr gelöst werden könnten als mit dem Schwerte, und wenn auch noch nicht abzusehen war, welche Ausdehnung ein Krieg zwischen beiden Mächten annehmen und welche Bundesgenossen jede derselben unter den kleineren deutschen Staaten finden würde, so musterte man doch im stillen schon die beiden Heerlager, noch ehe das entscheidende Wort „Krieg“ gesprochen war. Werfen wir deshalb, ehe wir zur Schilderung der weiteren Verwickelungen übergehen, auch hier erst einen Blick auf die Kriegsverfassung des ehemaligen Deutschen Bundes.

**Die Kriegsverfassung des Deutschen Bundes.** Die bewaffnete Macht, welche der Deutsche Bund ins Feld stellen konnte, war nicht zu Angriffszwecken, sondern nur zur Verteidigung bestimmt, aber immerhin so ansehnlich, daß sie vermocht hätte, sich jedem Widersacher gegenüber Achtung zu erzwingen. Oesterreich und Preußen waren, weil auch außerdeutsche Länder zu ihrem Staatsverbande gehörten, nur mit einem Teile ihrer Kriegsmacht zur Heeresfolge verpflichtet; wenn sie aber mit dem Bundesheere für einen Nationalkrieg ihre gesamten Heere vereinigten, dann konnten diese riesigen Streitkräfte sich wohl mit den größten und kriegsgeübtesten Armeen von ganz Europa messen. Die

Tapferkeit ist ein uraltes Erbeil aller deutschen Stämme; jeder hat rühmreiche Kriegsthaten in allen Zeitaltern aufzuweisen. Rudolf von Habsburg hatte schon vor fast sechshundert Jahren gesagt: „Mit auserlesenen 4000 deutschen Helmen (Reitern) und 40 000 Mann deutschen Fußvolks will ich die ganze Welt angreifen.“ In welchem höherem Grade hätte das im Jahre 1866 gelten müssen, wenn — Deutschland zu einem großen Ganzen vereinigt, wenn es einig gewesen wäre! Der Deutsche Bund konnte ohne besondere Anstrengung eine Macht von 400 000 Mann, bei größerem Aufwand auch 600 000 Mann, ins Feld stellen, ungerechnet die Verstärkungen, über welche Oesterreich und Preußen geboten.

Aber der Bund war in fünfzig Jahren nicht dahin gelangt, sich auch nur eine leidlich gute Kriegsverfassung zu geben! Ein Heer ohne einheitliche, durch kleinliche staatspolitische Rücksichten gehemmte Oberleitung wird leicht gerade im kritischen Augenblick in seiner Schlagfertigkeit beeinträchtigt und unfähig zu großen Entscheidungen. Und doch hatte die Eifersucht der deutschen Kleinstaaten auf ihre volle Eigenmacht und das gegenseitige Mißtrauen der größeren es zuwege gebracht, daß nach einer ausdrücklichen Bestimmung der Bundesfassung selbst der Schein von Suprematie (Oberherrschaft) eines Bundesstaates über den andern vermieden werden sollte.

Unsre der griechischen Geschichte kundigen Leser werden wissen, daß die Griechen, welche doch gewiß auf ihre Freiheit und Selbständigkeit in ihren zahlreichen Gemeinwesen eifersüchtig genug wachten, ihre Helden- und Blütezeit hatten, als ein Staat, Sparta oder Athen, in gemeinsamen Angelegenheiten die Hegemonie oder Vorherrschaft führte. Dem war aber bei uns nicht so.

Oesterreich, das beinahe 800 000 Mann, Preußen, das 700 000 Mann aufbringen konnte, durfte keine militärische Herrschaft über Vöchtensstein, dessen Seeresmacht aus 60—80 Jägern bestand, in Anspruch nehmen!

Das Bundesheer, aus den Kontingenten aller Bundesstaaten zusammengesetzt, ward nach der jedesmaligen Bundesmatrikel, d. h. nach dem maßgebenden Verzeichnis über das an Geldbeiträgen und Mannschaft zu Entrichtende, gestellt. Das Bundesheer bestand hiernach aus vollständig organisierten, teils ungemischten, teils zusammengesetzten Armeekorps, welche ihre Unterabteilungen, Divisionen und Brigaden hatten.

Kein Bundesstaat, dessen Kontingent ein oder mehrere Armeekorps für sich allein bildete (Oesterreich, Preußen, Bayern), sollte Kontingente anderer Bundesstaaten mit dem seinigen in einer Abteilung vereinigen. Die Stärke und die Zusammensetzung des aufzustellenden Kriegsheeres wurde durch besondere Bundesbeschlüsse bestimmt; das aufgestellte Kriegsheer des Bundes sollte allerdings ein Heer bilden und von einem Feldherrn befehligt werden. Derselbe ward von dem Bunde gewählt und von der Bundesversammlung, seiner zuständigen Behörde, in Eid und Pflicht genommen. Er sollte dem Bunde persönlich verantwortlich sein und vor ein Kriegsgericht gestellt werden können. Wie stand es aber damit, wenn der oberste Feldherr ein gekröntes Haupt war?



Reitende Artillerie.

Die sächsische Armee im Jahre 1866.

Reiteroffizier.

Pionier.

Infanterist.

Quasigend.

Das Verhältnis der Truppengattungen in den einzelnen Bundeskontingenten war durch besondere Vorschriften bestimmt, die übrigen Verhältnisse in vieler Beziehung ganz einheitsvoll geordnet. Aber die Hauptsache — Einheit in der Bewaffnung, in der Ausrüstung, im Exerzierreglement, im Felddienst — war nicht zu erzielen gewesen, nicht einmal in den Kommandoworten und Signalen!

Wir sprechen nicht von den beiden Hauptmächten und von Bayern, welche ihre eignen ungemischten Armeekorps stellten; aber bei den zusammengesetzten Armeekorps VIII—X und bei der Reservedivision sah es kunterbunt aus und ging es noch bunter zu. Ein darmstädtischer höherer Offizier hat sich f. B. die Mühe gegeben, die verschiedenen Kommandos für die einfachsten Dinge, z. B. Präsentieren, bei den Bundesstruppen zusammenzustellen — eine ganze Musterkarte von allen möglichen Ausdrücken und Bezeichnungen! Doch hatten sich die Kontingente, welche zum erstenmal seit der Begründung des Bundes im ersten dänischen Kriege vereinigt wurden, trefflich geschlagen; auch die Generale Napoleons, welche die Rheinbundstruppen kommandierten, verstanden weder deren Sprache noch Reglement, und es ging doch — infolge der gehandhabten straffen Zucht und des unter dem Soldatenkaiser sorgsam gepflegten militärischen Geistes.

Zu Oesterreichs gunsten kamen in dem entbrennenden Kampfe in Betracht die nachstehenden Staaten, deren damalige Streitkräfte in voller Entwicklung sich, wie folgt, beziffern lassen:

Oesterreich 425 000 Mann Feldtruppen einschl. 66 000 Reitern und 1000 Geschützen (ungerechnet die 240 000 Ersatzmannschaften, Besatzungstruppen u. s. w.)	665 000 M.
Königreich Sachsen 30 000 und Hannover 24 000	54 000 "
Königreich Bayern (ohne Reserve und Landwehr)	80 000 "
Württemberg 30 000, Baden 18 000, Großherz. Hessen 14 000	62 000 "
Kurhessen 12 000, Nassau 8 000, Meiningen 3 000	23 000 "
Neuß ältere L. 400, Liechtenstein 80, Frankfurt a. M. 1 000	1 480 "

Im ganzen zu gunsten Oesterreichs 885 480 M.

Auf der andern Seite standen zu Preußen nachfolgende Staaten mit ihren Streitkräften:

Preußen mit 350 000 Mann Feldtruppen einschl. 50 000 Reitern und 900 Geschützen (außerdem 130 000 Mann Ersatz- und 150 000 Mann Besatzungstruppen, endlich 100 000 Mann Landwehr II. Aufgebots)	730 000 M.
Mecklenburg, Schwerin 10 000, Strelitz 1 500	11 500 "
Braunschweig 5 000, Oldenburg 5 000	10 000 "
Sächsishe Herzogtümer: Weimar 5 000, Coburg-Gotha 3 000, Altenburg 2 500	10 500 "
Schwarzburg, beide zusammen 2 000, Anhalt 3 500	5 500 "
Waldeck 1 000, Lippe, beide Linien 1 800, Neuß jüngere L. 800	3 600 "
Hanseaten: Hamburg 2 000, Lübeck 800, Bremen 800	3 600 "

Im ganzen zu gunsten Preußens 774 700 M.

Es versteht sich von selbst, daß nicht sämtliche oben aufgeführten Streitkräfte in dem sich vorbereitenden Kriege in Bereitschaft waren und zur Ver-

wendung gelangten. Von den vorstehend unter Preußen aufgeführten Staaten haben nur Gotha, Oldenburg, Lippe, Mecklenburg-Schwerin sowie die Hansestädte mit ihren Truppen Preußen während des Krieges eingreifend zur Seite gestanden.

Das deutsche Bundesheer bildete zehn Armeekorps und eine Reserivedivision. Davon stellte Österreich das I.—III., Preußen das IV.—VI., Bayern das VII., Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt das VIII., Sachsen, Kurhessen und Nassau (nebst Luxemburg-Imburg) das IX., Hannover, Braunschweig, Holstein und Lauenburg, beide Mecklenburg, Oldenburg und die drei norddeutschen Freien Städte das X. Korps. Die Reserivedivision, aus 12 Bataillonen leichter Infanterie bestehend, wurde von den kleinen Staaten und der Stadt Frankfurt gebildet und war zur Verstärkung der Garnisonen in den Bundesfestungen bestimmt.

Infolge der Kunstliebe des Königs Ludwig I. von Bayern, der alle zu erübrigenden Landesmittel zur Hebung der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur verwendete, ließ der Zustand des bairischen Heeres sehr viel zu wünschen übrig. Vor allem war für die Feldtüchtigkeit des Heeres der mit den Kammern vereinbarte geringe Friedensstand (eine Kompanie zählt oft nur 25 Mann) nicht vorteilhaft. Die Mannschaften gehörten sechs Jahre dem stehenden Heere an, waren aber nur im ersten Jahre ganz, im zweiten 8½ Monate, später gar nicht mehr bei der Fahne. Während der Übungszeit wurden die beurlaubten Mannschaften der vier Jahrgänge einberufen und auf diese Weise der Präsenzstand vorübergehend erhöht; doch konnte dadurch den Folgen der eingerissenen Mängel für den Krieg nicht vorgebeugt werden. Dagegen war von den deutschen Truppenkörper die sächsische Armee in jeder Beziehung ausgezeichnet im Stande. Zur Bundesarmee hatte sie nur ihr Kontingent, nicht ihre volle Stärke zu stellen. Ihre Fahnenehre hat sie auch auf den Schlachtfeldern Böhmens wacker verteidigt.

### Meisterzüge auf dem Schachbrett der Politik.

Als der Frühling des Jahres 1866 gekommen war, hatten sich an Deutschlands Horizont dunkle Wolken gesammelt — doch blieb anfangs der Himmel über unsern Häuptern noch klar, die Sonne schien heiter hoch über uns, und die Herzen hörten nicht auf zu hoffen. Aber von Woche zu Woche zog das Gewölk drohender empor, bis endlich ein furchtbares Unwetter Deutschland bis in seine Grundfesten erschütterte und den einst zu Wien gegründeten Bau seines vielgliedrigen Staatenbundes in Trümmer warf.

Während des Krieges der beiden deutschen Großmächte gegen Dänemark waren die treffliche Organisation der preussischen Armee und die Kühnheit der preussischen Politik glänzend zu Tage getreten. Einer gründlichen Vorbereitung folgte die zielbewusste Ausführung auf dem Fuße; die Befehlshaber wie die einzelnen Leute bewährten sich gleichmäßig. Das preussische Kabinett hatte sich weder durch die Drohungen Englands, noch durch die zweifelhafte Haltung

Frankreichs abhalten lassen, seinen Plan bis zum Ende zu verfolgen. Der Ausgang bewies, wie richtig alle Verhältnisse beurteilt worden waren. Die Schwächung Dänemarks konnte, wenn sie auch England, Frankreich und Rußland nicht wünschenswert erschien, in der allgemeinen politischen Lage Europas keine Veränderung hervorbringen, da die Bedeutung, welche dieses Land als Wächter des Sundes besaß, ihm durch Verträge mit allen seefahrenden Nationen gesichert war.

Der König von Dänemark hatte die Elbherzogtümer an Österreich und Preußen abgetreten; auf die Forderungen des Deutschen Bundes hatten die beiden Großmächte beim Friedensschluß keine Rücksicht genommen. Durch denselben war nun zunächst Österreich und Preußen ein gleicher Anspruch an die Marken erwachsen. Um auch bei der weiteren Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit die Mitwirkung des Bundes völlig auszuschließen, ließ Preußen den größten Teil seiner Truppen in Holstein stehen und forberte zugleich Sachsen wie Hannover auf, ihre Truppen, soweit dieselben das neue deutsche Bundesland noch besetzt hielten, zurückzuziehen. Da Österreich hiergegen nichts einwendete, so war man weder in Dresden und Hannover, noch in Frankfurt geneigt, ernstlichen Widerstand zu versuchen. Die Bundesversammlung erklärte vielmehr, um einer scheinbaren Demütigung zu entgehen, die Bundesexekution für beendet; nach Abzug der deutschen Bundesstruppen besetzten Preußen und Österreicher die Herzogtümer, und die Bevollmächtigten beider Staaten traten an die Spitze der Verwaltung derselben.

So war die letzte Verbindung aufgehoben, die bisher zwischen der Bundesversammlung und den Herzogtümern bestanden hatte, und die Entscheidung über deren Zukunft lag allein in den Händen der beiden deutschen Großmächte. Man konnte hierin nur die notwendige Folge des Umstandes erkennen, daß Österreich und Preußen vor und während der Kriegführung sowie beim Friedensschlusse mehr als europäische, denn als deutsche Mächte aufgetreten waren. Daß die Nichtachtung des nationalen Gefühls in Deutschland einen ungünstigen Eindruck hinterlassen würde, ließ sich vorhersehen. Aber noch bedeutungsvoller für beide Mächte stellte sich jetzt die Frage, in welcher Stellung die Herzogtümer zu Deutschland treten sollten.

Der Krieg hatte Österreich und Preußen einander genähert, der Friede schied sie wieder. Sie hatten sich im Norden zur Durchführung eines Werkes verbunden — aber aus völlig verschiedenen Beweggründen. Österreich hatte sich an dem Kriegszuge hauptsächlich deshalb beteiligt, weil es die Entscheidung über das Schicksal der Nordmarken Preußen nicht allein überlassen wollte. Über die schließliche Organisation Schleswig-Holsteins schien die Wiener Staatskunft auch nach dem Wiener Frieden einen bestimmten Plan noch gar nicht gefaßt, sondern alles zukünftigen Fügungen anheimgestellt zu haben. Am nächsten lag es für Österreich, nördlich von der Elbe einen neuen Mittelstaat entstehen zu lassen, der sich, wie alle Mittelstaaten, seinem politischen System zuneige und in der Bundesversammlung seine Politik unterstütze. Preußen dagegen hatte sich als Ziel gesteckt, sich nicht mit einem allgemeinen Einfluß auf diesen neuen Staat, wenn er wirklich ins Leben treten sollte, zu begnügen,

sondern mit demselben in nähere Verbindung zu treten und — in Rücksicht auf die geographische Lage desselben — dessen militärische und maritime Hilfsmittel mit den seinen zu eignem Vorteile und zum Vorteile Deutschlands zu verschmelzen.

Die Absicht einer förmlichen Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen ward von dem preußischen Kabinett anfangs nicht gehegt, da die entgegenstehenden Hindernisse denn doch zu mächtig schienen. Man dachte im Rate des Königs an ein Verhältnis zu den Erbherzogtümern, das sie nötige, zur Erlangung der von Preußen in Aussicht genommenen Oberherrschaft über Norddeutschland mitzuwirken. Im Hintergrunde der preußischen Politik aber stand schon frühzeitig der Gedanke, die Herzogtümer mit oder ohne Österreichs Zustimmung unter preußische Herrschaft zu bringen, falls etwa der Erbprinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der einzige in Betracht kommende Bewerber um den neu aufzurichtenden Thron, nicht gewillt sein sollte, sich den ihm preußischerseits zu stellenden Bedingungen zu fügen.

Wie aber betrachtete man zu jener Zeit in Preußen seitens des Volkes die Sachlage? Was die tapfere Armee gethan hatte, ließ man gelten; aber man wünschte anfänglich gar nicht, daß aus den auf den Schlachtfeldern erlangenen Erfolgen für Preußen eine Vergrößerung erwachse. „Könne überhaupt an bleibende Vorteile gedacht werden“, so urteilte man, „wenn sie einem Manne wie Herrn von Bismarck zu verdanken sind — einem Manne, der das köstliche Gut der Freiheit im Innern unter seine Füße stampft! Das würde uns im weiteren Verlaufe teuer zu stehen kommen!“

Nur in einzelnen Kreisen begann es zu tagen! Die Wortführer derselben wiesen darauf hin, daß sich Preußen durch Hingabe des Blutes seiner Landes-kinder für die Herzogtümer ein Anrecht auf eine enge Verbindung mit letzteren erkämpft habe. Wenn es freilich nach dem Willen der kleinstaatlichen Mehrheit im Bundesrate gegangen wäre, so würde wohl auch hier das alte Wahrspruch „Undank ist der Welt Lohn“ Anwendung gefunden haben; die deutschen Mittel- und Kleinstaaten im Bunde mit Österreich hätten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als Preußen den Dank für seine dem Gesamtwaterlande gebrachten Opfer durch Errichtung eines machtlosen Kleinstaates in den meeresumspülten Marken heimzuzahlen. Des Wortes König Friedrich Wilhelms III.: „Was Preußen erworben, ist für Deutschland gewonnen“, erinnerte man sich nicht. Und doch ließen sich an die Stärkung Preußens im Norden Deutschlands sehr naheliegende berechnete Erwartungen namentlich auch für die Hebung und Förderung von Handel und Verkehr knüpfen; es lag auf der Hand, daß die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen allen Beteiligten Vorteil bot.

Inzwischen war der Erbprinz Friedrich mit der preußischen Regierung in Verhandlung getreten. Der Leiter der preußischen Politik bedeutete demselben, daß die preußische Regierung durchaus nichts dagegen habe, wenn ihm die Herzogtümer überlassen würden, falls seinerseits Preußen die Verfügung über die Land- und Seemacht der vereinigten Lande mittels einer Militärkonvention zugestanden würde. Im Interesse der Herstellung einer genügenden Wehrkraft zur See und behufs Anlage der nötigen Marineeinrichtungen



bestehe man auf Anlage eines von Efernförde nach Brunsbüttel laufenden Schifffahrtskanals mit zwei befestigten Punkten an beiden Meeren, deren Besetzung nebst dem dazu nötigen Territorium Preußen zu überlassen sei, ebenso verlange man das Aufsichtsrecht über diesen Kanal.

Der Prinz antwortete ausweichend, indem er auch die Bemerkung einfließen ließ, daß Preußen ja gar nicht seitens der Herzogtümer zum Beistande herangerufen worden sei; er meinte, der Bund würde schon seine Sache zu gutem Ende gebracht und ihm zu seinem Recht verholfen haben! Hätte Prinz Friedrich damals angenommen, was ihm geboten worden war, die schleswig-holsteinische Frage wäre damit so gut wie aus der Welt geschafft gewesen. So aber verließ er sich auf Oesterreich und den Deutschen Bund, vor dessen Forum nun die Angelegenheit durch Oesterreich gebracht wurde.

Als man in Berlin maßgebenden Ortes zum Entschlusse gekommen war, die Gelegenheit, sich an den Küsten der Nordmarken bleibend festzusetzen, nicht vorübergehen zu lassen, da war es unerlässlich, die Abtretung gewisser Gebiets- theile zu beanspruchen; damit aber ging auch der scheinbare Frieden zu Ende. Und doch waren die vorgebrachten Gründe schlagend. „Daß die Herzogtümer nicht im Stande sind“, hieß es in einem Schreiben Bismarcks an die österreichische Staatskanzlei, „dem ersten, mit nachhaltiger Macht geführten Stoße einer fremden Macht zu widerstehen, haben die Erfahrungen zu Anfang der Jahre 1848 und 1849 gezeigt. In ähnlicher Weise wird für Schleswig-Holstein, wenn es nur auf seine eignen Kräfte angewiesen ist, immer die Gefahr bestehen, daß das Herzogtum Schleswig im ersten Anlauf verloren geht. Die Folge davon würde sein, daß der Feind dort sofort eine feste und sehr gefährliche Operationsbasis gewönne, und daß Preußen genötigt wäre, das Land mit großen Opfern wieder zu erobern, wie dies im Jahre 1848, namentlich aber im vorigen Jahre (1864) geschehen ist. Dieser Gefahr, der wir uns nicht aussetzen dürfen, kann nur vorgebeugt werden, wenn die in Schleswig vorhandenen Streitkräfte und militärischen Einrichtungen sich in einem organischen Zusammenhange mit den preußischen befinden, wenn dieses Herzogtum in militärischer Beziehung einen integrierenden Teil unsres eignen Verteidigungssystems bildet, und wir daher in der Lage sind, einem ernststen Angriff schon dort zu widerstehen und ein Festsetzen des Feindes daselbst zu verhindern.“ Dagegen ließ sich nicht viel einwenden.

Gegen die Absichten Preußens in bezug auf die Elbherzogtümer hätte die österreichische Staatsleitung auch wohl kaum etwas einzuwenden gehabt, wenn die Eröffnungen der preußischen Regierung mit dem Anerbieten einer Gegengewähr, d. h. einer Entschädigung Oesterreichs durch Abtretung preußischer Landesstrecken, etwa der Grafschaft Glatz oder eines andern für Oesterreich gleich günstig gelegenen Theiles von Schlesien, verbunden gewesen wären. Aber daran dachte man in Berlin nicht; daher trat schon sehr bald der alte Zwiespalt in erhöhter Schärfe zu Tage.

Je mehr sich die Aussicht, zu einem Einverständnis zu gelangen, verringerte, in um so bedenklicherer Weise mehrten sich die Zwistigkeiten zwischen dem österreichischen Zivilkommisnar Freiherrn von Salzhuber und dem

preußischen Bevollmächtigten Herrn von Bedlich, denen die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer oblag.

Die Bevölkerung der Herzogtümer sah nach wie vor in dem Erbprinzen von Augustenburg ihren rechtmäßigen Fürsten. Man erhob nach der endgültigen Loslösung von Dänemark Anspruch auf ein selbständiges staatliches Dasein und hielt sich hierzu mindestens für ebenso berechtigt, wie andre norddeutsche Kleinstaaten, z. B. Mecklenburg und Oldenburg. Dessenungeachtet war man geneigt, dem politischen Übergewicht und der thatsächlichen Bedeutung, welche Preußen sich neuerdings in Deutschland errungen hatte, Rechnung zu tragen und zu einem engeren Anschluß an diese Großmacht die Hand zu bieten. Vor allem aber gab sich der Wunsch kund, daß der Erbprinz von Augustenburg als Herzog eingesetzt werden möchte, worauf es dann seine und der einzuberufenden Ständeversammlung Sache sein würde, den näheren Anschluß an Preußen zu suchen. Der preußischen Regierung widerstrebte es indessen, das künftige Verhältnis der Herzogtümer von dem guten Willen des Erbprinzen von Augustenburg abhängig zu machen. Man besorgte, der einmal anerkannte Herzog und die Stände des Landes könnten den Einfluß Preußens auf eine Militärkonvention, wie sie preußischerseits etwa mit Koburg abgeschlossen worden war, beschränken und zu einem weniger entgegenkommenden Verhalten nicht nur von Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten, sondern vielleicht sogar von England ermutigt werden.

Deshalb bestand Preußen darauf, daß man in Schleswig-Holstein in erster Reihe den Abschluß eines festen, unauflösbaren Bündnisses ins Auge fasse: unzweideutig wies Bismarck darauf hin, daß Preußens Aufgabe nicht dahin gehen könne, einen neuen wahrscheinlichen Gegner sich selbst zu schaffen. Der Minister verlangte wiederholt, daß die gesamte schleswig-holsteinische Streitmacht Preußen zur Verfügung gestellt werde, wogegen letzteres zur militärischen Beschützung des neuen Staates verpflichtet sein sollte. Dienstpflicht und Stärke des zu stellenden Kontingentes sollten sich nach den in Preußen geltenden Vorschriften zu richten haben, überhaupt die ganze preußische Kriegsverfassung auch auf die Herzogtümer Anwendung finden. In gleicher Weise wurde eine Vereinigung der Wehrkräfte für die Kriegsmarine der beiden Herzogtümer verlangt. Natürlich würden die schleswig-holsteinischen Truppen und selbstredend auch die Marinemannschaften dem Könige von Preußen den Fahneneid zu schwören haben. Weiterhin sollte sich der neue Staat auch zu gewissen Landabtretungen an Preußen verstehen, wie insbesondere der Stadt Sonderburg am Allensund und der Feste Friedrichsort sowie je eines größeren Gebietsstreifens an den beiden Mündungen des geplanten Nord-Ostseekanals behufs Anlage von Befestigungen. Nach der preußischen Auffassung waren diese Abtretungen keineswegs als darzubringende Opfer, sondern als notwendige Gegenleistungen für die Gewähr eines gesicherten staatlichen Bestandes aufzufassen und unerläßlich zur Verteidigung des Landes. Ferner sollten die Nordmarken dem Zollverein und für immer dem preußischen Zollgebiet beitreten; endlich ward verlangt, das Post- und Telegraphenwesen Schleswig-Holsteins mit dem preußischen zu verschmelzen. So-

lange nicht diese Forderungen sämtlich erfüllt seien, werde selbstverständlich die preußische Befegung der Herzogtümer fortbauern; ein etwaiges späteres Abweichen von jenen Bedingungen aber würde alle erworbenen Rechte Preußens wieder aufleben lassen.

Daß Osterreich und der Bundesrat die Berechtigung dieser Ansprüche Preußens nicht anerkennen wollten, kann nicht wunder nehmen. Man berief sich darauf, daß ein auf solche Bedingungen hin eingesetzter Fürst nicht als gleichberechtigtes Mitglied des Deutschen Bundes gelten könne. Was anderseits die Bevölkerung der Herzogtümer selbst betrifft, so war dieselbe geneigt, in ihren Zugeständnissen an Preußen so weit wie irgend thunlich zu gehen, nur um endlich aus der Ungewißheit herauszukommen.

Das Zerwürfniß im Innern des preußischen Staates dauerte untermessen fort, ja es hatte sich inzwischen noch gesteigert, trotzdem daß die Regierung das mißliebige, von der Volksvertretung für verfassungswidrig erklärte Preßgesetz vom 1. Juni zurückgenommen hatte. Wahrlich, es gehörte Mut, Zuversicht und außerordentliches Selbstvertrauen dazu, das heftig angefochtene Werk der Heeresreform weiterhin zu verfechten. Wie richtig auch im gegebenen Falle das Wort sein mag, daß man



Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Augustenburg.

die Stimmen wägen und nicht zählen müsse — das Mißverhältnis der Regierungsgetreuen im Abgeordnetenhaus zu deren Gegnern war doch zu groß! Das Ministerium hatte nur 37 Stimmen für sich, die Fortschrittspartei dagegen zählte deren 260. Hatte sich der Konflikt schon während der Sitzungen des im vergangenen November zusammengetretenen Landtags verschärft, so besserte sich die Stimmung auch im Jahre 1864 nicht. Das Abgeordnetenhaus beharrte bei seiner Parteinahme für den Prinzen von Augustenburg und verweigerte die Genehmigung des Militärgesetzes und des Ausgabeetat für die neuen Regimenter, während das Herrenhaus wie bisher, so auch jetzt der Regierung zur Seite stand und derselben die einzige noch verlässliche Stütze bot. Wieder hatte das Herrenhaus das Budget nach der Regierungsvorlage angenommen, und der Landtag ward am

25. Januar noch ungnädiger entlassen als zuvor. Ähnliches wiederholte sich in der nächsten Landtagsession (14. Januar bis 17. Juni 1865), nur daß diesmal auch noch die Mittel für die Vermehrung der Kriegsflotte sowie die nachträgliche Genehmigung der Kosten des dänischen Krieges verweigert wurden. Dagegen wurde der neue Vertrag mit den Zollvereinsstaaten, die Handelsverträge mit Frankreich, Osterreich, England und Belgien bereitwillig angenommen.

Unter solchen Umständen durfte man sich nicht wundern, wenn wohlgemeinte Vermittlungsversuche erfolglos blieben. Infolge des immer nur sich verschärfenden Konflikts zwischen der Regierung und dem Abgeordneten-hause war von solchen Vermittlungsbestrebungen ein wesentlicher Einfluß auf die Entschliefungen der maßgebenden Kreise ebenso wenig zu erwarten, wie von den hier und da auftauchenden Bestrebungen der politischen Vereine, z. B. des „Nationalvereins“, des großdeutschen „Reformvereins“ u. a. Bei beiden machte sich nach Maßgabe der Lage der Dinge und der zunehmenden Abspannung eher eine rückgängige Bewegung bemerkbar. Es mußten eben erst neue Thaten geschehen, um diese politischen Kreise mit neuem Geiste zu erfüllen.

Für den Leiter der preußischen Politik stand längst die Überzeugung fest, daß der eigentliche Schwerpunkt für die Entscheidung der großen Tagesfrage weniger in oder bei den vaterländischen Vertretungskörpern, auch nicht in den Herzogtümern selbst, als vielmehr außerhalb derselben liege. Demgemäß beschränkte sich die preußische Regierung, da sie durch Verhandlungen mit Osterreich nicht zum Ziele gelangen konnte, vorläufig darauf, die Lösung der Frage hinauszufchieben und das Eintreten günstiger Umstände abzuwarten.

Bismarcks politischer Scharfblick hatte vorhergesehen, daß die Mehrheit des preußischen Volkes der Einverleibung der Herzogtümer sich schließlich doch zuneigen werde, zumal da Meid und Eifersüchtelei in Osterreich und in den deutschen Mittelstaaten an den durch Preußen herbeigeführten Waffenerfolgen herumzumäkeln begannen. Bei dem regen Ehrgefühl des preußischen Volkes ward immer lauter und mit gerechtem Stolze auf die „elegante Weise der Kriegführung“, auf die treffliche Haltung und Tapferkeit des preußischen Heeres, welches die Nordmarken für Deutschland gewonnen, hingewiesen. Es war vorauszu sehen, daß die erkämpften Erfolge trotz des sich einstweilen noch kundgebenden Mißtrauens schließlich auch in Preußen ihre guten Früchte tragen würden.

Auf Grund solcher Anschauungen gab man sich auch der Hoffnung hin, die noch Widerstrebenden im Landtage für den Gedanken der Einverleibung der Elbherzogtümer oder deren Anschluß an Preußen doch am Ende zu gewinnen, zumal sich für die Errichtung eines neuen Mittelstaats in Norddeutschland immer weniger Berufene erwärmen mochten.

Der König hatte den im Januar 1865 wieder zusammengetretenen Landtag mit dem dringenden Wunsche eröffnet, „daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen der Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet habe, nun seine Ausgleichung finden möchte.“ . . . . „Die be-

deutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben“, so hieß es in der Thronrede, „die Meinungen über das Bedürfnis der verbesserten Organisation des Heeres, die sich in einem siegreich geführten Kriege bewährt hat, aufzuklären. Die Rechte, welche der Landesvertretung durch die Verfassungsurkunde eingeräumt worden sind, bin ich auch ferner zu achten und zu wahren entschlossen. Soll aber Preußen seine Selbstständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten gebührende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke sein, und kann sie das Einverständnis mit der Landesvertretung nicht anders als unter Aufrechthaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen. Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist mein ganzes Streben, mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziele vor Augen, werden Sie, wie ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit meiner Regierung zu finden wissen, und dann werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen.“

Das Abgeordnetenhaus zeigte jedoch noch immer keine Geneigtheit, der so dringend ausgesprochenen Mahnung des Königs Gehör zu schenken und das vorgelegte neue Militärgesetz und den Etat dafür zu bewilligen. Sowohl die Gewährung von Mitteln zu gunsten der preußischen Marine, wie auch die für die Befestigung des Kieler Hafens geforderten sechs Millionen wurden versagt, obgleich Bismarck den Standpunkt der Regierung den Herzogtümern und ihren zusammenzurufenden Ständen gegenüber in Kernworten dargelegt hatte; „keine Beschlüsse, keine Proklamationen der Stände, kein einseitiges Vorgehen werden im stande sein“, verkündete er, „Preußen aus den Herzogtümern herauszumäßregeln.“ Diesen ersten Worten fügte er vierzehn Tage nachher eine weitere Mahnung für die Bewohner der Marken hinzu: „Ich halte es“, sagte er, „für die Herzogtümer bei weitem vorteilhafter, Mitglied einer großen Gemeinschaft zu werden, als einen neuen Kleinstaat mit fast unerträglichen Lasten errichtet zu sehen!“

Die zur Prüfung der Ansprüche des Erbprinzen von Augustenburg angerufenen Staatsrechtskundigen faßten die Angelegenheit in der Hauptsache vom Standpunkte des Rechtes der Eroberung ins Auge und erklärten, daß der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich sowohl von diesem Gesichtspunkte aus, als auch in der erlangten Eigenschaft als Herzöge von Schleswig-Holstein und Lauenburg keinem dritten, also auch nicht dem Bundestage, Rechenschaft hinsichtlich der Maßnahmen abzulegen hätten, welche sie bezüglich der Herzogtümer und Lauenburgs treffen würden. Trotzdem verschloß sich der Prinz von Augustenburg fortwährend allen Vorstellungen, und die Regierungen der deutschen Mittelstaaten wie die Staatslenker in der Hofburg zu Wien rechneten fest darauf, daß sich zu dem fortdauernden Konflikt zwischen der preußischen Regierung und der Landesvertretung weitere Verleglichkeiten gesellen und diese den König und seine Ratgeber schließlich „mürbe“ machen würden. Diese Hoffnungen der Gegner Preußens verwirklichten sich nun freilich nicht. Im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Stärke beharrte

die preußische Regierung unentwegt auf dem in der schleswig-holsteinischen Frage von ihr eingenommenen Standpunkt, und schon im März waren Vorkehrungen getroffen worden, die bisherige Flottenstation von Danzig nach Kiel zu verlegen. Daraus und aus der öffentlich abgegebenen Erklärung Bismarcks konnte geschlossen werden, daß es preußischerseits wirklich auf eine dauernde Besetzung dieses vortrefflichen Hafens abgesehen sei.

Unter Hinweis auf das Mitbesitzrecht des Kaisers Franz Joseph legte zwar der österreichische Kommissar gegen ein solches Vorgehen Preußens Protest ein. Aber die Hafensarbeiten wurden deswegen nicht unterbrochen, und alle Einrichtungen in Schleswig wurden nur um so ernstlicher betrieben, als wolle Preußen damit sagen: „Seht, ich setze mich hier fest; versucht's, mich anzugreifen und hinauszurufen!“ —

Sedoch wog die Friedensliebe des Königs Wilhelm noch vor, wiewohl bereits für alle Fälle kriegerische Vorbereitungen getroffen und Befehle erteilt wurden, die schlesischen Festungen in Verteidigungszustand zu setzen. Mitte Juli sprach sich Bismarck unzweideutig gegen den Herzog von Gramont, den französischen Botschafter in Wien, dahin aus: Man solle ja nicht glauben, daß Preußen einen Krieg mit Österreich fürchte; „wir werden“, sagte er, „die Herzogtümer und die Hegemonie über Deutschland mit Güte oder Gewalt erlangen!“

Am 20. Juli begab sich König Wilhelm nach Gastein. Unterwegs in Regensburg machte er Halt; dahin waren vom Monarchen sämtliche Minister, die Gesandten von Wien und Paris und der Generalstabschef von Moltke zur Beratung beschieden worden. Unter Vorsitz des Königs ward hier die Frage erörtert, ob Preußen, wenn Österreich in seiner Feindseligkeit beharre, in hinlänglicher Kriegsbereitschaft sei; die Antwort lautete bejahend.

In Österreich hielt man, angesichts der Entschlossenheit König Wilhelms und seines ersten Ratgebers, unter den obwaltenden Umständen einstweilen es für das beste, vom verlorenen Spiel zu retten, was noch zu retten war. Überdies bereitete den österreichischen Staatsmännern der mißliche Zustand der Finanzen große Verlegenheit, auch hatte sich in Ungarn die Stimmung wieder verschlimmert. Um so ratsamer schien es, sich vorerst zu vertragen; war die Zeit der Verlegenheiten vorüber, so konnte ja nachgeholt werden, was man inzwischen versäumt hatte.

Das Gasteiner Abkommen. So kam am 14. August 1865 die „Gasteiner Konvention“ zustande, auf Grund deren die Verwaltung von Schleswig nunmehr an Preußen, die von Holstein an Österreich überging. Das Anrecht auf beide Herzogtümer blieb ein gemeinsames. Preußen wurde das Recht zugestanden, sich im Hafen zu Kiel nach seinem Ermessen einzurichten, bis dahin, wo wegen der Bundesflotte und der Erklärung Kiels als Bundeshafen entschieden sein werde. Ferner wurde Preußen bezüglich der Festung Rendsburg das Besatzungsrecht und der Mitgebrauch der Militär- und Poststraßen durch Holstein zugesprochen, ihm auch die Befugnis eingeräumt, einen Kanal zwischen der Nord- und Ostsee durch Holstein anzulegen. Bezüglich des Herzogtums Lauenburg, das mit den Herzogtümern Schleswig-Holstein nicht zusammen-

hing und dessen Bevölkerung den Anschluß an Preußen wünschte, ließ Österreich sich bereit finden, sein Mitanrecht Preußen für 2 500 000 dänische Thaler (5 262 000 Reichsmark) abzutreten.

Seitens Preußens wurde nun Generalleutnant von Manteuffel zum Statthalter von Schleswig ernannt, Österreich setzte für Holstein den Feldmarschallleutnant Baron von Gablenz ein. Der Besitzergreifung Lauenburgs durch Preußen am 23. September folgte schon am 26. die „Erbhuldigung“ der Vertreter der Ritterschaft und Landschaft, welche der König selbst entgegennahm.

Bismarcks Verdienst um diese für Preußen günstigen Abmachungen wurde vom Könige durch Verleihung des Grafentitels belohnt; zugleich wurde Bismarck zum Minister für Lauenburg ernannt. Die Auszeichnungen, welche dem verdienten Staatsmann zu teil wurden, galten aber nicht nur seinem erfolgreichen Eingreifen auf dem Gebiete der hohen Politik, sondern sie drückten zugleich auch den Dank des Monarchen für die hervorragende Geschicklichkeit aus, mit welcher Bismarck die Verhandlungen mit den Staaten des Zollvereins wegen dessen Weiterentwicklung und Fortdauer (1864) und wegen der neuen Handelsverträge mit Frankreich, Belgien, Italien und Österreich zum Abschluß gebracht hatte.

Für die Verdienste, die Graf Bismarck sich erworben, blieb jedoch die große Mehrheit der Vertreter des Volkes noch immer blind. Das am 15. Januar 1866 zusammengetretene Haus der Abgeordneten zeigte sich gerade so unverföhnlich wie bisher. Es erklärte am 3. Februar die Vereinigung des Herzogtums Lauenburg mit der Krone Preußen so lange für rechtswidrig, als nicht die verfassungsmäßige Zustimmung beider Kammern des Landtags erfolgt sei. Die Entgegennahme dieses Beschlusses verweigerte Bismarck, indem er unter Anführung mehrerer Stellen der Verfassungsurkunde bemerkte, daß er das Haus nicht für berechtigt halte, einen vom Könige geschlossenen Staatsvertrag, welcher dem Lande keine Lasten auferlege, zu verwerfen.

So wuchs im Lande die Erbitterung, während gleichzeitig in der auswärtigen Politik die Anzeichen sich mehrten, welche auf Gewittersturm deuteten. Das Wetterleuchten begann schon.

Niemand konnte ernstlich erwarten, daß Preußen die neugewonnene Stellung an der Nord- und Ostsee wieder aufgeben werde. Da aber von österreichischer Seite fortgesetzt im geheimen gegen Preußen gewühlt wurde, sah sich die preussische Regierung schließlich veranlaßt, in ernstesten Worten an die kaiserliche Regierung in Wien das Verlangen zu richten, daß sie aufhöre, in den Herzogtümern eine die preussischen Interessen aufs äußerste schädigende Gärung in den Gemütern zu unterhalten, da ein Beharren in der bisherigen Gehässigkeit zum Bruche der durch den Gasteiner Vertrag kaum erst erneuerten Verbindung führen müsse.

Wenige Tage vor Absendung dieser Beschwerde nach Wien war der Landtag geschlossen worden. Die äußeren Verwickelungen waren so sehr in den Vordergrund getreten, daß sie alle Kräfte der preussischen Regierung allein in Anspruch nahmen. Die Antwort des österreichischen Kabinetts erfolgte schon

am 7. Februar und läßt sich in die Erklärung zusammenfassen, daß Oesterreich entschlossen war, bei seiner Politik zu verharren. Als sich im Laufe des Monats die Lage nicht besserte, machte der König diese am 28. Februar zum Gegenstand einer Beratung, welcher der Gouverneur von Schleswig, Freiherr von Manteuffel, der Chef des Generalstabes, General von Moltke, und der Gesandte zu Paris beiwohnten. Es wurde die Frage erörtert, ob Preußen nach Lage der Dinge genötigt sei, sich auf ein kriegerisches Vorgehen vorzubereiten; diese Frage wurde nach sorgfältigster Prüfung verneint, und ausdrücklich billigte der König das in den Entschliessungen des Ministerrats zum Ausdruck gekommene Streben nach friedlicher Entwicklung der Krisis. Dabei bestand jedoch vollständige Übereinstimmung darüber, daß ein Zurückweichen Preußens in der Angelegenheit der Elbherzogtümer nicht ohne Kränkung der Ehre des Landes möglich sei, daß man daher auf dem bisher verfolgten Wege, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, vorschreiten müsse.

Anderwärts verlief der Marschalls- (große Kriegs-) Rat, welcher in Wien am 10. März unter dem Vorsitz des Kaisers und unter Zuziehung des Feldzeugmeisters Baron Benedek abgehalten wurde; er hatte zur Folge, daß am 15. März der Befehl erging, Truppenteile aus Ungarn und andern Kronländern in Böhmen zusammenzuziehen. Sodann erging am 16. März ein geheimes Rundschreiben Oesterreichs an mehrere deutsche Höfe wegen Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durch den Bund und die Aufforderung zur Kriegsbereitmachung des VII., VIII., IX. und X. Bundeskorps und nötigenfalls deren Aufstellung im Verbande mit der österreichischen Armee.

Unter diesen Umständen hielt Bismarck es für ratsam, Preußens Stellung zu verstärken und dem Lande gleichfalls den Harnisch anzulegen. Noch immer war in Italien das sehnüchtige Verlangen: „Italien frei bis zur Adria!“ nicht in Erfüllung gegangen. Nun wurden Einleitungen getroffen zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Könige Viktor Emanuel, als dessen Preis für Italien der Besitz von Venedig winkte. Zu weiteren Verhandlungen traf in der ersten Hälfte des Monats März General Govone in Berlin ein, doch fanden vorerst nur allgemeine Verabredungen statt. In einer vorläufig auf drei Monate gültigen Übereinkunft gewährleisteten sich beide Teile gegenseitig ihren Besitzstand und bestimmten, daß im Kriegsfall keine der beiden Mächte einseitig mit Oesterreich Frieden schließen dürfe.

Jetzt rüstete Italien ernstlicher, und auch Oesterreich verstärkte seine Streitmacht in Venetien.

Auch der Deutsche Bund sah sich genötigt, aus seinem Rückhalt herauszutreten und Farbe zu bekennen. Als Preußen die Beteiligung am Fürstentag abgelehnt und statt einer Scheinvertretung — denn darauf nur lief der Plan des Wiener Kabinetts hinaus — die Einberufung eines wirklichen deutschen Parlaments verlangt hatte, ward dies von den Gegnern als ein nicht ernstlich gemeinter Schachzug angesehen. Jetzt aber kam der Vertreter Preußens am Bundestag auf diesen Gegenstand zurück und stellte am 9. April den förmlichen Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments. Eine auf Grund des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts ge-



wählte konstituierende Versammlung sollte zunächst mit den Regierungen die nötigen Verbesserungen vereinbaren, die hauptsächlich in der Einführung einer Volksvertretung beim Bunde, einer zweckmäßigeren Organisation der Bundesarmee und in einer gemeinsamen Gesetzgebung auf bestimmt abgegrenzten Gebieten zu bestehen hätten.

Dieser Antrag Preußens beim Bunde, der in seinen weiteren Folgen von weittragendster Bedeutung war, setzte die ganze Schar der Staatskünstler in Bewegung, die den bereits selig entschlafenen Bundesstag wieder aus dem Grabe herausbeschworen hatten. Die Verlegenheit war groß; denn der Antrag rief in weiten Kreisen auch der süd- und mitteldeutschen Bevölkerung eine der preussischen Regierung günstige Wirkung hervor; die verbissenen Radikalen erteilten freilich den Schleswig-Holsteinern geradezu den Rat, lieber dänisch als „bismardisch“ zu werden.

Eines der vielbeliebten Schlagwörter jener Tage hieß: Selbstbestimmungsrecht des Volkes! Und dieses Recht wurde von den Gegnern der preussischen Pläne auch für die Schleswig-Holsteiner in Anspruch genommen. Aber wie, wenn ein Teil des Volkes, gestützt auf jenes „Recht“, sei es aus Blindheit oder Mangel an Gemein Sinn, einen Beschluß faßt, dessen Ausführung unzweifelhaft zum Schaden oder gar zum Verderben des großen Ganzen ausschläge? Gewiß hat der einzelne Teil sein gutes „Recht“, aber das Ganze hat denn doch mindestens ein gleich gutes „Recht“: — das Recht, zu befinden, was ihm frommt; ja, die Gesamtheit besitzt dazu im Grunde ein noch besseres Recht, als der einzelne Teil.

Es war Zeit, daß ein Gewittersturm den Staub, vor dem ein gewöhnliches Menschentum kaum noch die nächstliegenden Dinge in ihrer wahren Gestalt sehen konnte, hinwegfegte!

So stand es damals in jenen denkwürdigen Tagen. Im Hinblick auf die Rüstungen in Osterreich und einigen Bundesländern wurde am 28. März eine teilweise Mobilmachung der preussischen Armee angeordnet. An die Bundesmitglieder war vier Tage früher die Frage ergangen, ob Preußen, falls österreichischerseits ein Angriff auf dasselbe erfolge, auf Beistand rechnen dürfe. Jetzt galt es, angesichts des ganzen deutschen Volkes darzutun, was man wolle, und wie man dem drohenden Bruche glaube begegnen zu können. Zu solchem Zwecke begaben sich die Minister von Bayern, Baden, Hessen, Sachsen und Württemberg (von der Pfordten, von Edelsheim, von Dalwigk, von Beust, von Barmbüler) am 22. April 1866 nach Augsburg und trafen Verabredungen in betreff der Preußen gegenüber einzunehmenden Haltung. Statt entscheidender Entschließungen erfolgten jedoch nur gewundene Erklärungen, unter Verweisung auf die Bestimmungen der Bundesakte, nach welcher Streitigkeiten zwischen Bundesmitgliedern zur Entscheidung vor die Bundesversammlung zu bringen seien.

Bayern und Württemberg begannen jedoch, „zur Wahrung des Friedens im Bunde“, sich in militärische Bereitschaft zu setzen. Vergebens wartete man unterdessen in Wien auf den Friedensboten aus Preußen; in dieser Erwartung getäuscht, griff man zur List, indem ein von Beteuerungen friedlicher

Gefinnung überfließendes Schreiben nach Berlin gesandt wurde, dessen Inhalt in dem Vorschlage gipfelte, es möchten Preußen und Österreich gleichzeitig abrüsten. Die preußische Antwort lautete: „In Wien sowie im südlichen Deutschland habe man zu rüsten angefangen, man möge nun auch dort mit der Abrüstung beginnen. In Berlin werde man dann Schritt für Schritt nachfolgen.“ Darauf wurde zwar von Wien aus sofort zustimmend geantwortet und auch die Abrüstung in Böhmen angeordnet, im Süden geschah jedoch das Gleiche nicht; vielmehr ward in Venetien eine starke Streitmacht zusammengezogen, um jederzeit gegen den Verbündeten Preußens vorbrechen zu können. Der König von Italien war damals mit seinen Rüstkungen noch zurück; auch schützte das starke Festungsviereck Österreich gegen eine Überraschung. Aber konnte die Südmarmee nicht auch dazu bereit gehalten werden, im entscheidenden Augenblick auf den Eisenstraßen vom südlichen Kriegsschauplatz in Sturmeseile nach dem nördlichen geführt zu werden, um Preußen, wenn es seine Rüstung abgelegt hatte, von der Seite zu packen und damit den Mittelstaaten das Zeichen zum Vorgehen zu geben?

In Berlin ließ man sich jedoch nicht täuschen. „Österreichs Zusage, abzurüsten“, hieß es in einem folgenden Schreiben, „bedeutet bei uns nicht, daß nur in Böhmen, Mähren, Krafau und Österreichisch-Schlesien, nein, daß im ganzen Reiche zur Abrüstung geschritten wird!“ — Diese wenigen Worte genügten, die Lage zu klären. Österreich ging auf diese Forderungen Preußens nicht ein, und nun erkannte alle Welt, wie es damals mit der österreichischen Friedensliebe stand. So unterblieb die Abrüstung beiderseits, und in Italien beeilte man sich, die Kriegsbereitschaft zu vollenden, zumal Österreich in Venetien mit gutem Beispiel und so auffallend rasch vorangegangen war.

Immer noch lag es in der Macht Österreichs, mit Ehren dem Kriege auszuweichen. Von Preußen war es eindringlichst aufgefordert worden, seine Zustimmung zu geben, daß die Führung Deutschlands gemeinsam von den beiden Großstaaten in die Hand genommen werde. Österreich möge die Leitung Süddeutschlands, Preußen die des deutschen Nordens zugesprochen werden. Das aber wollte man in Wien auch nicht; vielmehr hielten es die maßgebenden Kreise noch für möglich, die Vorherrschaft über ganz Deutschland davonzutragen. Von welcher Seite auch der Angriff ursprünglich ins Auge gefaßt worden war, ob von Österreich oder Preußen — jedenfalls nötigten die Rüstkungen des einen oder des andern Teiles zu immer neuer Steigerung, bis beide eine Höhe erreicht hatten, die zum Bruche führen mußte.

Der königlichen Kabinettsordre vom 3. Mai folgten schnell aufeinander die Mobilisierungsbefehle vom 5., 7., 8., 10. und 12. Mai, deren Gesamtergebnis die Aufbietung der ganzen preußischen Feldarmee war.

Als sich Anfang Mai der politische Horizont immer mehr umbüffert hatte, als der König wahrnehmen mußte, daß man von dem kaum noch vermeidbaren Kriege im Lande durchaus nichts wissen wollte, und daß man noch weniger im übrigen Deutschland mit Preußens Vorgehen einverstanden war, da fiel es dem hohen Herrn recht schwer, das letzte entscheidende Wort zu sprechen.

Ganz natürlich. Er war den Siebzigen nahe und hätte in so hohem Alter gern sein Leben in Frieden beschlossen. Auch war in ihm, wie es bei seinem verstorbenen Bruder der Fall gewesen war, gleichsam als Überlieferung der Wunsch friedlichen Zusammengehens mit dem Hause Habsburg lebendig. Darauf gestützt, boten überdies verschiedene Mitglieder der königlichen Familie ihren ganzen Einfluß auf, das Staats- und Familienoberhaupt in seiner Friedensliebe zu bestärken; auch hat es nicht an Abmahnungen und Vorstellungen seitens auswärtiger Höfe gefehlt.

Der König empfand unter solchen Umständen das Bedürfnis, sich über die Schwierigkeiten der Lage, in welcher er sich befand, auszusprechen, und er that dies am 15. Mai gelegentlich der Konferenz der versammelten Geistlichen der Landeskirche. „Der gegenwärtige Augenblick“, sagte der Monarch, „sei sehr ernst und entscheidend, die nächste Zukunft noch ungewiß und trübe. Mit schwerem Herzen, aber mit ruhigem Gewissen und festem Vertrauen auf Gott habe er die Befehle zur Kriegsbereitschaft erteilt. Er und seine Regierung wünschten den Krieg nicht und hätten alles gethan, um die Gefahren und Übel eines solchen abzuwenden und den Frieden zu erhalten.“

Als in ihm die Überzeugung von der unabweidbaren Notwendigkeit des Kampfes schon feststand, sagte der König noch am 25. Mai zum Prinzen Friedrich Karl: „Ich bin ein alter Mann und bald siebzig Jahre, wie soll ich jetzt noch an Krieg denken? Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß ich's vor Gott und meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe alles gethan: gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann; ich will ja zugestehen, was sich mit der Ehre Preußens vereinen läßt. Aber sie wollen ja den Krieg; sie wollen es ja so wieder haben, wie es vor dem Siebenjährigen Kriege war, und das geht nicht, dann gilt ja Preußen nichts mehr.“ . . . „Doch gottlob“, schloß der Monarch, „unser Heer ist in gutem Stande; aber ob wir siegen, das liegt in des Herrn Hand.“

Im Hinblick auf das Unvermeidliche kam die bei diesem Fürsten stets zur rechten Zeit sich einstellende Entschlossenheit und Festigkeit bald zur vollen Herrschaft. In gleicher Weise, wie er seinem Neffen gegenüber sich ausdrückte, gab er seine Zuversicht während einer dem italienischen Gesandten, Grafen Barral, erteilten Audienz kund. Dieser berichtet hierüber: der König habe ihm zu erkennen gegeben, welch volles Vertrauen er auf die Gerechtigkeit seiner Sache und die Tapferkeit seines Heeres habe. Im Augenblick, wo die Eröffnung des Feldzuges vor der Thür stehe, dürfe er dies getrost sagen. „Glücklicherweise habe ich“, versicherte der König bewegten Herzens, „ein reines Gewissen.“

Der Umstand, daß gerade in jener Zeit des Königs vertrautester Ratgeber, Graf Bismarck, dem von einem gewissen Cohen oder Friedrich Blind (Stieffohn des politischen Flüchtlings Karl Blind) am 7. Mai 1866 unternehmen Mordversuche glücklich entging, und, wiewohl von einer Kugel gestreift, doch selbst den Thäter festzuhalten vermochte, hatte den König in seiner Überzeugung von der Berufung des Staatsmannes zur Durchführung der in

Angriff genommenen großen Aufgabe bestärkt. Um so weniger mochte er selbst von deren Lösung zurücktreten, nachdem er bereits zur Vollendung des Werkes Hand angelegt. Gottvertrauen und feste Zuversicht, aus denen der Mensch die Kraft zum Schwersten schöpft, erfüllten seine Seele.

Daß jedoch noch immer vielerlei gegenwirkende Einflüsse sich geltend machten, „gegen die stündlich anzukämpfen es galt“, erfahren wir aus Äußerungen des Grafen Bismarck. „Eines gebe ich Ihnen zu bedenken“, sagte derselbe zu einem politischen Widersacher: „Wenn Sie müßten, welche furchtbare Kämpfe es mich gekostet hat, Se. Majestät zu der Überzeugung zu bringen, daß wir schlagen müssen, würden auch Sie begreifen, daß ich nur dem eisernen Gesetz der Notwendigkeit gehorchte.“

Die Unzufriedenheit im Lande bereitete dem Ministerpräsidenten weniger Sorge als Mißbehagen. Aber das Verhalten des schweigsamen Mannes in den Tuilerien verursachte angesichts der drohenden Verwickelungen mancherlei Bedenken. Allerdings scheint Graf Bismarck nach der Unterredung mit Napoleon im Herbst des Jahres zuvor hinsichtlich der Einhaltung der Neutralität Frankreichs Zusicherungen erlangt zu haben. Konnten diese aber ohne Zugeständnisse preußischerseits gemacht worden sein? Es wird als zuverlässig angesehen, daß Napoleon, der Preußens Kraft nicht geringschätzig beurteilte, vor Beginn des Krieges verschiedene Vorschläge an Bismarck richtete, und daß er noch im Mai 1866 den Abschluß eines förmlichen Angriffs- und Verteidigungsbündnisses in Vorschlag brachte. Danach sollte Preußen, falls der Kongreß, auf den wir sogleich zu sprechen kommen werden, nicht zustandekäme, zehn Tage nach Unterzeichnung des Vertrags den Krieg gegen Oesterreich eröffnen, Frankreich nach Beginn der Feindseligkeiten Oesterreich gleichfalls den Krieg erklären und mit 300 000 Mann ins Feld rücken. Italien sollte in den Besitz von Venetien gelangen, für Preußen war eine Vergrößerung durch Nachbargebiete mit einer Bevölkerung von etwa acht Millionen und die Genehmigung der Bundesreform in dem vorgeschlagenen Sinne in Aussicht genommen; für Frankreich war die Abtretung eines Gebietes zwischen Mosel und Rhein (jedoch mit Ausschluß von Koblenz und Mainz), somit von Teilen Rheinpreußens, Rheinbayerns, Rhein Hessens zc. verlangt worden. Dem Könige widerstrebte es jedoch, sich dem trugvollen Gebieter Frankreichs gewissermaßen zu verschreiben, und er lehnte das Bündnisanerbieten ab; Bismarck wußte aber diese Ablehnung so klug einzukleiden, daß dem Kaiser Napoleon doch noch ein Hoffnungsschimmer gelassen wurde.

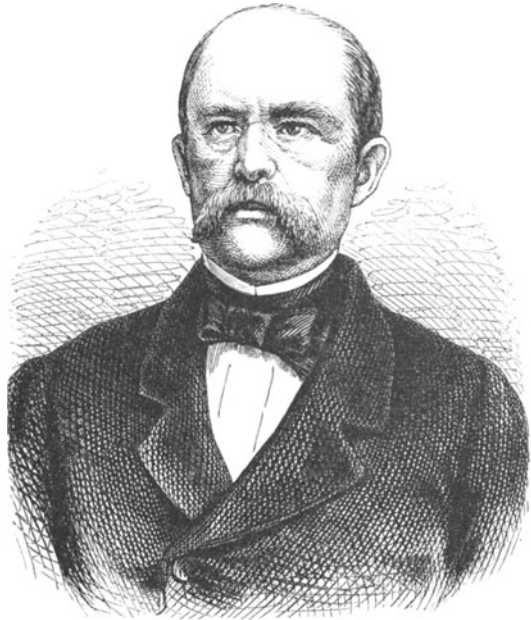
Dieser, längst an Doppelspiel gewöhnt, unterhandelte gleichzeitig auch mit Oesterreich und riet diesem am 5. Mai, Viktor Emanuel Venetien unter der einzigen Bedingung anzubieten, daß Italien sich in dem österreichisch-preußischen Kriege neutral verhalte. Als jedoch dieser Vorschlag keine Annahme fand, kam es am 9. Juni zu einem Vertrage mit Oesterreich, demzufolge dieses Venetien an Frankreich, beziehungsweise an Italien, abtreten und als Entschädigung hierfür das den Preußen abzunehmende Schlesien erhalten sollte. Was Frankreich für sich beanspruchte, ist nicht genau bekannt geworden.

Eines nach dem andern! — Schon am 11. Juni, also drei Tage nach Abschluß des Vertrages mit Oesterreich, gebärdete sich Napoleon als Schiedsrichter von Europa, indem er in einem Schreiben an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Grenzen bezeichnete, innerhalb deren sich der bevorstehende Krieg zu halten habe.

Vergebens bemühte sich die Diplomatie der auswärtigen Mächte, dem Kriege vorzubeugen; die schon erhobene eiserne Faust war nicht mehr zurückzuhalten. Den Vorschlag, die wichtigsten der schwebenden Streitfragen durch einen Kongreß zu erledigen, machte Oesterreich durch gewisse Vorbedingungen, die es stellte, unausführbar. Oesterreich wollte nur unter der Bedingung an der Konferenz teilnehmen, daß vorher ausdrücklich festgestellt werde: 1) keiner der Beteiligten darf einen Land- oder Machtzuwachs erhalten; 2) die Frage wegen Abtretung Venetiens an Italien darf nicht Gegenstand der Beratung sein, schon weil Oesterreich nie in eine solche Abtretung willigen würde!

Nach dieser Anfang Juni abgegebenen Erklärung Oesterreichs konnten auch weitere Vermittlungsversuche zu einem Ziele nicht führen. Oesterreich war fest entschlossen, es auf die Entscheidung durch Waffengewalt ankommen zu lassen. Um sich des Bundes zu versichern, stellte es an denselben den Antrag, die schleswig-holsteinische Sache nunmehr zum endgültigen Abschluß zu bringen, mit dem Hinzufügen, daß es für die Durchführung des Bundesbeschlusses mit seiner ganzen Macht eintreten werde. Gleichzeitig ließ Oesterreich dem Bundestage, um diesem scheinbar noch weiter entgegenzukommen, die Mitteilung zugehen, es habe die Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung angeordnet.

Diesem neuen Schachzuge des Wiener Kabinetts folgte indessen sofort ein entsprechender Gegenzug Preußens. Nach dem zu Gastein abgeschlossenen Vertrage befand sich Oesterreich bezüglich jener beiden Maßnahmen offenbar im Unrecht. Mit Hinweis darauf ward nun preussischerseits in einer Note der Vertragsbruch klargelegt und erklärt: „Der Gasteiner Vertrag ist somit



Otto von Bismarck-Schönhausen.

aufgehoben; wir sind in dem Falle, auf den Wiener Vertrag zurückzugehen, dem entsprechend wir nun verfahren werden!“

Der preussische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, kündigte dem österreichischen Statthalter von Holstein, Feldmarschallleutnant von Gablenz, an, daß er, da nunmehr gemäß den Bestimmungen des Wiener Vertrages die gemeinsame Verwaltung beider Herzogtümer wieder in Kraft trete, unverzüglich zur Mitbesetzung Holsteins schreiten werde.

Man erwartete, daß Gablenz sich dem Einmarsche der Preußen widersetzen werde. Dieser jedoch, sei es, daß er sich zu einem entschiedenen Vorgehen nicht stark genug fühlte, sei es, daß er es für zweckdienlich hielt, Preußen als Friedensbrecher erscheinen zu lassen, räumte, gegen die Gewaltthätigkeit Preußens protestierend, eilig Kiel und zog seine Truppen um Altona zusammen.

Und nun folgte von beiden Seiten, wie bei Schachspielern, Zug um Zug zur Vorbereitung des eigentlichen Kampfes.

General von Manteuffel ging alsbald weiter vor. Er untersagte den holsteinischen Ständen, als Landesversammlung aufzutreten, ja er ließ kurz darauf den österreichischen Zivilkommissar von Halbhuber, als dieser dennoch deren Zusammentritt betrieb, verhaften.

General von Manteuffel hatte nicht unterlassen, seinem österreichischen Kollegen von Gablenz kund zu thun, daß man selbstverständlich das sich für Oesterreich aus der neuen Lage ergebende Recht der Mitbesetzung Schleswigs vollständig anerkenne und seiner Ausführung entgegensetze. Da aber Oesterreich von seinem Mitbesetzungsrechte nicht Gebrauch machte, so nahm Preußen einstweilen die Verwaltung beider Herzogtümer in die Hand.

Dies geschah am 10. Juni. Zwei Tage später räumte Gablenz mit seinen sieben Bataillonen Holstein gänzlich und begab sich bald darauf nach Wien behufs Übernahme des zehnten österreichischen Armeekorps; der Prinz Friedrich von Augustenburg folgte ihm, da er selbstthätig in die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage doch nicht mehr eingreifen konnte.

Nach der Ansicht der Staatskanzlei zu Wien hatte sich Preußen der Volksstimmung gegenüber entschieden ins Unrecht gesetzt, und so glaubte man annehmen zu dürfen, Oesterreich werde außer an der Kriegsmacht des Deutschen Bundes auch an der öffentlichen Meinung einen kräftigen Verbündeten gegen Preußen finden.

Seit Mitte Mai hatten die Truppen ihre Bewegungen begonnen, meist auf den Eisenbahnen, zum Teil auch zu Fuß. Die einberufenen Reservisten, die Landwehrmänner, wie schwer vielen auch der Abschied von ihren Familien wurde, eilten zu den Fahnen, Knaben entliefen dem Vaterhause, um sich den Truppen anzuschließen. Auf allen Straßen, in allen Städten war eine gehobene, aber doch ernste Stimmung zu erkennen. Niemand konnte sich verhehlen, daß der bevorstehende Kampf ein Ringen um den Bestand des ganzen Staates und um die Zukunft des deutschen Vaterlandes sei.

Die Kugel war im Rollen. — Am 11. Juni erfolgte seitens Oesterreichs der Antrag an den Bund auf Mobilmachung des gesamten Bundesheeres

(selbstverständlich mit Ausnahme des preußischen Kontingents), um mit Waffengewalt Preußen, das sich eines Vertragsbruches schuldig gemacht habe, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Binnen vierzehn Tagen sollte die Mobilisierung ausgeführt sein, und schon in vierundzwanzig Stunden der Ausmarsch erfolgen.

Gesetzlich war eine Mobilmachung der Bundesarmee freilich nur gegen einen äußeren Feind zulässig; gegen Bundesmitglieder war, jedoch nur unter gewissen Voraussetzungen, ein „Exekutionsverfahren“ statthast. Der preußische Gesandte beim Bundestage, K. Friedrich von Savigny, machte eindringlich darauf aufmerksam, daß Oesterreich gar nicht befugt sei, jenen Antrag zu stellen, vor allem aber, daß die Bundesversammlung den Antrag, da ihm die gesetzliche Grundlage fehle, nicht in Beratung nehmen dürfe.

Vergebens! Ebenso nutzlos hatte der mecklenburgische Gesandte darauf hingewiesen, daß der Bund zu den allerunbedeutendsten Beschlüssen, wenn es sich auch nur um Bewilligung von hundert Gulden handle, herkömmlich drei Sitzungen verwende, und daß derselbe viele Jahre gebraucht habe, um den Exekutionsbeschluß gegen Dänemark zu fassen; dennoch beeile man sich, die wichtigste Sitzung, die je gehalten worden sei, in welcher über Krieg oder Frieden im deutschen Vaterlande, über Blut und Eigentum von Millionen entschieden werden solle, schon für den 14. Juni anzuberaumen.

Noch ehe der entscheidende Tag gekommen war, legte Herr von Savigny die „Grundzüge vom 10. Juni 1866 zu der Verfassung eines von Preußen zu gründenden neuen Deutschen Bundes“ auf den Tisch der Versammlung, worauf er den Saal verließ. (Diese „Grundzüge“, welche von den Anschauungen ausgingen, die das preußische Ministerium bereits am 9. April kundgegeben hatte — nur daß sie jetzt Oesterreich von Deutschland ausschlossen — haben bald darauf der Verfassung des Norddeutschen Bundes als Richtschnur gedient). Zugleich ersuchte Preußen diejenigen Regierungen, welche bereit wären, auf Grund dieser Vorschläge mit ihm einen neuen Bund zu errichten, sich darüber zu erklären.

Der entscheidende Tag nahte heran. Gegen den österreichischen Antrag, also für Preußen, stimmten nur: Baden, die beiden Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg, die drei Freien Städte: Hamburg, Lübeck, Bremen, endlich Luxemburg und Limburg. Alle andern Staaten stimmten für den österreichischen Antrag, welcher also mit einer Mehrheit von neun gegen sechs „Kurien“ (die Stimmen mehrerer kleinen Staaten bildeten erst zusammen eine Kurie) angenommen wurde. Preußen selbst hatte gegen jede Verhandlung über den österreichischen Antrag Protest erhoben. Jetzt ließ die preußische Regierung durch ihren Gesandten erklären, daß sie in diesem Beschlusse einen Bundesbruch erblicke und daher den Bund für aufgelöst ansehe, daß sie aber festhalte an der über vorübergehende Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation, und daß sie bereit sei, auf Grund der früher eingereichten Reformvorschläge mit gleichgesinnten Regierungen einen neuen Bund zu gründen.

Allen diesen Schachzügen der preußischen Politik war die öffentliche Meinung in Preußen selbst mit wachsendem Mißtrauen gefolgt. Daß man durch das Drängen und kühne Vorgehen eines Mannes in einen „Bruderkrieg“ hineintrieb, erfüllte die Gemüter mit tiefem Groll, zumal in Nachwirkung eines Beschlusses des preußischen Obertribunals vom 29. Januar 1866, durch welchen die Redefreiheit im Abgeordnetenhause schwer gefährdet zu sein schien. In der ersten Stunde ließ allerdings Graf Bismarck nichts unversucht, das freisinnige Bürgertum zu gewinnen, indem er den liberalen Abgeordneten von Bennigsen und von Roggenbach, erprobten und in Deutschland überall hoch angesehenen Männern, Sitze in seinem Ministerium anbot; doch führten die Unterhandlungen zu keinem Ergebnis.

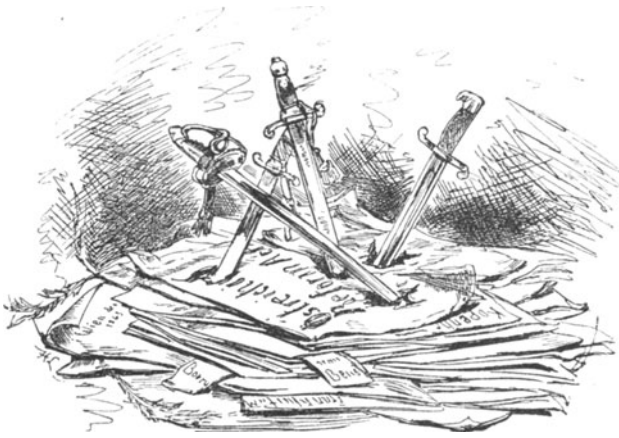
Alles drängte zur Entscheidung. Schon am 12. Mai hatte der Befehlshaber der sich in Böhmen zusammenziehenden österreichischen Nordarmee den ersten Tagesbefehl erlassen. Aber langsam nur sammelten sich die kaiserlichen Truppen zwischen Krakau, Olmütz und Wien. Österreichs Truppenmacht war keineswegs für den Krieg ausreichend vorbereitet und gerüstet, ja das Fußvolk zum Teil ungenügend bewaffnet. Die herrschende Unsicherheit in Wien sowie im Hauptquartier — das von Wien anfangs nach Olmütz, dann nach Böhmisches-Trübau verlegt worden war und sich Mitte Juni in Pardubitz befand — war durch Preußens planvolles und rasches Vorgehen und durch die Unklarheit über die strategischen Pläne der deutschen Verbündeten Österreichs vermehrt worden.

So verzögerte sich der rasche Aufmarsch der Armee, und wenn er auch in leidlicher Ordnung vor sich ging, so hatte doch die österreichische Heeresleitung, noch ehe ein Schuß an der Elbe gefallen war, den Vorteil der Initiative, des ersten, oft entscheidenden Angriffs, bereits aus den Händen gegeben. Auch sonst hatten sich die Verhältnisse für Österreich ungünstiger gestaltet, und der noch nicht begonnene Feldzug war politisch gewissermaßen schon halb verloren.

Seit dem 14. Juni, dem Tage des gegen Preußen gerichteten feindseligen Beschlusses der Bundesversammlung, hatte ein Umschwung in der Stimmung der Nation begonnen. Die ungeahnten Siege, die kurze Zeit nachher wie mit Hammerschlägen die Macht der Gegner zerbrachen und Österreich aus Deutschland hinausdrängten, verwandelten rasch den Haß in Bewunderung, zumal als die weiteren Ziele der preußischen Politik in der beginnenden Bewirklichung des deutschen Einheitsgedankens in voller Klarheit zu Tage traten und die durch den Erfolg gerechtfertigte preußische Regierung in glücklicher Stunde auch der Volksvertretung die Hand zur Versöhnung bot.



# Der deutsche Krieg.



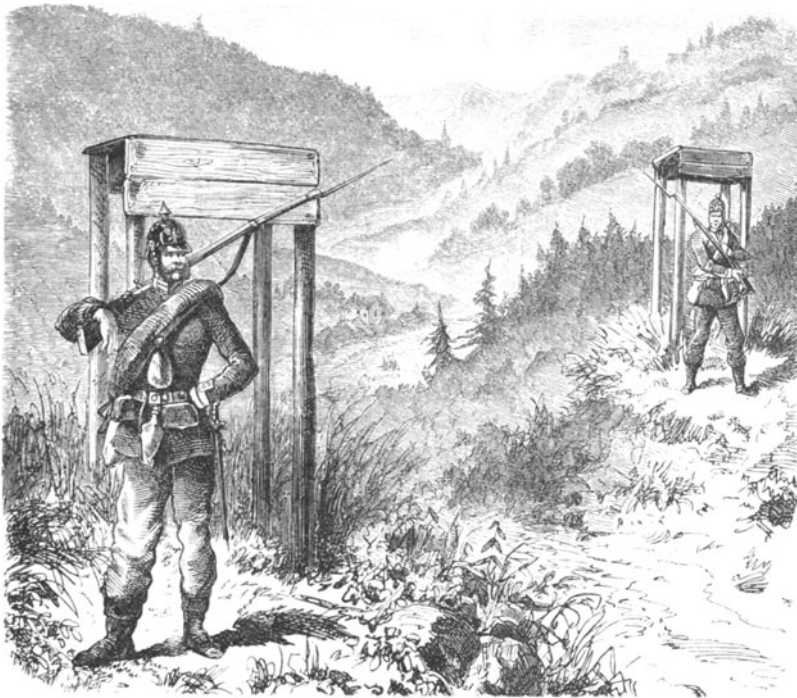
## Preußens Volk in Waffen

auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Franken

am

Main, Neckar und Rhein.





Preussische Vorposten in Böhmen.

## Nochmals Blut und Eisen.

Nicht Worte, Feste, Trinkgelage,  
Kampf nur und Blut wird uns vereinen!

Und naht der Tod — wir sagen nicht!

Leb' wohl, du schöne Welt!  
Nacht decke unser Angesicht,  
Doch ringsum wird von freud'gem Licht  
Das deutsche Land erhellt.  
Und Süd und Nord verknüpft zum Bund  
Der Main, ein Silberband!  
Wir legen einen festen Grund  
Dem ein'gen Vaterland.

H. von Gottschall.



Die Würfel waren gefallen. Der alte Bund hatte sich selbst das Todesurteil gesprochen, der Krieg war unvermeidlich — Deutschland in zwei Heerlager geteilt. Im Osten und Westen, auf zwei voneinander weit entfernten Schauplätzen entbrannte gleichzeitig das Ringen.

Wir werden der besseren Übersicht wegen die Ereignisse auf jedem der beiden Feldzugsgebiete für sich betrachten.

Mit Unwillen hatte man Preußens nachbarliche Freundeshand zurückgestoßen. Nichtsdestoweniger zeigte man sich in Berlin bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit eifrig bestrebt, die Preußen nicht freundlich gesinnten Mittel- und Kleinstaaten wenigstens vom Kriege abzuhalten und zur Neutralität zu bestimmen. Dahin gehende wohlgemeinte Vorschläge waren jedoch von dem Könige von Sachsen und dem Kurfürsten von Hessen entschieden abgelehnt worden; die hannöversche Regierung hatte in ihrer unentschiedenen Haltung zuerst versucht, ihre nächsten Nachbarn, die Regierungen von Hessen, Oldenburg, Braunschweig, zu einem Neutralitätshündnis heranzuziehen, schloß sich dann aber ebenfalls offen den Gegnern Preußens an. Erst als feststand, daß die Preußen abgeneigten deutschen Staaten sich lieber von Oesterreich ins Schlepptau nehmen lassen, als mit Preußen vereint die Bahn einer allseitig für unerläßlich gehaltenen Bundesreform betreten wollten, erst da brach man in Berlin alle Brücken ab, und der Ausmarsch der preußischen Kolonnen ward auf den 16. Juni angeordnet.

Die ersten Schüsse, mit welchen der Krieg eröffnet wurde, fielen in der hannöverschen Festung Stade, welche durch ein Bataillon entschlossener Rheinländer unter Oberstleutnant von Cranach am 18. Juni überrumpelt wurde. An demselben Tage verkündete auch in Oberschlesien das Schießen österreichischer Patrouillen auf preußische Vortruppen den Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem Hauptkriegsschauplatze.

Vorwärts denn! — „Feinde ringsum!“ wie einst Theodor Körner sang, und „Viel' Feind', viel' Ehr!“ wie über hundert Jahre früher im Siebenjährigen Kriege, so hieß es auch jetzt. Bald rollte der Donner des Krieges vom Riesengebirge bis zu den Geländen der „blauen Donau“, von den Höhen des Erzgebirges bis westwärts nach dem Rheine zu, und südwärts bis zum Neckar und Main.

Die Hauptarmee Oesterreichs, die Nordarmee genannt, rüstete sich unfern der schlesischen Grenzen zum Einmarsch in Sachsen und Schlesien. Diese stattliche Streitmacht, aus den besten Truppen des Kaiserstaates bestehend, war der Oberleitung des tapfersten Heerführers des Kaisers unterstellt.

Ludwig von Benedek, geboren 1804 zu Ödenburg in Ungarn, ein im österreichischen Waffendienst ergrauter Krieger, hatte sich unter den österreichischen Korpsbefehlshabern als der beste und glücklichste bewährt. Er war an heißen Schlachttagen in Ungarn zweimal verwundet worden, hatte in Polen und Italien wiederholt mannhaft gestritten und als tüchtiger Untergeneral bei dem greisen Kadetsky in hoher Achtung gestanden. Am 24. Juni 1859 führte er bei Solferino den rechten Flügel der kaiserlichen Armee zum Siege, während sich die Mitte und der linke Flügel zum Weichen gezwungen sahen. Seitdem war er der Abgott der kaiserlichen Soldaten, und als den Mann des allgemeinen Vertrauens hatte ihn sein Kriegsherr an die Stelle, wo jedenfalls die schwierigere Aufgabe für den Kaiserstaat zu lösen war, mit unbeschränkter Vollmacht berufen.

Während Feldzeugmeister von Benedek an die Spitze der sich in Böhmen sammelnden Hunderttausende trat, begab sich Erzherzog Albrecht, welcher sich ebenfalls schon früher als Befehlshaber, im Jahre 1849 gleichfalls unter Radetzky, ausgezeichnet hatte, nach Italien, um dort den Oberbefehl über die 85 000 Mann starke sogenannte Südmarmee Oesterreichs zu übernehmen.

Der ursprüngliche, in Wien mehrfach beratene erste Kriegsplan zur Niederwerfung Preußens war dahin gegangen, von Böhmen aus durch Sachsen und Schlefien gegen den Nachbar vorzubrechen und mit überlegenen Streitkräften, von Sachsen und Bayern verstärkt, die sich sammelnden preussischen Heeres- theile einzeln zu fassen und zu schlagen, um durch einen raschen Vorstoß nach Berlin einen vorteilhaften Frieden zu erzwingen. Dieser Plan ward jedoch durch das blitzschnelle Vorrücken der Preußen vereitelt — sie kamen dem Gegner zuvor.

Sollte Preußen etwa abwarten, bis Benedek mit einer Streitmacht von 250—300 000 Mann auf dem kürzesten Wege durch die Lausitz gegen Berlin den so leicht geträumten Vormarsch antreten würde, mit seiner zahl- losen leichten Reiterei Schrecken und Verwirrung über das Land verbreitend? Durfte man warten, bis von der andern Seite die Bayern, deren Armee auf 80 000, ja 100 000 Mann gebracht werden sollte, das Königreich Sachsen umgingen und über Altenburg ebenfalls gegen Berlin vorbrachen, während vielleicht ein zweites bayrisches Korps, durch die thüringischen Fürstentümer vordringend, sich mit den Hannoveranern in Verbindung setzte? — oder etwa, bis die süd- und westdeutschen Verbündeten: Württemberg, Baden, beide Hessen, Nassau, von Frankfurt aus wie ein Keil die Verbindung zwischen den west- lichen und östlichen Provinzen des preussischen Staates sprengten? Warten hätte nichts anders bedeutet, als sich verloren geben!

In seiner leichtblütigen Weise spottete sich der Berliner damals über die im Volke laut gewordenen Befürchtungen hinweg.

Schnell, Riefe, thu' die Büffel weg!  
Es rückt heran der Benedek  
Mit Böhmen, Ungarn und Kroaten,  
Die nehmen aus der Pfann' den Braten!

So sangen die Berliner Schusterjungen — freilich nur ein paar Tage.

In Berlin war man sich alles dessen, was auf dem Spiele stand, wohl bewußt. Der König hatte bis zur letzten Minute die Anwendung des letzten Mittels, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, hinausgeschoben. Aber als es nun galt, den Anschlägen der Feinde zuvorzukommen, lag zu solchem Zwecke bereits der ganze Feldzugsplan klar über- dacht vor.

Der Chef des Generalstabes der Armee, General von Moltke, hatte ihn ebenso kühn und genial als einfach entworfen. Nicht jeder wichtige Platz konnte bei der Ausdehnung der preussischen Grenzen gedeckt werden,

vielmehr mußte zunächst an den Punkten der Entscheidung fast die ganze schlagfertige Macht zur Niederwerfung der Hauptmacht des Feindes vereinigt und zur Bewältigung der andern noch nicht völlig gerüsteten Gegner ein-  
weilen nur eine geringere Heereskraft, die später sogenannte „Mainarmee“, der eine noch in der Bildung begriffene zweite „Reservearmee“ zum Rückhalt dienen sollte, verwendet werden.

**Helmut von Moltke**, am 26. Oktober 1800 in Mecklenburg geboren, hatte zuerst in Dänemark, dann seit 1822 in Preußen Dienst genommen, wo er sich schon nach zehn Jahren im Generalstabe bemerkbar machte. Er wohnte 1838 bis 1839 dem türkischen Feldzuge in Syrien gegen Mehemed Ali von Ägypten bei und trat nach seiner Rückkehr wieder in den preussischen Generalstab, zu dessen Chef er 1858, nachdem er zuvor zwei Jahre dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich III., als Adjutant zur Seite gestanden, befördert wurde. Helmut von Moltke vereinigte in sich alle diejenigen Eigenschaften, welche dem großen Feldherrn nicht fehlen dürfen: er besaß die Gabe, unbeirrt von beengenden und zerstreuenden Einwirkungen von außen seine gesamten Geisteskräfte nach einem bestimmten Ziele hinlenken zu können. Seine unerschütterliche Seelenruhe bei allen Vorkommnissen und unter allen Umständen bewirkte, daß er sich weder überraschen noch verwirren ließ, daher die bewunderungswerte Klarheit und Sicherheit in allen seinen Maßnahmen. Alle überhaupt vorherzusehenden Zwischenfälle, durch welche andre leicht überrascht werden, waren meist von ihm längst bedacht worden, so daß sie seine Pläne nicht mehr störten, und wenn er auch im einzelnen dieses oder jenes an seinen Entschlüssen änderte, an dem Hauptgedanken, der zu dem bestimmten Ziele führen sollte, hielt er unerschütterlich fest. Zugleich vorsichtig und kühn, wußte er die sorgfältig erwogene Entschlußzielbewußt und unter Beachtung aller Hindernisse rasch durchzuführen. Seine Pläne imponieren durch ihre Einfachheit; sie erscheinen allerdings bisweilen gewagt, aber sie sind immer ausführbar, denn sie beruhen auf richtiger Schätzung der wirklichen Verhältnisse im Hinblick sowohl auf die feindlichen wie die eignen Mittel und Kräfte. Sei es am Raststätte, sei es auf dem Schlachtfelde — mit klarem, ruhigem Blick beherrschte der Feldherr die gegebene Lage, das zunächst Heranziehende sowie das sich in naher Zukunft Vorbereitende; kein Wort, keine Miene verriet jedoch seine lebhafteste Thätigkeit und das Interesse an den Ereignissen, die sich wie die geplante Szenenfolge eines Dramas unter seinen Augen vollzogen. Der Krieg im Jahre 1866, dessen Operationen Moltke an der Seite des Königs, welcher den Oberbefehl führte, geleitet hat, sichert ihm allein einen der höchsten Ehrenplätze unter den bedeutendsten Heerführern aller Zeiten.

Der „Aufruf an mein Volk“. Preußens Heere hatten sich am Tage, als der Bundestag sein ohnmächtiges letztes Wort gesprochen, mit der Sicherheit eines tadellos gearbeiteten Uhrwerks in Bewegung gesetzt. Am 18. Juni erließ der König den „Aufruf an mein Volk“. Die ergreifenden Worte desselben lauten:

„In dem Augenblick, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr!“ — Osterreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen!

„Nur wenige Jahre sind es her, seit ich aus freiem Entschluß, und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Osterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Osterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber sich kräftig entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Osterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfesgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!“ — Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unsrer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten!

„In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe ich seit Jahren es für die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwicklung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit mir jeder Preuze auf die Waffenmacht blicken, die unsre Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsre Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

„Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen — das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblick habe ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Osterreich hat nicht gewollt, und andre deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht mein ist die Schuld,

wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsre Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollten, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gefittung es emporgehoben haben.

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsre Waffen segne! Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern. Gott mit uns!“

Solch eine Ansprache konnte nicht ohne zündende Wirkung verhallen.

Österreich hatte die Initiative der Rüstungen ergriffen, Preußen die des Handelns. Das rasche und entschlossene Vordringen Preußens gegen die feindlich gesinnten Nachbarn wirkte auf die einen ermutigend, auf die andern wahrhaft betäubend. „Der Bürgerkrieg ist da, und in diesen stürzt uns Preußen!“ hieß es. Ja, der „Bürgerkrieg“ war leider unvermeidlich geworden; aber wer sich nicht gänzlich der Einsicht in den Gang der preussischen und der deutschen Geschichte bis in die neueste Zeit hinein verschließen wollte, mußte zu der Überzeugung gelangt sein, daß sich nur mittels Blut und Eisen der Jahrhunderte alte Zwiespalt lösen ließ. Preußen durfte mit gutem Gewissen zu seinen deutschen Gegnern sprechen: Richtet sich auch der Kampf mit gegen euch, so ist es doch zugleich ein Kampf für euch, denn siegt Preußen, so wird es den Preis des Sieges mit euch teilen, und gemeinsam mit Preußen werdet ihr dann arbeiten und mit sorgen für den Neubau des Deutschen Reiches!

Noch eines ist hervorzuheben. Es steht fest, daß der Deutsche im Norden so mannhaft ist, wie der im Süden; wenn also in Hinsicht der Tüchtigkeit der Deutschen im jenseitigen Lager ein Zweifel nicht obwalten konnte, so ersuhr im Fall des Unterliegens nur die Führung der Gegner eine Niederlage. Die Ehre der geschlagenen deutschen Brüder blieb deswegen unverfehrt; was über den Haufen geworfen wurde, das war jenes auf haltloser politischer Grundlage aufgerichtete, morsch gewordene staatliche und militärische System. Die traurige Notwendigkeit, zum äußersten Mittel greifen zu müssen, war längst klar von jenem Manne vorausgesehen worden, der die tödliche Krankheit, an welcher der gesamte Staatskörper litt, in Frankfurt kennen gelernt und studiert hatte.

**Die ersten Erfolge.** Im nordwestlichen Deutschland sollten die preussischen Heerführer zuerst zeigen, was von ihrer Thatkraft und ruhigen Entschlossenheit zu erwarten war. Bei Minden standen 14300 Mann unter dem General

von Göttingen bereit, in Hannover einzurücken; von Hamburg zogen 14000 Mann unter General von Manteuffel heran, und die Division Beyer (19600 Mann), welche man aus den bisherigen Besatzungstruppen der Bundesfestungen gebildet hatte, harrete nur des Winkes, um nach Kassel vorzurücken und die Vereinigung der kurhessischen Truppen mit der Bundesarmee zu



Mittagsrast im Pferdetransportwagen.

verhindern. Diese Streitkräfte bildeten den Grundstock zu der späteren „Mainarmee“ unter dem Oberbefehl des Generals Vogel von Falckenstein, der kurz nachher mit seinen 48000 Mann seine erfolgreichen Operationen auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz begann.

In Hannover überraschte der Einfall preussischer Truppen unter den Generalen von Manteuffel und Vogel von Falckenstein dergestalt, daß die hannoverschen Garnisonen über Hals und Kopf, ohne Ausrüstung, selbst ohne



Munition aus ihren Standorten aufgeschweicht wurden, und der Generaladjutant des Königs — nach der Volksmeinung dessen böser Ratgeber — sogar den Degen vergaß, als er sich zum eiligen Abzuge aufs Pferd warf. Der blinde Monarch begab sich mit dem jungen Kronprinzen unter dem Schutze eines rasch geordneten Teiles seiner Armee nach dem südlichen Teile seines Landes, in die Gegend von Göttingen.

Ebenso marschierten die Kurhessen, als General von Beyer gegen Kassel vorrückte, nach den südlichen Landesteilen. Der Kurfürst aber verblieb, jeder Nachgiebigkeit fern, auf seinem Lustschloß Wilhelmshöhe, selbst auf die Gefahr hin, dem Preußenheer als Gefangener in die Hände zu fallen. So war in wenigen Tagen der größte Teil von Hannover und Kurhessen ohne Schwertreich in den Besitz der Preußen gelangt.

Die Preußen standen auf hannöverschem Gebiet. Aber weshalb rührte sich der König Georg V. nicht, als der zuerst sicherlich nicht allzu übermächtige „Feind“ in sein Land einrückte? Der übelberatene Fürst schmeichelte sich mit der Hoffnung, im Kampfe gegen den Hohenzollern Wilhelm glücklicher zu sein, als sein Vorfahr im Kampfe gegen den Hohenstaufen Barbarossa gewesen war. In der That war auch die hannöversche Armee vorzüglich ausgerüstet, mit trefflichen Waffen und tüchtigen Pferden versehen, aber in der Umgebung des blinden Monarchen herrschten Kopflosigkeit und Verwirrung. Als von Göttingen aus, wohin, wie oben erwähnt, die hannöverschen Truppen zunächst zusammengezogen waren, König Georg V. seinen Entschluß verkündigte, sich „in die südlichen Provinzen seines Reiches“ zurückzuziehen, hoffte er, daß es ihm gelingen werde, in der Mitte seines Heeres durch Thüringen nach Bayern zu entkommen, um vereint mit den Bayern den Preußen gegenüberzutreten. Aber schon war ihm von preussischen und Koburg=gothaischen Truppen bei Eisenach der Weg verlegt worden.

Herzog Ernst von Sachsen-Koburg=Gotha bemühte sich noch in letzter Stunde, den Welfenkönig umzustimmen. Auf seine Veranlassung war demselben noch einmal von Berlin aus das Anerbieten eines Neutralitätsvertrags, auf Grundlage des Bundesreformplanes und unter Gewährleistung des hannöverschen Besitzstandes, gemacht worden. In seiner krankhaften Überhebung vermochte jedoch Georg V., der sich als Vertreter des „ältesten Fürstengeschlechts von Europa“ fühlte, seiner Abneigung gegen Preußen nicht Herr zu werden. Bald sollte sein Traum vom Wiederaufleben der alten Herrlichkeit des Welfenhauses, „das dauern werde bis an das Ende aller Dinge!“ vor der rauhen Wirklichkeit zerrinnen.

Die hannöversche Armee, 18 000 Mann stark, welche unterdessen in und um Langensalza Aufstellung genommen hatte, begann sich jetzt vorwärts zu bewegen; die nur 6000 Mann zählenden Vortruppen der Manteuffelschen Division warfen sich, unter Führung des Generals von Fließ, den von General von Arntschchildt befehligten Hannoveranern entgegen (27. Juni), gewannen Vorteile, verloren dieselben jedoch am nächsten Tage wieder. Der Hauptzweck, die Hannoveraner festzuhalten, bis preussischerseits Zuzug



Truppen der hannoverschen Armee 1866. Zeichnung von H. B. et.

Train. Genbarm. Sulat. Sagar. Infanterij. Tambour. Säger.

ankommen konnte, wurde indessen erreicht. Auf beiden Seiten war tapfer gestritten worden. Auch König Georg hatte der Schlacht beigewohnt, wenn er auch als blinder Mann in die Führung des Kampfes nicht selbständig eingreifen konnte.

**Die letzte Stunde der hannoverschen Armee.** Wo aber waren die Bayern geblieben? Weshalb waren sie nicht vorgebrochen und hatten den bedrängten Hannoveranern die Hand gereicht? Der Grund dieser in ihren Folgen so verhängnisvollen Unterlassung lag darin, daß die Bayern ihre Bundesgenossen aus dem Welfenlande in siegreichem Vordringen nach dem Süden wähten. Daß nur ein Zusammenstoß von unwesentlicher Bedeutung stattgefunden, daß keineswegs die ganze Armee des Generals von Manteuffel eine Schlappe erlitten hatte, wie das Gerücht aufs bestimmteste versicherte — dies gelangte erst zur Kenntniß der Bayern, als bereits die letzte Stunde für die hannoversche Armee geschlagen hatte.

Während die Gegner fortfuhren, sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben, hatte General von Manteuffel die Hannoveraner völlig umstellt. Jetzt erst wurden den bisherigen Siegern die Bewegungen der preußischen Heerführer klar — nun begriffen sie, zu welchem Zweck die preußische Vorhut unter General von Fließ den bedenklichen Angriff unternommen hatte. Die Hannoveraner, rettungslos verloren, sahen sich am 29. Juni genötigt, zu kapitulieren. Dem Könige wurde freigestellt, seinen Aufenthalt außerhalb Hannovers nach Belieben zu wählen; seine Armee ward entwaffnet und mit allen Ehren nach der Heimat entlassen.

Der in der Proklamation Manteuffels enthaltene Ausspruch: „Die Sicherheit Preußens erfordert es, daß im Rücken seiner Armee keine Feinde bleiben!“ war hierdurch zur Wahrheit geworden.

**Kurfürst Friedrich Wilhelm in Gefangenschaft.** Auch dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen war kurz vor dem Einmarsch des „Feindes“ in das kurhessische Landesgebiet noch eine letzte Mahnung durch den preußischen Gesandten zugegangen. Der Kurfürst wies aber alle Anerbietungen mit Heftigkeit zurück, indem er drohend hinzufügte: „Einer halben Million Preußen werde sich eine Million Österreicher entgegenwerfen.“ Sein eignes Leben im Kampfe gegen den verhaßten Feind irgend welcher Gefährdung auszusetzen, zeigte jedoch der Kurfürst durchaus keine Lust. Seine in übelster Beschaffenheit befindlichen Truppen traten eilig den Marsch auf Frankfurt a. M. an, um sich daselbst mit der in Bildung begriffenen Bundesarmee zum Kampfe gegen Preußen zu vereinigen.

Der Kurfürst harrete inzwischen, als ob gar keine Gefahr im Verzuge stehe, auf dem Schlosse Wilhelmshöhe der kommenden Dinge. Rascher als der bethörte Mann geglaubt, pochte jedoch General von Beyer an die Pforte der Zufluchtsstätte des Hessenkurfürsten. Als dem Überraschten die Ankündigung zuing, daß er seinen Aufenthalt bis auf weiteres in einem der Schlösser des Königs von Preußen zu Stettin oder Königsberg i. Pr. zu nehmen habe, ent-

schied sich der Kurfürst für Stettin; unter Beachtung höflichster Formen wurde er dorthin abgeführt.

Während die Kurhessen geneigt waren, die Preußen als Befreier zu begrüßen, da der wenig beliebte Monarch durch die Mißwirtschaft seiner Regierung längst das Vertrauen seiner Landeskinde eingebüßt hatte, hing die Mehrzahl der Hannoveraner in Treue an ihrem angestammten Fürstenhause. König Georg genoß wegen seiner Leutseligkeit, Herzensgüte und großmütigen Freigebigkeit die Liebe der Mehrheit seines Volkes; für ihn schlug weit über das Reichbild der Hauptstadt hinaus, die ihm vieles verdankte, eine große Anzahl anhänglicher Herzen. Wenn manche Hoffnungen, die man an das wohlmeinende Schalten und Walten des Fürsten geknüpft hatte, unerfüllt geblieben waren, so entschuldigte man dies mit der Blindheit des Königs und seiner Abhängigkeit von oft übelberatenen und =beratenden Ministern und andern Personen des königlichen Vertrauens. Letztere waren es, welche ihn in seinem Wahnglauben an die unvergängliche Herrlichkeit des Welfenthrones befestigt hatten.

Auch der größere Teil der Bewohner des Herzogtums Nassau, von dem kurze Zeit nachher die Preußen ebenfalls Besitz ergriffen, sah den angestammten Landesherrn ungern scheiden und erblickte, gleich den sich schroff ablehnend verhaltenden Frankfurtern, in den einrückenden „Pödelhauben“ unerbetene Gäste und Eindringlinge. Jahr und Tag vergingen, ehe die selbstbewußte Bürgerschaft der alten Freien Reichsstadt, die sich auf ihre Jahrhunderte alte Selbständigkeit viel zu gute that, sich an den Gedanken dauernder Einverleibung in den Staat Friedrichs des Großen zu gewöhnen vermochte.

Man konnte früher öfter die Ansicht ausprechen hören, daß auch die Einverleibung Sachsens in den preußischen Staat damals eine bestimmt beschlossene Sache gewesen sei. Dies ist unrichtig. Noch weniger richtig ist, daß einem solchen Anschluß die Mehrheit des sächsischen Volkes zugestimmt haben würde. Ein Staatsmann, der den damaligen Verhältnissen sehr nahe stand, Herr von Friesen, bestätigt dies. „Die ganz überwiegende Mehrheit des sächsischen Volkes“, äußert er in seinen Denkwürdigkeiten, „wollte unbedingt die selbständige Erhaltung des Landes und des Königs, aber es bestand nichts weniger als eine politische Gegenfüßerei in bezug auf Preußen. Die Unterhaltung eines festen und treuen Zusammengehens mit Preußen, an welches wir einmal durch die Lage des Landes und die Natur der Verhältnisse gewiesen sind, wurde von der überwiegenden Mehrheit des Volkes als die notwendige Basis der Politik Sachsens angesehen und verlangt.“ Davon fühlten sich auch schon früher die maßgebenden Kreise durchdrungen, und die von König Johann nach seiner Entfernung aus Sachsen bestellten Mitglieder der „Landeskommission“ waren von dem Gedanken des königlichen Ratgebers von Beust, Sachsen, wenn nötig mit Hilfe französischer Vermittelung, an den in Aussicht genommenen „Südbund“ anzuschließen, geradezu mit Bestürzung erfüllt. Der von Bayern verfolgte Plan zur Bildung eines unabhängigen „Süddeutschen Bundes“ unter der Leitung Bayerns und eines

süddeutschen Zollvereins fand übrigens auch in Württemberg, Baden, Hessen und Nassau durchaus nicht den erwarteten Anklang. Im schlimmsten Fall hätte man sich auch dort immer noch lieber einer preußischen als einer bayrischen Oberhoheit unterworfen.

Sedenfalls ist es gewiß, daß die Minister der preußenfeindlichen Staaten, die Herren von der Pforten (Bayern), von Beust (Sachsen), von Dalwigk (Hessen) u. a., in jener Zeit dem sicheren und selbstbewußten Auftreten Bismarcks gegenüber recht traurige Rollen spielten.

**Die Preußen in Sachsen.** Inzwischen mußte das brave Sachsenvolk die Schuld der verkehrten Politik des preußenfeindlichen Ratgebers seines Königs büßen. Statt sich zu beeilen, mittels 30 000 Mann marschbereiter, längst trefflich ausgerüsteter Streiter der hannoverschen Armee den rechten Halt zu verleihen und rechtzeitig mit ihr vereinigt den Bayern die Hand zu reichen, ließ man sich überraschen, und der König Georg von Hannover hatte sich insolgebeffen auf sich selbst angewiesen gesehen. Vergebens hofften und harteten auch die nach der sächsischen Grenze im Marsch begriffenen Bayern der so willkommen gewesenen Verstärkung durch das sächsische Korps. Nicht einmal die Deckung des Königreiches war ins Auge gefaßt worden, wiewohl man sich doch hätte sagen können, daß mit Beginn des Kampfes Preußen vor allen Dingen in Sachsen festen Fuß zu fassen suchen werde, schon um die Österreicher nicht in den Besitz dieses Landes und damit zu einer höchst vorteilhaften Verteidigungslinie gelangen zu lassen.

Kaum hatte der sächsische Minister von Beust das letzte, stolz ablehnende Wort auf Preußens Mahnungen gesprochen, so trug auch schon der Draht die Nachricht durch ganz Sachsen:

„Die Preußen sind von Mühlberg aus in Strehla eingerückt!“ —

Und in der That, General Herwarth von Bittenfeld rückte mit der Elbarmee von Torgau herein ins Land — Prinz Friedrich Karl zog aus der Lausitz in Gewaltmärschen heran. In welche Aufregung geriet nun die Bevölkerung!

Während König Johann und Beust selbst unter dem Schutze der sächsischen Armee die sächsisch-böhmische Grenze überschritten, wurden von den abziehenden sächsischen Genietruppen recht nutzlosweise die Brücken über die Elbe bei Riesa und bei Meißen zerstört. Ihre Wiederherstellung verursachte später ansehnliche Kosten, während damals ihre Sprengung den Einmarsch der Preußen kaum zu erschweren, geschweige denn zu verhindern vermochte.

Während am 17. Juni General Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee“ von Westen her in Sachsen einrückte, durchzog die I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl das östliche Sachsen. Bautzen und Meißen wurden noch am 17., Dresden am 18., Leipzig am 19. Juni besetzt. Der preußische Oberbefehlshaber erklärte in seiner Rundgebung an die Landesbewohner: „Ich rücke in euer Land ein, aber nicht als euer Feind, denn ich weiß, daß eure Sympathien nicht zusammenfallen mit den Bestrebungen eurer Regierung. Sie ist es gewesen, die nicht eher geruht hat, als bis aus

dem Bündnis zwischen Oesterreich und Preußen die Feindschaft beider ent= wachsen ist.

Sehr lebhaft waren die Sympathien für Preußen bei der Mehrheit der Bevölkerung Sachsens damals freilich nicht. Die Landesbewohner haben erst lernen müssen, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, bis die späteren Ereignisse, und besonders diejenigen des Jahres 1870, ihre zugleich ver= söhnende und einigende Wirkung übten und alle Deutschen in dem wieder= gefundenen gemeinsamen Vaterlande sich freudig die Hand zum unauflösliehen Bunde reichten.

---

Zwei Königreiche und ein Kurfürstentum waren ohne großen Kräfte= aufwand des Heeres in einer Woche in die Gewalt Preußens gefallen; von der Elbe und Weser bis zum Main war jeder Widerstand gebrochen. Jetzt ballte sich das Hauptgewitter in Böhmen zusammen, und auch im Südwesten sammelte sich kaum minder bedrohliches Gewölk.



Preussische Heerführer im Deutschen Kriege.  
 Prinz August von Württemberg, von Blumenthal. von Bismarck, von Fransecky, von Voigts-Rhege, von Steinmetz, von Kirchbach.

## Der Feldzug in Böhmen.

In den Herzen des preussischen Volkes wandelte sich von Tag zu Tag, mit jedem neuen Erfolge die Stimmung immer mehr zu gunsten der Regierung um. Zwei Königreiche und ein Kurfürstentum in einer Woche! Doch nicht allein die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres hob das Vertrauen. Viele hatten gemeint: wenn sie auch kalt und stumm ausmarschiert ist, so wird die Armee doch — dafür bürgt die ihr gewordene militärische Schulung — ihre Schuldigkeit thun! — Und der greise König hatte entschlossen geäußert: „Da wirklich fast alle gegen mich sind, so stelle ich mich selbst an die Spitze meiner Armee; ich will lieber mit ihr untergehen, als in dieser großen Frage nachgeben.“ Aber welche Veränderung war jetzt schon in den Reihen des Heeres vor sich gegangen! Die Briefe aus dem Felde zeigten es, aus denen sofort Auszüge in den Zeitungen erschienen. Als die Nachrichten von den ersten Erfolgen in den letzten Tagen des Juni eintrafen, jubelte ganz Berlin laut auf, und allerorten begann eine freudige patriotische Begeisterung hervorzubrechen.

Eine freudig bewegte Menge durchströmte die Straßen der Hauptstadt und eilte auf die öffentlichen Plätze. Und als es ruchbar wurde, der König sei bereit, zur Armee abzureisen, da strömte das Volk zum Schlosse, um dem greisen Landesheerrn den Abschiedsgruß zuzujubeln. Eine Abordnung überreichte eine von 20 000 Bürgern unterzeichnete Adresse, während aus den Reihen der harrenden Menge die erhebenden und ernstesten Klänge des Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott“ erschollen. Ein Mitglied der Abordnung versicherte dem König, wie sein Volk jetzt darthun werde, daß seit dem Augenblick, in welchem sein Ruf zu den Waffen ergangen sei, es keine Parteien mehr gebe, sondern daß ganz Preußen einig sei in der Begeisterung für das Vaterland und in dem Rufe: „Es lebe der König!“ Nachdem sich der Monarch von der Deputation nach einer kurzen Ansprache verabschiedet hatte, erschien er auf dem Balkon des Schlosses. Dorthin richteten Tausende ihre Blicke. Tief bewegt sprach der greise Fürst: „Habt Dank für euern Jubelruf! Ihn nehme ich mit zur Armee. Mit Gottes Hilfe haben wir den ersten Sieg errungen; es steht uns aber noch vieles bevor. Harret aus und gedenket des Wahlspruchs: Mit Gott für König und Vaterland! Ein Hoch der Armee!“

Das zündete, und der erwachte Geist spiegelte sich in Kundgebungen aller Art; die brieflichen Mitteilungen, in denen man sich Mut einsprach, flogen zu tausenden hin und her. „Nach Böhmen hinein!“ Dieser Ruf erscholl und elektrifizierte ganz Preußen. Die Siegesbahn ist eröffnet, die einst Friedrich II. sich erkämpfte! Die patriotischen Empfindungen des Heeres und Volkes schmolzen zusammen, jeder Tag steigerte sie; die Zeit erregter politischer Wortkämpfe war vergessen, standen doch auch gar manche der Abgeordneten in den Reihen der Krieger!

Auf dem Kriegstheater, auf welchem vor mehr als hundert Jahren der „einzige König“ eine so glänzende Rolle spielte, stand der Feind schlagfertig da, in überlegener Macht und in trefflich gewählten Stellungen.

In Wien hatte man sich um diese Zeit noch große Dinge eingeredet. „Vielleicht noch nie“, versicherte die amtliche „Wiener Zeitung“, „sah ein Volk so warmherzig dem Kriege entgegen, wie diesmal die Völkerschaften des österreichischen Staates mit seltener Einmütigkeit das endliche Vosschlagen gegen die andringenden Preußen herbeiwünschen. Alle Bewegungen, die ganze Ausrüstung scheinen den Kriegslustigen zu langsam; man möchte sich Flügel wünschen!“

Dem kaiserlichen Feldzeugmeister Ludwig von Benedek, der allerdings nur mit Widerstreben den Oberbefehl über die Nordarmee übernommen hatte, standen kriegskundige Heerführer zur Seite, wie der uns schon bekannte Feldmarschallleutnant von Gablenz, weiter Clam-Gallas, Ramming, der Reitergeneral Baron Edelsheim u. a. Während Benedek die sich in Böhmen sammelnden Hunderttausende der „Nordarmee“ musterte, ließ der kriegserfahrene Erzherzog Albrecht die „Südararmee“ an sich vorbeidefilieren.

**Österreichs Streitmacht.** Benedek hatte seine Hauptmacht zuerst bei der Festung Olmütz vereinigt, welche mit ihren Forts ein großes befestigtes Lager bildete. Die Nordarmee bestand aus 7 Armeekorps, 3 schweren



Reserve- und 2 leichten Kavalleriedivisionen, nebst einer Geschützreserve von 16 Batterien, im ganzen 247 000 Mann mit 750 Geschützen. Hierzu trat bald nachher noch die sächsische Armee, 30 000 Mann stark, geführt von dem Kronprinzen Albert von Sachsen. Außerdem waren die Festungen Krakau, Olmütz, Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz mit 54 000 Mann besetzt. Die flinken ungarischen Husaren streiften an der Grenze und hatten schon Besuche in Schlesien abgestattet. Das I. Armeekorps unter Clam-Gallas war in der Richtung gegen die sächsisch-schlesische Grenze vorgeschoben.

**Preußens Streitkräfte** zur Verwendung auf dem östlichen Kriegsschauplatz waren in drei Armeen formiert. Sachsen bedeckend, stand auf dem linken Elbufer Herwarth von Bittenfeld mit der 46 000 Mann starken „Elbarmee“, bestehend aus der 1. Division des VII. und dem VIII. Korps; auf dem rechten Elbufer die sächsische Oberlausitz bis nach Görlitz und Niederschlesien sichernd, bildete die „I. Armee“, etwas über 93 000 Mann, unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen die Mitte; sie bestand aus dem II., III. und IV. Armeekorps und einem Kavalleriekorps von 14 Regimentern, welches der viel gerühmten österreichischen Reiterei entgentreten sollte und vom Prinzen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurde.

Den linken Flügel der preußischen Armee bildete die II. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen; sie belief sich auf 115 000 Mann und bestand aus dem I., V. und VI. Armeekorps, zu welchem später noch die Garden hinzutraten. Ein bei Berlin in der Bildung begriffenes, 24 000 Mann starkes Reservekorps kam in diesem Kriege nicht zum Schlagen. Ohne dasselbe betrogen die gegen Böhmen operierenden Streitkräfte 254 000 Mann. In der Ausrüstung war die preußische Infanterie durch das Zündnadel-Hinterladergewehr den österreichischen, meist noch mit Vorderlader-Perkussionsgewehren ausgerüsteten Fußtruppen bei weitem überlegen; dagegen war die Ausrüstung der österreichischen Artillerie mit den neuen gezogenen Geschützen bedeutend weiter vorgeschritten, während die preußische Artillerie nur erst etwa zur Hälfte mit der neuen Waffe versehen war.

Im ganzen bezifferten sich die von Preußen bei Beginn des Deutschen Krieges ins Feld gebrachten Heeresmassen, einschließlich der auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfenden „Mainarmee“, auf 326 090 Mann, welchen Österreich und dessen Verbündete — die in Italien kämpfende kaiserliche Armee abgerechnet — 397 000 Mann entgegenstellten, einschließlich 30 000 Mann Sachsen, 62 000 Mann Bayern, 18 000 Mann Hannoveraner, 16 000 Württemberger, über 10 000 Badenser, 7 000 Kurhessen, 9 000 Hessen-Darmstädter, 5400 Nassauer. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz befand sich hinsichtlich der zur Entscheidung verfügbaren Truppenstärke Preußen um etwa 7 000 im Vorteil, auf dem westlichen Kriegstheater dagegen überwogen die gegnerischen Streitkräfte um etwa 78 000 Mann. Bei dieser Zusammenstellung ist das preußische Reservekorps, wiewohl es im Feldkriege nicht zur Verwendung kam, eingerechnet. — Die auf S. 230 und 233 befindlichen Übersichten weisen die Zusammenfassung und den ganzen Umfang der damaligen

Streitmacht der zum Deutschen Bunde gehörigen Staaten nach; es geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß nicht die gesamten Streitkräfte beider Teile auf den Kriegsschauplätzen im Osten, Westen und Süden zur Verwendung gelangten.

Durch die gleichsam mittels Handstreichs vollzogene Besetzung Sachsens war für die preußische Armee ein großer strategischer Vorteil erreicht, die anfängliche Frontausdehnung der nördlichen Linie von fünfundzwanzig Meilen auf sieben verkürzt worden.

Am 17. Juni schwenkte Benedek mit seiner Armee nach links ab, wohl in der Absicht, sich gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden und dessen Vereinigung mit dem anrückenden Kronprinzen von Preußen zu vereiteln, was sich allerdings nicht erreichen ließ.

**Einmarsch der I. und II. Armee in Böhmen.** General Herwarth mußte von Dresden aus auf dem rechten Elbufer den Weg über das Gebirge einschlagen, denn im herrlichen Elbthal war die durch die Sächsische Schweiz führende Straße versperrt; dort wehrte der Kommandant des hochgelegenen Königsteins, auf die Unbezwinglichkeit der Feste trotzend, den Durchzug.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl durchzog von Bittau aus die lieblich grünen Thäler des Laußiger Gebirges und wandte sich da, wo die Eisenbahn sich im Reipethal hinaufwindet, nach Seidenberg und Friedland, um von dort den Marsch über das Riesengebirge nach Reichenberg hin fortzusetzen. Die II., die „schlesische Armee“, empfing jetzt den Befehl zum Einmarsch in Feinbesland. Ihrem Oberbefehlshaber, dem Sohne des Königs, hatte, während er schon im Felde stand, der Tod ein geliebtes Kind geraubt.

Der König selbst, welcher sich persönlich an die Spitze des böhmischen Heeres zu setzen beabsichtigte, weilte damals mit seinem ganzen Stabe und zahlreichem Gefolge, nebst einer aus auserlesenen Mannschaften aller Regimenter gebildeten Stabswache, noch in Berlin. Von hier war der Befehl an alle drei Armeen zum Einrücken in Oesterreichs nördlichste Provinz ergangen. Weil jedoch die schlesische Armee die schwierigsten Pässe zu überwinden hatte und noch dreißig Meilen von der I. Armee entfernt stand, also einzeln mit Übermacht hätte angegriffen werden können, wurde, um den Feind von ihr abzuführen, der Einmarsch der beiden andern Armeen um drei Tage früher angeordnet.

So setzten sich auf verschiedenen Straßen die Korps nach dem schönen Böhmerland in Bewegung. Den Vortruppen folgten die Heeresmassen in solcher Breitenausdehnung, wie die Wege es irgend erlaubten; den Schluß bildeten unabsehbare Trainzüge mit Munition und all jenem Material, das zur Erhaltung und Verpflegung großer Heere nötig ist.

Es fällt heute bei den außerordentlichen Verbindungsmitteln nicht schwer, bedeutende Truppenmengen in einer bestimmten Gegend zusammenzuziehen, dazu helfen die Eisenbahnen, welche täglich, je nach Umständen, 10 000 bis 20 000 Mann befördern können. Aber diese Menschenmassen, die doch alle essen und trinken wollen, zu erhalten, wozu die gewöhnlichen Vorräte auch der reichsten Gegend nicht lange genügen würden — dies vor allem erfordert

sorgsamste Vorbereitung. Das ist Sache der Intendantur, und dieser hochwichtige militärische Verwaltungszweig war in Preußen schon lange vortrefflich organisiert; man hatte Lieferungsverträge mit zuverlässigen Unternehmern geschlossen, ebenso mit Vereinen von Fuhrleuten, welche bespannte Wagen in ungeheurer Zahl stellten; man wußte wohl, daß in Feindesland, wo der Notstand durch die eignen Heere von fast einer viertel Million Stärke noch vermehrt und wo die Bevölkerung gegen Preußen leidenschaftlich aufgeregt worden war, hinreichende Mengen von Lebensmitteln nur mit großer Schwierigkeit zu beschaffen sein würden, daher mußte für die Nachfuhr gesorgt werden. Freilich hat diese trotz der sorglichsten Vorkehrungen infolge des raschen Vorrückens der Armee doch nicht überall ausgereicht, ja hier und da ist sogar ein empfindlicher Mangel eingetreten. Aber gerade dieser Übelstand bot einen Prüfstein mehr für die Tüchtigkeit der preussischen Truppen, welche trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen gute Mannszucht hielten und die ohnehin schwer bedrängten Einwohner nicht entgelten ließen, was diese nicht verschuldet hatten. Sie haben lieber, wie es vielfach vorgekommen, mit den Hungernden noch ihr karges Stück Brot geteilt.

In einem Armeebefehl vom 22. Juni kündete Prinz Friedrich Karl der I. Armee sein Einrücken in das Grenzland an. „Heute früh“, schreibt ein Augenzeuge des Einmarsches, „hat der Prinz die Grenze Böhmens überschritten. Die Truppen befanden sich schon früh unter Waffen und standen bald nach Tagesanbruch in Reih und Glied, während es anhaltend stark regnete. Manche von ihnen hatten schon eine weite Strecke von ihren Quartieren bis zum Sammelplatz zurücklegen müssen, gleichwohl marschierten sie munter einher über schlüpfriges Gras und abschüssige Wege und standen kurz vor sieben Uhr in völliger Ordnung hart an der österreichischen Grenze, doch noch auf sächsischem Boden. Prinz Friedrich Karl traf auf der Zittauer Chaussee vor acht Uhr ein. Bei dem Zollhause musterte er die über die Grenze ziehenden Truppen. Den Vortrab bildeten Alanen, ihnen folgten die Massen des Fußvolkes. Sobald die ersten Glieder eines Bataillons die österreichischen Farben am Schlagbaum erblickten, brach tausendstimmiges Hurra aus, das von den folgenden Reihen freudig wiederholt wurde. Wo die Krieger aber den Prinzen selbst erblickten, jubelten sie noch lauter auf, und dann begannen nationale Gefänge oder lustige Kriesslieder. So zog jedes Bataillon wohlgenut in Böhmen ein. Unterdessen hielt der Feldherr an der Landstraße und blickte mit gerechtem Stolz auf die vorüberziehenden Kolonnen. Wohl nie zog ein besser ausgerüstetes Heer über die feindliche Grenze, besser versorgt und von höherem Mute beseelt. Die Anordnungen für die Zusammenziehung der Truppen und den Einmarsch in Böhmen waren ganz vorzüglich getroffen. Vor kaum acht Tagen war diese Armee in Sachsen kampferüstet eingezogen; jetzt betrat sie schon den Boden Oesterreichs.“

Nur einzelne feindliche Reiterpatrouillen hatten sich bis dahin blicken lassen, stärkere Abteilungen hatten sich noch nirgends gezeigt. Daher fielen beim Einmarsch der rasch vordringenden I. Armee nur kleine Reitercharmüßel vor; denn die Hauptmacht des Feindes stand weit jenseit der Pässe von

Trautenau, nach Nachod und Braunau zu. Gleichzeitig mit der I. Armee hatte die den rechten Flügel derselben bildende „Elbarmee“ die Grenze überschritten, während der Kronprinz von Preußen mit der II. Armee sich von Oberschlesien her aus den Thälern und Geländen des Riesengebirges gegen die böhmische Grenze in Bewegung setzte. Die drei Armeen sollten sich im Feinbesland vereinigen.

Man hatte als gewiß angenommen, daß der Feind wenigstens einigen Widerstand leisten werde, wobei ihn die Beschaffenheit des Landes begünstigt hätte, denn Böhmen bildet ein von der Natur geschaffenes großes Festungswerk. Auffallend genug ging der Einmarsch durch die Pässe ohne Hindernisse vor sich; das Verjagen einzelner Reiterpatrouillen verursachte wenig Aufenthalt. Die Schnelligkeit, mit der die Preußen erschienen und weiter marschierten, überraschte und verwirrte dagegen den Feind. Da die feindliche Heereleitung annehmen durfte, daß es darauf abgesehen sei, in der Ebene, die das Duellengebiet der Elbe und der Tser bildet, die preußischen Streitkräfte zu vereinen, so hielt es Benedek für ratsam, seine Kräfte enger zusammenzuhalten, um in der Lage zu sein, jene Absicht zu vereiteln. War doch schon von Friedrich dem Großen die Wichtigkeit der Gewinnung und Behauptung jener Ebene erkannt worden! Behufs der Verteidigung wählte der österreichische Oberfeldherr somit eine abwartende Stellung, von der aus er dem Feinde, mochte dieser da oder dort vorbrechen, rasch entgentreten konnte. Der Hauptmacht behielt er den letzten Schlag in einer vortrefflichen Stellung vor, die, von Natur schon in hohem Grade begünstigt, überdies nach allen Regeln der Kriegskunst auf das stärkste befestigt wurde. Um aber die Wiener und die Bundesgenossen in Süddeutschland angesichts des unaufhaltsamen Vordringens der Preußen bei gutem Mute zu erhalten, wurde durch die österreichische Presse die trostreiche Verkündung verbreitet, Benedek lasse absichtlich den Feind an sich herankommen, um ihn „wie in einem Mörser“ zu zerstampfen!

Anders lautete die Sprache der Zeitungen in Berlin. Hier gaben in gemessener, sich aller Ruhmredigkeit enthaltender Weise die amtlichen Nachrichten Kunde von den ersten errungenen Siegen.

Die I. Armee hatte Reichenberg erreicht. In freundlicher Lage zieht sich diese bedeutendste Fabrikstadt Böhmens umkränzt von Bergen hin; regelmäßige Straßen findet man hier weniger, weil die ansässigen Tuchmacher seit uralter Zeit ihre Gehöfte nach den jeweiligen Erfordernissen ihres Gewerbes angelegt haben. Doch gefiel es den fremden Gästen hier, und sie richteten sich leiblich ein, während die Vortruppen weiter hinausgeschoben wurden in der Richtung der Eisenbahn, welche nach Pardubitz führt, an den Festungen Josefstadt und Königgrätz vorüber und weiter in der Richtung auf Olmütz und Wien.

Die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen herab, und den Truppen konnte es schon recht sein, wenn man ihnen etwas Ruhe gönnte; denn es war zur Zeit der wenigen heißen Tage, wie sie nachher in dem unfreundlichen Sommer dieses Kriegsjahres nicht oft wiedergekehrt sind. Die Vorposten

wurden ausgestellt: Kavallerie- oder Infanteriefeldwachen, je nach der Örtlichkeit; auf Punkten, wo man weit um sich sehen konnte, standen Doppelposten von zwei Mann, damit der Platz nie unbesezt bleibe, wenn einer derselben zum Melden sich entfernte. Jäger oder Füsilier waren auf Feldwache, ihre Posten waren so gewählt, daß sie selbst nicht so leicht gesehen werden konnten, wenn sie, schußfertig, achtsam hinausschauten in die Weite. Die Reiterbetten konnten sich freilich nicht so gut bergen, dazu war ihre Uniform schon zu leuchtend, wie die roten Uttilas der Zieten'schen Husaren; weniger verrieten sich die Dragoner, von denen hier das schwarze Regiment (an Abzeichen schwarz, sonst hellblau wie alle) voranstand.

Über die Postenkette weit hinaus schritten auf und ab Patrouillen. Sie begegneten wohl einzelnen feindlichen Trupps, insbesondere kleinen Abteilungen jener Liechtenstein-Husaren, welche den Feldzug in Schleswig 1864 als gute Kameraden mit den Preußen gemeinschaftlich gemacht hatten. Nirgends war aber ein größeres Korps in der Nähe bemerkbar.

**Reichte Zusammenstöße.** Die Reichenberg-Parabuziger Bahn durchläuft eine sehr interessante Landesstrecke, die selbst für einen Vielgereisten noch manchen neuen Reiz bietet. Jene Eisenbahnlinie hatte unter anderm eine bedeutende Höhe in kühnen Serpentin (Schlangelinien) zu überwinden; von der oberen Strecke aus sieht man tief unter sich die Telegraphenstangen am Schienenweg, zu denen man herniederfährt. Jetzt war freilich kein Bahnzug und kein Reisender hier zu erblicken. Aber bald veränderte sich die Szene, als die Vorhut der vordersten preußischen Division nach dem verstatteten einen Ruhetage von Reichenberg aufgebrochen war und sich dem Städtchen Liebenau, der dritten Station, näherte. Ein heftiges Artilleriefuer empfing sie. Es waren die ersten Kanonenschüsse, welche auf diesem Kriegsschauplatze fielen, am 26. Juni, Dienstag, gegen zehn Uhr. Wer hätte damals geahnt, daß die letzten schon vier Wochen später verhallen würden! Hier bei Liebenau kam es jedoch, obgleich sich Infanterie und Kavallerie bereits entwickelt hatten, nur zu einem Artilleriekampf, der beiden Teilen nicht viel Schaden brachte. Die Preußen gingen bis in die Nähe des schönen Schlosses Sidrow vor, und von hier aus suchte die Infanterie auf Gewehrschußweite an die österreichischen Batterien heran zu kommen, welche jedoch zeitig genug auswichen. Die Kavallerie rückte nun nach Turnau vor, fand hier indessen die Brücke über die Tser, in deren romantisches Thal man gelangt war, zerstört; es mußte eine Schiffbrücke geschlagen werden.

**Das Nachtgefecht bei Podol.** Der österreichische Oberfeldherr hatte unbedessen sein Hauptquartier nach Josephstadt verlegt und sein erstes Armeekorps nebst der sächsischen Armee unter ihrem Kronprinzen nordwärts entsendet, um die Linie der Tser um jeden Preis zu behaupten. Die „Eiserne Brigade“ gehörte zu dieser Streitmacht, welche General Graf Lam-Gallas befehligte, einer der reichsten böhmischen Adelsherren. Ihm gehörten das Schloß Friedland und viele andre Besitzungen nebst verschiedenen Quadratmeilen Landes. Auf dem Grafenstein, einer seiner Besitzungen, wo ein preußisches Garde-Manneregiment eingerückt war, hatten die Preußen keine gute Aufnahme gefunden;

der Schloßbeamte wollte nicht einmal die Ställe räumen lassen, auch nichts zur Verpflegung geben, bis er — mußte! Jetzt war das Dorf Podol, westlich von Turnau, und die nahe Fferbrücke durch die Brigade Poschacher, welche sich unter Gondrecourt im schleswig-holsteinischen Kriege den Ehrennamen der „Eisernen Brigade“ errungen hatte, besetzt worden.

„Heute abend soll die Brigade Poschacher angegriffen werden“, telegraphierte Prinz Friedrich Karl nach Berlin. Damit begann die lange Reihe von Kriegsbulletins, deren rote Zettel an den Anschlagssäulen die Bewohner der Hauptstadt immer zu Tausenden anzogen. Es kam zu einem Dorfgefecht, anfangs im Halbdunkel, dann bei Nacht und im Mondschein, wobei das Zündnadelgewehr seine volle Wirkung natürlich nicht verrichten konnte. Dennoch verursachte das Schnellfeuer dem Feinde bedeutenden Verlust, namentlich dem tapferen 18. Jägerbataillon. Das stark verbarricadierte Dorf wurde nach erbittertem Kampfe genommen, ebenso die Fferbrücke. Den Ausschlag gab General von Bose mit fünf Bataillonen. Gegen 500 Gefangene fielen den Preußen in die Hände, welche ihren Sieg mit 9 Offizieren und 600 Mann an Toten und Verwundeten erkauften.

Dieses Nachtgefecht war der erste bedeutende Zusammenstoß im böhmischen Feldzuge. Das Korps von Clam-Gallas hatte jetzt, nachdem Herwarth auch die Elbarmee über das Gebirge geführt hatte, rückwärts eine gutgewählte Stellung bei Münchengrätz genommen, um die Vereinigung Herwarths mit dem Prinzen Friedrich Karl zu verhindern. Auch hatte der österreichische Oberbefehlshaber zuerst an zwei, dann an vier seiner Korps die Weisung erteilt, nichts zu unterlassen, um die aus Schlesien über das Gebirge herabkommenden preußischen Kolonnen wieder in die gefährlichen Engpässe zurückzuwerfen. Der Plan Benedeks ging, nachdem sein ursprünglicher Angriffsplan vereitelt und er selber jetzt der Angegriffene geworden war, ganz richtig darauf hinaus, die anrückenden beiden Hauptarmeen womöglich vor ihrer Vereinigung einzeln zu fassen und zu schlagen. Die unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwierige Vereinigung dennoch im rechten Augenblick zu bewerkstelligen, war die Aufgabe der preußischen Heeresleitung, und wie diese Aufgabe gelöst wurde, werden wir später sehen.

**Bei Hünernwasser.** Unterdessen war preussischerseits noch ein weiterer Erfolg erkämpft worden. An demselben Abend, als man sich bei Podol herumschlug, bestanden auch die Vortruppen des Generals Herwarth von Bittensfeld, der südöstlich in der Richtung auf Münchenberg vorgerückt war, um dem Prinzen Friedrich Karl die Hand zu reichen, einen siegreichen Kampf bei Hünernwasser, in welchem die Österreicher 700 Mann, darunter 460 Gefangene, einbüßten.

Jetzt standen die I. Armee und die Elbarmee nur noch einen Tagemarsch voneinander entfernt.

Prinz Friedrich Karl übernahm am 28. den Oberbefehl über beide und bereitete sich zum Angriff gegen die Position bei Münchengrätz vor. Clam-Gallas glaubte diese Stellung trotz der feindlichen Übermacht nicht aufgeben zu dürfen, weil ihm ein Schreiben Benedeks für den 29. Juni das Eintreffen



Regimant öfterreichischer Geschütze durch preussische Kavallerie.

des III. Korps und für den 30. das Vorrücken noch weiterer Unterstützungen seitens der Hauptarmee in der Richtung auf Turnau angekündigt hatte.

Der Oberfeldherr beabsichtigte damals noch, sich mit dem bei weitem größten Teil seiner Macht gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden. Dieser Umstand und vornehmlich die Clam-Gallas gewordenen Zusicherungen veranlaßten diesen sowie den Kronprinzen von Sachsen, unter den ungünstigsten Umständen eine Reihe Gefechte zu bestehen, statt ihnen auszuweichen.

**Trautenau und Nachod.** Wenden wir uns jetzt der II. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen zu, welche ihre Bewegungen, wie angeordnet, vom 26. Juni an, drei Tage später als die andern Streitkräfte, begonnen hatte. Die schlesische Armee bewegte sich auf zwei Straßen vorwärts: von der Grafenschaft Glatz aus gegen Nachod und weiter auf der Landshuter Straße in der Richtung nach Trautenau.

Es kam alles darauf an, daß die Bewegungen, welche in dem Feldzugsplane den anfangs weit voneinander aufgestellten Armeen behufs ihres Zusammenwirkens vorgegeschrieben waren, mit aller Verlässlichkeit ausgeführt wurden, damit alles „gut klappte“. Und dies ist auch geschehen. Drüben im feindlichen Lager sprach man inzwischens, bevor man den Zweck der schnellen Bewegungen so großer Truppenmassen recht begriffen hatte, mit übel angebrachtem Spott von der „affenartigen Geschwindigkeit“ des Gegners.

Auf rasche Bewegungen ist aber fast jede Kriegsunternehmung, die nach entscheidenden Erfolgen strebt, angewiesen. Der berühmte Marschall von Sachsen erklärte geradezu: „Die ganze Taktik liegt in den Weinen.“

Während die Elbarmee sich der II. Armee bereits auf vier Meilen genähert hatte, überschritt die Armee des Kronprinzen in drei Kolonnen das Gebirge, rechts das I. Korps unter Bonin, gefolgt von der Kavalleriedivision, gegen den Paß von Trautenau, links das V. Korps unter Steinmetz auf Nachod; als Reserve beiden folgend die Garden unter Prinz August von Württemberg. Das VI. Korps unter Mutius stand noch bei Glatz dem österreichischen II. Korps unter Graf Thun gegenüber, sollte aber dem V. rasch folgen.

Als die Absichten der Preußen dem österreichischen Generalissimus klar wurden, ließ er sein X. Korps unter Gablenz gegen Trautenau, das VI. Korps unter Ramming mit der Kavalleriedivision des Prinzen von Holstein gegen Skalitz und das VIII. unter Erzherzog Leopold nach Jaromierz aus seiner Hauptstellung bei Königshof vorrücken.

Am heißen 27. Juni drang Bonins eine Division unter General von Clausewitz aus den letzten Gebirgspässen unter lautem Jubel gegen Trautenau vor. Freundlich liegt das Städtchen, das nach dem vernichtenden Brande von 1861 neu aufgebaut worden war, in dem lieblichen Thalkessel. Zahlreiche Reisende begrüßen es jahraus, jahrein freudig und dankbaren Herzens, wenn sie nach dem nahen Johannisbad eilen, welches Kranken und Gesunden die angenehmste Sommerfrische bietet. Auch an jenem denkwürdigen Tage bot, als sich die wenigen österreichischen Abteilungen von Trautenau verzogen, die Stadt einen friedlichen Anblick dar. Der Bürgermeister selbst, in Begleitung einiger angesehenen Bürger des Ortes, kam den Preußen entgegen und ver-



sicherte, daß man unbeforgt einrücken könne, da nur wenige kaiserliche Truppen in der Nähe gewesen seien. Dieser Mitteilung vertrauend, war davon abgesehen worden, Stadt und Umgegend durch Kavallerie sorgfältig auskundschaften zu lassen. Als nun aber die preußischen Vortruppen ohne Argwohn gegen Trautenau vorrückten, wurden sie schon von den jenseitigen Höhen lebhaft beschossen, feindliche Kolonnen drangen von der andern Seite in die Straßen ein; auch aus den Häusern fielen Schüsse, wie vielfach versichert worden, und es ist wohl glaubhaft, daß fanatisierte Tschechen aus den Häusern geschossen oder daß wütende Weiber heißes Wasser über die Köpfe der kämpfenden Preußen ausgegossen haben. Nach kurzem Kampfe waren jedoch die Österreicher aus der Stadt geworfen, und das Gefecht bei Trautenau schien für die Preußen einen glücklichen Fortgang nehmen zu wollen. Der Kapellenberg wurde erstürmt und der Feind von Kuppe zu Kuppe getrieben.

Besondere Schwierigkeiten verursachte es jedoch, in diesem Gefecht die Artillerie aus den Engwegen rasch genug vorwärts in gute Positionen zu bringen und in genügender Anzahl dem Feinde entgegenzustellen. Fast überall konnte sie nur in verhältnismäßiger Minderzahl den feindlichen Geschützen entgegentreten, deren Bedienungsmannschaften obenein über die Entfernungen in den Schußlinien wohlunterrichtet waren und deshalb auch mit meist guter Wirkung feuerten. Dennoch nahm das Gefecht einen für die preußischen Waffen günstigen Verlauf, so daß, als sich gegen Mittag eine Gardedivision näherte, deren Mitwirkung der Kronprinz dem General von Bonin anbieten ließ, dieser die angetragene Hilfe ablehnte, da „er die Ehre des Tages allein haben wolle!“

Anders dachte der Gegner, Feldmarschallleutnant von Gablenz, welcher die Heranziehung von Unterstützung nicht verschmähte und in dem Augenblick, als das Gefecht beendigt schien, zwei frisch angekommene Brigaden den Preußen entgegenwarf. Seine Geschützreserve gab dem Vorstoß vermehrte Kraft, und die tapferen Ost- und Westpreußen, welche so lange im Kampfe ausgeharrt hatten, mußten zuletzt weichen. Es geschah Schritt vor Schritt. Der Feind konnte nur langsam Boden gewinnen.

Manches Beispiel von Heldenmut läßt sich schon aus dieser ersten Zeit des Krieges erzählen; auch die treue Gemeinschaft und Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten zeigte sich bei mancher Gelegenheit in ergreifender Weise. Vom 45. Regiment fiel der Hauptmann von Gabain im Zurückgehen seiner Kompanie. Da rief der Tambour Budweg: „Meinen Hauptmann muß ich noch einmal sehen und sollt' es mein Leben kosten!“, lief zurück zur Leiche und stürzte über ihr, von einer Granate zerschmettert, zusammen.

Das entschiedene und rechtzeitige Eingreifen der Reservebrigade Knebel, eigentlich gegen Gablenz' Befehl, entschied den Sieg der Österreicher. Bonin führte sein Korps, ohne sich lebhafter verfolgt zu sehen, in guter Ordnung nach Goldenöls in dieselben Bivaks, welche die Truppen am Morgen siegesfrohen Mutes verlassen hatten.

**Siege bei Nachod und Skalitz.** Hätte Feldmarschallleutnant Ramming an demselben Tage bei Nachod mit demselben Glück wie Gablenz gekämpft, so würde sich der Verlauf des Krieges vielleicht anders gestaltet haben. Dort

bei Nachod, dessen Bergschloß Piccolomini, Wallensteins falscher Freund, einst gebaut, hatten die Vortruppen des preußischen V. Korps (Niedererschlesier und Polen) den Ausgang des Engpasses schon am Abend vorher besetzt. Hier kommandierte der im Kriegsdienst ergraute, energische Steinmetz, der erste unter den Generalen, welcher im Kriege von 1866 mit dem Schwarzen Adlerorden, dem höchsten preußischen Ehrenzeichen, geschmückt wurde. Er, der Sohn eines tapfern Truppenführers aus den Befreiungskriegen, hatte diese schon als Offizier mitgemacht und später im ersten dänischen Kriege ein Regiment geführt.



Leutnant von Raven erobert eine Standarte.

Nachher stand er eine Zeitlang an der Spitze des Kadettenkorps, wo sein strenger Gerechtigkeitsfinn ihm die Herzen der jugendlichen Böglinge gewann. Zum kommandierenden General in Posen aufgestiegen, zeigte er sich dort nicht minder den äußerst schwierigen Verhältnissen gewachsen. Als Feldherr aber sollte der greise Held mit dem ernstern, edlen Antlitz und noch vollem Silberhaar auf Böhmens Schlachtgefilden den schönsten Vorbeer pflücken.

Es war am frühen Morgen des 27. Juni, als seine Vorhut von weit überlegenen Streitkräften angegriffen wurde. Sie hielt jedoch wacker stand, um es dem nachfolgenden Korps leichter zu machen, sich aus dem langen Engwege herauszuwinden, in welchem dahinziehende Geschütze und Troß

das raschere Fortkommen sehr erschwerten. Jetzt ließ der Feind zwei Kürassierregimenter vorgehen, denen Steinmeß nur zwei preußische Schwadronen Dragoner entgegen werfen konnte. Diese geringe Reiterchar stürzte sich der vierfachen Übermacht mutig entgegen, wurde jedoch geworfen, und der Strom der Verfolgung brauste schon in den noch verstopften Engpaß hinein, aus welchem sich herauszuarbeiten soeben dem Kronprinzen samt seinem Stabe mühsam gelungen war. Indessen die Bataillone, welche diesen wichtigen Punkt sicherten, standen fest wie die Mauern.

Auch in die flüchtigen Reitermassen wurde wieder Ordnung gebracht, und nun gelang es der nachrückenden Infanterie sowie den Geschützen, sich zu entwickeln, auch zwei Kavallerieregimenter rückten aus dem Engwege hervor. Zum erstenmal seit des großen Königs Zeit sollten sich wieder preußische Regimenter mit der berühmten österreichischen Kavallerie messen.

General von Wnuck führte seine Reiter entschlossen gegen die kampfmütig ansprengenden Kürassiere des Prinzen von Holstein. Es waren das älteste Ulanenregiment der Armee aus der Zeit Friedrichs II. und eines der neu errichteten Dragonerregimenter.

Einen Augenblick halt — dann brausten die Geschwader zuerst im Galopp, dann in voller Karriere aufeinander los; es entstand ein wütendes Handgemenge, das mit dem Siege der Preußen endigte. General Wnuck, beide Regimentskommandeure sowie viele Offiziere und Reiter waren verwundet und mancher brave Mann hatte sein Leben gelassen — aber der Feind war geworfen. Zwei Standarten fielen in die Hände der Sieger. Leutnant von Raven hieß einer der tapferen Kämpfer, denen es gelang, einen so kostbaren Siegespreis in erbittertem Kampfe an dem unvergeßlichen Ehrentage der schlesischen Dragoner Nr. 8 zu gewinnen.

Inzwischen hatte auch die Reserveartillerie in den Kampf eingreifen können, während sich die Infanterie anschickte, die errungenen Erfolge zu sichern. Das verheerende Feuer der Zündnadelgewehre bahnte dem Bajonett den Weg. Wie tapfer sie auch kämpfte, die österreichische Kavallerie wurde in einer zweiten Attacke geworfen. Kaum hatten Mann und Roß ein wenig verschauft, so ging das wilde Sagen von neuem los, ein Widerstand leistendes Jägerbataillon wurde von den unermüdblichen Reitern trotz tapferer Gegenwehr gesprengt. Der Erfolg des Tages war den Preußen nicht mehr streitig zu machen.

Steinmeß drang an diesem Tage bis vor Skalitz. Sein Gegner Ramming aber gestand in einem aufgefangenen Briefe an Benedek, daß sein Korps für den folgenden Tag nicht gefechtsfähig sei, weshalb er um Unterstützung bitte. Letztere erfolgte durch das Korps des Erzherzogs Leopold, das für das geschlagene Korps in die Schlachtlinie trat; doch auch dieses wurde übel zugerichtet, und Steinmeß konnte am Abend des 28. einen zweiten noch blutigeren Sieg, den von Skalitz, dem Könige melden.

Welch ein Jubel in Berlin, als an den Anschlagssäulen, gleichzeitig mit der Nachricht von diesem Erfolge, auch der vom Gardekorps über Gabelnz bei Burgersdorf und Soor errungene, sowie die Kapitulation der Hannoveraner

verkündet werden konnte! Zahllose Flaggen wehten in den Straßen der Hauptstadt, und abends war dieselbe glänzend beleuchtet.

**Sieg bei Soor.** Die Garden, deren Mitwirkung am 27. Juni bei Trautenau abgelehnt worden war, waren am folgenden Tage früh drei Uhr von Braunau gegen das Gablenzische Korps aufgebrochen, um diesem die erlangten Vorteile wieder zu entreißen. Sie überraschten den Feind noch zum Teil lagernd. Der österreichische Heerführer ordnete jedoch besonnen und ruhig seine Truppen, und wiederum gelang es der trefflichen österreichischen Artillerie, mit großer Überlegenheit und entsprechenden Vorteilen den Kampf zu eröffnen; denn den aus 64 Geschützen donnernben Morgengruß konnten die Preußen anfangs nur mit 12 Kanonen erwidern. Jetzt aber griff zur rechten Stunde das Gardesfußvolk mit Ungestüm und Todesverachtung in das Gefecht ein, so daß es auch an diesem Tage seine ausgezeichnete Stellung in der preußischen Armee von neuem rechtfertigte. Auf dem bekannten Schlachtfelde von Soor, wo Friedrich der Große hunderteinundzwanzig Jahre zuvor gesiegt hatte, schritt die preußische Garde unter dem heftigsten Kanonenfeuer unaufhaltsam weiter vor. Von der 2., als Reserve folgenden Gardedivision war das zweite Bataillon des Kaiser-Franz-Regiments in die rechte Flanke des Feindes entsandt worden, wo es den Kampf mit sieben feindlichen Bataillonen aufnehmen und lange allein fortführen mußte. Viele Tapfere fanden hier den Heldentod, Oberstleutnant von Gaudy, ein Bruder des verstorbenen Dichters Franz Gaudy, fiel an der Spitze seines Bataillons, nächst ihm viele Offiziere, ein Viertel des Bataillons war tot oder verwundet, aber trotz aller Verluste ward das Dorf Altrognitz, als ein Bataillon vom Regiment „Augusta“ zu Hilfe kam, mit Sturm genommen und in raschem Siegeslauf eine feindliche Stellung nach der andern erstritten. Unter allerdings schweren Verlusten gelangte nach blutigem Ringen schließlich auch Trautenau in die Gewalt der Preußen. Gablenz, vollständig geschlagen, zog sich nach einer Einbuße von mehr als 3000 Mann an Toten und Verwundeten zurück. 5000 Gefangene, drei Fahnen nebst zehn Geschützen lohnten die Anstrengungen des heißen Tages.

Betroffen über die unerwarteten Erfolge der Preußen auf deren linkem Flügel, suchte der österreichische Oberfeldherr zwischen die Garden und das Korps Steinmez ein neues, sein IV. Armeekorps, einzuschieben, indes auch dieses ward am 29. Juni bei Schweinschädel (Saromierz) geschlagen. Noch an demselben Tage rückten die Garden vor, ihre Vorhut erstürmte das tapfer verteidigte Königinhof. Unterdessen hatte aber auch am 28. und 29. Juni die I. Armee zwei wichtige Siege erfochten, wodurch die Vereinigung der beiden großen Heerkörper, der I. und der II. Armee, welche der Feind noch immer hätte verhindern können, wesentlich begünstigt wurde.

Die Deckung der Linie der Tzer hatte durch das Korps von Clam-Gallas und die sächsische Armee erfolgen sollen; doch versäumte man es, sich durch Berschanzungen zu verstärken. Gegen den bei Münchengrätz aufgestellten Heeresteil sandte nun der Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Karl die Division Horn, welche bei Pöbol gesiegt hatte, und die Division Fransecky von demselben (IV.) Korps vor; das II. und III. folgten. Unterdessen hatte sich auch

die Elbarmee gerührt. Von letzterer hatte das Reservekorps, Landwehr unter General von der Mülbe, der in Schleswig die kombinierte Gardedivision geführt hatte, Sachsen besetzt, von wo aus es später auch nach Böhmen vorrückte.

**Herwarth von Bittensfeld** führte also noch drei Divisionen Infanterie und eine Kavalleriedivision heran. Der Sieger von Alsen gehörte, wie Steinmetz und Falkenstein, noch zu den Veteranen aus den Befreiungskriegen. Im Jahre 1797 geboren, trat Herwarth schon vor den eben genannten Heerführern in die Armee ein und kämpfte während der Befreiungskriege 1813 — 1814 als Offizier im zweiten Garderegiment, blieb dann auch bei der Garde und stieg hier bis zum Kommandeur des ersten Garderegiments auf. Nach dem ersten dänischen Kriege wurde er Brigadefeldkommandeur und bald nachher General. Schon vor Beginn des zweiten Krieges in den Nordmarken führte er (1861) das Kommando des VII. Armeekorps und wurde von dort im April 1864 nach Schleswig berufen, um das I. Korps der mobilen Armee zu übernehmen, mit welchem er den kühnen Übergang nach Alsen und die Eroberung der Insel vollführte. Nach hergestelltem Frieden wurde er kommandierender General des VIII. Armeekorps, das jetzt im Kriege gegen Oesterreich, nebst der Division Münstcr, unter seinem Oberbefehl stand.

General **Fransecky**, dessen Namen wir gleichfalls noch öfter begegnen werden, hatte den ersten dänischen Krieg 1849 als junger Generalstabsoffizier mitgemacht, nachher, zum General aufgestiegen, eine Zeitlang im oldenburgischen Dienst das dortige Kontingent befehligt und dann die Division in Magdeburg erhalten. Er stand als geistvoller Mann und thatkräftiger, kampfeifriger Befehlshaber in hohem Ansehen. Auch als Militärschriftsteller hatte er sich vortheilhaft bekannt gemacht.

**Kampf bei Münchengrätz und Gitschin.** Herwarth von Bittensfeld ließ jetzt bei Münchengrätz, angesichts des Feindes, eine Pontonbrücke über die Pfler schlagen und rückte gegen die Stadt vor, während die steilen Höhen der feindlichen Stellung, auf welche Horn gestoßen war, von Fransecky umgangen und seitwärts erstürmt wurden. Von zwei Seiten angegriffen, räumten die Oesterreicher nach heroischem Widerstande den Ort und zogen sich auf Gitschin zurück, wo Clam-Gallas seine gesamten Streitkräfte vereinigte. Die starken Stellungen vor der Stadt ließen sich unschwer verteidigen. Zu ihrer Behauptung ward noch die eine Hälfte der Sachsen mit in die Gefechtslinie gezogen, die andre Hälfte blieb in Reserve.

Bei diesem Zusammenstoß hätte ein damals oft genannter österreichischer Reitergeneral, Baron **Ebelsheim**, den ihm vorausgegangenen Ruf rechtfertigen können. Er war der Bruder des großherzoglich badischen Ministers und rasch emporgestiegen. Bei Solferino hatte er an der Spitze des Regiments „König von Preußen-Husaren“ jenen verwegenen Ritt gemacht, der ihn, nachdem er durch alle französischen Linien vorgeedrungen, bis in die Nähe Napoleons III. führte, wodurch der Kaiser samt seinem ganzen Gefolge in erste Gefahr geriet. Im Frieden machte Baron Ebelsheim von sich reden, als er bei seiner Brigade der Freiwilligen-Regimenter ein besonderes Reitsystem, das Schnelligkeit und Beweglichkeit bis zum höchsten Grade entwickeln



Ungarische Gajaren im Blindnadel- und Granatfeuer, verfolgt von preussischer Reiterei.

folgte, einführte, trotz des Widerspruchs der in den bisherigen Formen ergrauten Generale. Jetzt an die Spitze einer ganzen Reiterdivision gestellt, träumte der heißblütige Mann von einem Siegesrennen bis in die Marken hinein. Bei Gitschin fand er jedoch keine Gelegenheit, zu zeigen, was er auszurichten vermochte, ja er mußte es sogar erleben, daß vom preußischen Leibregiment einige Abteilungen gegen die Angriffe seiner leichten Reiterei nicht einmal Karree formierten, sondern sie in Schützengruppen und Kompaniekolonnen nur mittels ihres Schnellfeuers zurückschlügen. Bei Potulsk gezielten seine Husaren in ein arges Gedränge, was unser damals an Ort und Stelle gewesener Zeichner auf S. 285 zur Anschauung gebracht hat. Wie der Schimmer der Überlegenheit, welcher bisher die österreichische Reiterei umgab, sehr schnell erlosch, so auch der Glaube an die Gewalt des Bajonetts, worauf sich die österreichische Armee bisher so viel zu gute gethan hatte.

Prinz Friedrich Karl hatte eine pommersche und eine brandenburgische Division, von ihrer Kavallerie unterstützt, zum Angriff auf Gitschin bestimmt. Dort entwickelte sich eines der blutigsten Gefechte in diesem Kriege. Die erste Brigade der Pommern rückte unter furchtbaren Verlusten vor, die Brandenburger hatten steile Berge zu erstürmen; einzelne Leute sollen, um besser klettern zu können, die Stiefel ausgezogen haben, nachdem auch das Gepäck der großen Hitze wegen schon abgelegt war. Besonders die vortreffliche sächsische Artillerie that den Stürmenden vielen Schaden. Erst gegen Abend wandte sich das Schlachtenglück zu gunsten der Preußen. Nun kam auch, als die feindliche Infanterie auf und davon eilte, für die Blücher-Husaren, welche auf ewige Zeiten den Namen ihres alten Kommandeurs führen, die ersehnte Verwendung; sie erhielten Gelegenheit, derb einzuhaufen und zahlreiche Gefangene zu machen.

Die Blutarbeit war indessen am sinkenden Abend nicht vollendet; noch mußte die Stadt genommen werden. Es kam dabei zu einem Straßengefecht, das sich bis nach Mitternacht hinzog und hier und da auch von den Bürgern der Stadt mit unterhalten wurde. Doch ehe noch die kurze Sommernacht sich zum Scheiden neigte, befand sich Gitschin in den Händen der Preußen.

Mittels wohlberechneter Bewegungen war im Verlaufe einer Woche die Verbindung der aus Sachsen, Nieder- und Oberschlesien in das Herz von Böhmen eindringenden drei preußischen Heersäulen hergestellt und gesichert worden. Die Elbarmee hatte sich mit der I. Armee vereinigt, und um die Verbindung mit der II. Armee zu suchen, ließ Prinz Friedrich Karl das erste Gardedragoneregiment einen Gewalttritt zur Armee des Kronprinzen ausführen, wobei es zwanzig Stunden im Sattel geblieben ist.

Nunmehr stand die Entscheidungsschlacht bevor.

Dem Grafen Clam-Gallas war in Benedeks Schlachtbericht die Schuld beigemessen worden, daß sich die ganze österreichische Armee rückwärts bei Königgrätz konzentrieren mußte. Infolge dieser Meldung wurde er seines Kommandos enthoben; doch hat die über ihn verhängte kriegsgerichtliche Untersuchung den Ungrund jener Beschuldigung dargethan. Von den sieben Armeekorps der Hauptarmee waren fünf, die unter Benedeks Oberleitung operierten, einzeln

geschlagen worden, und gerade deshalb war ein Zurückgehen auf jenen festen Platz vorgezeichnet.

Dem Zündnadelgewehr, dessen Überlegenheit sich bald fühlbar gemacht hatte, trotzten mit Standhaftigkeit die Soldaten der meisten österreichischen Regimenter; sie gingen heldenmütig zum Bajonettangriff über, um, wie ihnen gelehrt worden war, dem Feinde mit dem Eisen „die Rippen zu kizeln“ und hierdurch die Wirkungen des Zündnadelgewehres abzuschwächen. Wenn die preußischen Kugeln, auf nächsten Abstand aufgespart, beim Schnellfeuer in wenigen Minuten Hunderte niederstreckten, war es ein Wunder, wenn sich die Überlebenden, ihrer Führer beraubt, betäubt von der nicht erwarteten außerordentlichen Wirkung, zur Flucht wandten oder sich ergaben?

Bei alledem war es aber doch in erster Linie etwas anderes, was den Preußen den Sieg verlieh. Zu raschen Erfolgen und zu ihrer Ausnutzung gehören noch andre Mittel als eine überlegene Schußwaffe. Und dies hat schon damals alle Welt ohne Rückhalt anerkannt: es war die vorhandene höhere Intelligenz im preußischen Heere.

„Nicht auf Einführung von Zündnadelgewehren“, sagte später im Hinblick auf die preußischen Erfolge ein österreichischer Schriftsteller, „sollten wir das entscheidende Gewicht legen, sondern vor allem auf die Anstellung tüchtiger Schulmeister.“

---





Decorierung des Kronprinzen von Preußen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

## Die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz.

Königgrätz erklingt es überall  
 Durch ganz Europa hin! Ein neuer Hört,  
 Ein neues Lösungswort,  
 So recht vernehmbar ausgesprochen!

Im Abend des Tages, als die ersten Siegesbotschaften in Berlin eintrafen, brach der König, gemäß seinem Worte und treu den Überlieferungen seines Hauses, auf, um das Heer zum bevorstehenden Entscheidungskampf zu führen. In ununterbrochener Eisenbahnfahrt eilte er auf den Kriegsschauplatz, begleitet vom Kriegsminister von Roon, seinem langjährigen getreuen Mitarbeiter am Werke der Militärreform, dann von General von Moltke, Chef des Generalstabes, welcher den Kriegsplan ausgearbeitet hatte, und endlich vom Grafen Bismarck, dem Ministerpräsidenten, der als Major des siebenten schweren Landwehr-Reiterregiments während des ganzen Feldzuges an der Seite

seines königlichen Herrn verblieb. Außerdem folgten dem Monarchen noch viele fürstliche und andre ausgezeichnete Personen — ein wahrhaft königliches Hauptquartier, bestehend aus 146 Offizieren, 960 Mannschaften, 825 Pferden und 69 Fahrzeugen.

Ein Augenzeuge der Abreise des Königs schrieb später: „Am Abend vorher befand sich Berlin im Jubel über die angekommenen Siegesnachrichten; heute früh aber war alles ernst und still, und das war natürlich, denn mit der Abreise des Königs zur Armee trat wieder an jeden die Sorge heran, wie es nun weiter gehen werde. Wer mußte denn, ob man jemals den König wiedersehen würde! Mit siebzig Lebensjahren pflegt man gewöhnlich nicht mehr ins Feld zu ziehen — wer hätte damals ahnen können, daß der Krieg kaum vier Wochen dauern werde? Weiterhin waren der Kronprinz, zwei Brüder und zwei Neffen des Königs ebenfalls bei der Armee und ebenso wie jeder andre allen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt! — Wer auf dem Bahnhofe dem Abschiede des Königs von der königlichen Familie, von den hohen Beamten, von manchem bewährten Diener, endlich vom Volke, das ihm seine Grüße nachwehte, beigewohnt hat, der wird diesen Eindruck sein lebenslang nicht vergessen.“

In Sorau war aus der herbeigeströmten Menge, die den König auf der Durchreise begrüßen wollte, ein bescheiden bürgerlich gekleideter Mann an den königlichen Wagen getreten und hatte dem Monarchen, der gerade am Fenster der Wagenthür stand, ein zusammengefaltetes Blatt überreicht. Der Unbekannte zog sich jedoch sofort wieder unter die Menge zurück, nachdem der König freundlich ihm zu verstehen gegeben, daß er das ihm Behändigte lesen würde. Aber inmitten so vieler Sorgen vergaß er die Schrift, nachdem er dieselbe einstweilen in den Armelausschlag seines Überrocks gesteckt. Hier verblieb sie bis zum Ende des Feldzuges. Erst nach der Rückkehr des Königs, im August, ward die Schrift in dem Aufschlage jenes Überrocks gefunden, den der König während des ganzen Feldzuges tagtäglich und also auch in der Schlacht bei Königgrätz getragen hatte. Es war keine Bittschrift, wie man geglaubt, sondern ein Gedicht in fünf Strophen. Darunter ein Vers, welcher lautete:

„Ich ziehe hin in Gottes Namen,  
Ich ziehe hin in Gottes Kraft;  
Die in der Menschen Namen kamen,  
Hat oft der Horn hinweggerafft;  
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut!“

Am 2. Juli in Gitschin angekommen, übernahm der König sogleich den Oberbefehl über das gesamte Heer. „Soldaten!“ sagte er in seiner Proklamation, „zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indes auf Gott den Herrn, den Lenker der Schlachten, und auf unsre gerechte Sache bauen.“ — Wie sticht doch diese Sprache schlichter Einfachheit und Frömmigkeit ab von der überlauten Sprache in den Kundmachungen und Verheißungen der Gegner! „Wen das Geschick vernichten will, den schlägt es mit Blindheit“, heißt ein

altklassischer Wahrspruch; in an Blindheit grenzender Selbsttäuschung gefiel man sich in der Umgebung des Kaisers zu Wien, von wo aus an Ritter Benedek der Befehl ergangen war, trotz aller geltend gemachten Bedenken sogleich eine Hauptschlacht zu liefern.

König Wilhelm hatte angeordnet, daß nach den anstrengenden Märschen und Kämpfen während der letzten Woche den Truppen ein oder zwei Ruhetage vergönnt werden sollten, zumal man im Hauptquartier annahm, Ritter Benedek werde infolge der rasch hintereinander erlittenen schweren Verluste nicht geneigt sein, in den nächsten Tagen eine Hauptschlacht zu wagen. Die Einbuße der Österreicher im Laufe einer Woche belief sich auf 35 000 Mann, und, was noch mehr sagen will, die Truppen hatten den erfrischenden Kriegermut eingebüßt. Alles dies war im königlichen Hauptquartier zur Sprache gekommen, wohin sich auch Prinz Friedrich Karl begeben hatte. Kaum aber war derselbe wieder nach seinem Hauptquartier zu Kamenez aufgebrochen, da vernimmt man abends elf Uhr Hufschläge auf dem Marktplatz. Eilig reitet der Generalstabschef des Prinzen, General von Voigts-Rheß, heran, um zu berichten, daß sich die feindliche Armee hinter der Bistritz und diesseit der Elbe zusammenziehe und die am günstigsten gelegenen Höhen mit Geschütz besetze.

Da nach dem Zustande der österreichischen Nordarmee deren Absicht zu schlagen nicht recht glaubhaft schien, es auch gegen alle Regeln der Kriegskunst verstößt, mit einem Flusse im Rücken eine Schlacht anzubieten, so befahl der König, die Meldung dem General von Moltke zu wiederholen. „Hält dieser“, sagte er, „es für nötig, darauf hin Beschlüsse zu fassen, so wird man zu jeder Stunde in der Nacht mich bereit finden.“

Da Moltke nicht so rasch, wie erwartet, eintrifft, meint der König, sein Generalstabschef schenke den überbrachten Nachrichten keinen rechten Glauben, und legt sich aufs Feldbett nieder; aber kaum hatte er eine Stunde geruht, da kam Moltke mit dem General von Voigts-Rheß im königlichen Hauptquartier an. Der erfahrene General riet, einer Schlacht nicht auszuweichen, und so befahl der König, nun auch den Kriegsminister und mehrere höhere Offiziere zu ihm zu bescheiden, um alsbald Kriegsrat zu halten. Sogleich erscheinen die Herangerufenen: von Moos, von Alvensleben, von Treßow u. c. Alle sind darin einverstanden, daß die Absichten des österreichischen Oberbefehlshabers dahin gehen möchten, den günstigen Augenblick zu benutzen, um mit überlegenen Streitkräften gegen die erste Armee vorzubrechen und das wieder gut zu machen, was bisher versäumt worden war. Der Beschluß, das Vordringen des Feindes nicht abzuwarten, vielmehr demselben durch einen noch kühneren Vorstoß zuvorzukommen, war ein kühnes Unternehmen; denn die ermüdeten Truppen bedurften einiger Erholung. Aber man wußte im königlichen Hauptquartier, was man von dem herrschenden trefflichen Soldatengeiste erwarten durfte. Im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Armee blieb man bei dem Entschluß, dem Feinde zur Ausföhrung eigener Angriffsabsichten nicht Zeit zu lassen, sondern ihn selbst am 3. früh aufzusuchen. Zu solchem Zwecke wurden sofort Verfügungen erlassen.

Bald nach Mitternacht steigt General von Voigts-Nheß wieder zu Pferd und kehrt nach Kamenez zurück, und noch in derselben Nacht gehen die erforderlichen Befehle an die andern Armeeführer ab; Flügeladjutant Graf Finkenstein sollte sie dem mehr als vier Meilen entfernten Kronprinzen überbringen.

Das Schreiben des Generals von Moltke an den Kronprinzen lautete in der Hauptstelle: „Ew. Königliche Hoheit wollen sogleich die nötigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorzurücken und dabei sobald als möglich eingreifen zu können. Die heute nachmittag unter andern Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend.“  
gez. v. Moltke.“

Zwei andre Offiziere begaben sich zu Herwarth von Bittenfeld und den übrigen Korpsführern. Vom Gelingen eines Nachtrittes hing der Ausgang der bevorstehenden Schlacht, vielleicht das Schicksal Preußens ab!

Wann Graf Finkenstein mit dem Schreiben Moltkes beim Kronprinzen eintreffen würde, war bei dem Ritte durch feindliches Land, bei der Unsicherheit und schlechten Beschaffenheit der Wege schwer zu berechnen. Von Gitschin bis Königinhof betrug die direkte Entfernung fünf Meilen. Graf Finkenstein konnte auch im Besitze des besten Pferdes kaum vor vier Uhr morgens das Schreiben übergeben. Wenn nun vom Kronprinzen auch sofort die Anordnungen zum beschleunigten Aufbruch der Truppen getroffen wurden, so war das Eintreffen der II. Armee auf dem Schlachtfelde und das Eingreifen derselben in die Schlacht, selbst wenn der Marsch ohne Aufenthalt und Störung vor sich ging, doch erst im Laufe des Nachmittags zu erwarten.

Ob die I. und die Elbarmee bis dahin den Kampf mit der überlegenen feindlichen Hauptmacht für sich allein würden bestehen können, davon hing weiterhin der Ausgang des Tages ab, der so entscheidend für den Krieg werden sollte.

Mit Moltke allein berathschlagte der König noch bis zwei Uhr früh, dann erst zog er sich zurück. — Nur zwei Stunden der Ruhe konnte sich der Monarch gönnen. Ob der greise König überhaupt Ruhe gefunden? Ach! schwere Sorgen umlagerten sein Gemüt. Gegen einen erbitterten Feind stand er, der König selbst, ein großer Teil seiner nächsten Anverwandten, die Blüte seines ganzen Volkes, vertreten in allen Ständen und Berufsarten, im Kampf auf Leben und Tod! . . . Preußen hatte alles eingesetzt zu einem großen Wurf, dessen Gelingen oder Mißlingen wohl auf Jahrhunderte hinaus das Wohl und Wehe des Staates, ja das Geschick von ganz Deutschland bestimmte. Was wird denen in der Heimat bevorstehen, wenn der Sieg dem Gegner zufällt? . . .

Der Schlachtplan war wieder in jenen großen, klaren Zügen entworfen, welche Moltkes Kriegspläne kennzeichnen. Auf Grund der getroffenen Beschlußfassung sollten die Truppen der I. Armee und die der Elbarmee mit dem frühen Morgen den Angriff auf die feindlichen Stellungen hinter der Bistritz eröffnen. Die I. Armee im Centrum sollte gegen die feindliche Front vorgehen, die Elbarmee den Feind in der linken, die heranmarschierende II. Armee ihn in der rechten Flanke umfassen. Beim weiteren Verfolg des Planes

lag die Absicht vor, das feindliche Heer auf die von Norden nach Süden sich hinziehende Elbe zurückzuwerfen und ihm dort den Todesstoß beizubringen.

Da Königgrätz vier Meilen von Gitschin liegt, so lautete der an sämtliche Mitglieder des Großen Hauptquartiers ergangene Befehl, sich Punkt fünf Uhr morgens zum Aufbruch bereit zu halten.

Überschaut man das Terrain, welches Marschall Benedek für seine Streitkräfte zur Annahme einer Schlacht gewählt hatte, so kann man nur sagen, daß die Stellung für die Verteidigung eine sehr günstige war. Indeß stand die feindliche Hauptmacht am Nachmittage des 2. nicht mehr — wie bisher angenommen — auf dem rechten, sondern mit drei bis vier Armeekorps auf dem linken Ufer der oberen Elbe, nordwestlich von Königgrätz, hinter dem Abschnitt der Bistritz. Die Bistritz mit teilweise sumpfigen Ufern deckte die Front, der Trotinkabach den rechten Flügel; das Gelände, das die österreichische Armee besetzt hielt, steigt wellenförmig mit flachen Einsenkungen zwischen den Hügelgruppen empor und bietet von den Höhen freie Übersicht, in den Vertiefungen Raum zu gedeckten Aufstellungen; gute Stützpunkte an einzelnen Dörfern und Waldstrecken, vor allem aber ein der Artillerie günstiges Terrain machen eine dort gewählte Truppenaufstellung noch wertvoller. Die Bistritz hat Hauptübergänge bei Sadowa und Rechanitz, der Trotinkabach bei Ratschitz. Hinter Rechanitz befinden sich die Höhen von Prim und Probus, mehr noch erhebt sich eine halbe Meile von Sadowa die Höhe von Chlum, in deren Nähe ein langgestreckter Hügelrücken bei Lipa kahl nach der Bistritz sich absenkt und deren Übergänge vollständig beherrscht. Am frühen Morgen des 3. Juli stand Benedeks Armee, mit den Sachsen 235 000 Mann, in Schlachtordnung. Zwei Meilen maß die Bogenstellung seines Heeres, das in der rechten Flanke durch die Festung Josephstadt, in der linken durch die Festung Königgrätz gedeckt war. Von dem höchsten Punkte der terrassenförmig sich erhebenden Anhöhen, zwischen Chlum und Lipa, leitete der Feldherr, umgeben von seinem Stabe, die Schlacht. Es war verzeihlich, wenn er seine Stellung für uneinnehmbar hielt. Kaum weniger als 600 durch Erdaufwürfe gedeckte Geschütze, auf einigen Stellen in drei Reihen über einander aufgeföhren, richteten ihre Schünnde in den Thalgrund. Vorhandene Hindernisse hatte man durch Dichtungen im Gehölz sowie durch Fällung im Wege stehender Bäume hinweggeräumt. Weiterhin waren durch Schälungen an den Bäumen und Zeichen an den Häusern, auf den Abhängen und in der Tiefe die Entfernungen markiert, um sicheres Zielen zu erleichtern, dann hatte man durch die Gehölze Schußlinien geschlagen, die für die Anrückenden Todespfade werden sollten.

Natur und Kunst hatte ein Festungswerk seltenster Art hergestellt. Mit Siegeszuberöicht schauten Österreichs Krieger aus gut gewählten und trefflich für den Kampf vorbereiteten Stellungen der Schlacht entgegen.

Auf dem linken Flügel, also der äußersten Rechten der Preußen, Herwarth von Bittenfeld gegenüber, standen die Sachsen, die allerdings bei Gitschin schwer gelitten hatten. Ihre Linien zogen sich längs der Abhänge der Höhen von Prim und Probus hin, und sie hielten auch den wichtigen Punkt Rechanitz besetzt. Nächst ihnen, dem Zentrum zu gegen Lipa hin, harrete des Feindes

Gablenz mit den Überresten des X. Korps, das bei Trautenau wohl ein Drittel seiner Leute verloren hatte und von welchem Benedek drei Tage später erklärte, daß es in der Auflösung begriffen sei. An Gablenz schloß sich Graf Thun mit dem II. Armeekorps und hieran das IV. unter Festetics; Erzherzog Ernst mit dem III. Armeekorps, der die Höhen von Chlum besetzt hielt, schloß westlich von Smiritz die Linie. Hier auf dem rechten Flügel befand sich die vielgenannte „schwarzgelbe Brigade“, von der Kragenfarbe der beiden Regimenter „Großherzog von Hessen“ und „König von Belgien“ also genannt. Alle diese Kerntruppen hielten die der Bistritz zunächst gelegenen Hügelketten, sowie Dorf und Wald besetzt. Durch Aufstellung des IV. und des II. Korps ward später die Linie bis zur Trotinka verlängert. Hinter den äußersten Hügelreihen, nach dem Mittelpunkt der Stellung zu, waren als Hauptreserve die Korps aufgestellt, welche in den Kämpfen der letzten Tage schwere Verluste erlitten hatten: das bisher von Erzherzog Leopold geführte, welches bei Skalitz und Nachod vergebens gegen die eisernen Reihen des alten Steinmeß geschleudert wurde und das jetzt General Graf Grünne befehligte, sodann das an demselben Schlachttage dezimierte VI. Korps unter Ramming, endlich das I. Korps, welches bei Gitschin das Geschick der Sachsen teilte.

Zwischen diesen Heersäulen wogten unten im Thalkessel gewaltige Reitermassen, vor allen die Husaren Ungarns, die Ulanen Galiziens und der Bukowina auf und nieder. Ihre weiß, grün und rot verzierten Kopfbedeckungen, ihre buntfarbigen Attilas und grünen Mantas stachen gar kleidsam ab gegen die weißen Waffenröcke und schweren Helme der Kürassiere. Alle harren des Augenblicks, da man ihrer begehren wird.

Friedliche Dörfer umsäumen die sich weithin erstreckenden Hügelreihen, zu deren Scheitel dichtes Gehölz emporsteigt, oder deren Kuppen dunkler Wald krönt. Einige der vorliegenden Ortschaften, Benatek, Sadowa, Lipa, Dohalitz u. a., starren von Truppenmassen; den Angriff verwehren hier Berhau und andre natürliche oder künstlich geschaffene Hindernisse; dem Erstürmen der Terrassen der Höhen setzen jene hunderte von Kanonen, in Batterien verteilt, außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Zwischen den genannten Dörfern laufen die Abdachungen der Hügelreihen in einen Thalkessel aus, der unterhalb Nechanitz, wo die Sachsen stehen, in die Straße nach Prag mündet. Innerhalb dieses bald wellenförmigen, bald aufsteigenden, bald niederfallenden Terrains befindet sich das vom Gegner trefflich gewählte Hauptschlachtfeld von Sadowa.

Gegen die Zweckmäßigkeit der von Benedek getroffenen Vorkehrungen war kaum etwas einzuwenden, nur daß man für den rechten Flügel ungenügend gesorgt hatte, der beim Anmarsch der schlesischen Armee zunächst bedroht war. Die von dorthier nahende Gefahr erkannte Benedek nicht, oder er unterschätzte dieselbe. Jedenfalls war sich Benedek der Schwere seiner Aufgabe vollständig bewußt, und er achtete den Gegner, mit welchem auf Leben und Tod zu ringen er im Begriff stand, durchaus nicht gering. Seine noch in den letzten Tagen ausgesprochenen Bedenken und Mahnungen waren aber in Wien an tauben Ohren verhallt.

Unfreundlich war der Morgen des 3. Juli angebrochen. Unaufhörlich rieselte kalter Regen nieder, den lehmigen Boden aufweichend. Zwei Ruhetage waren kaum vorher angefangen worden — jetzt setzte sich die Armee des Prinzen Friedrich Karl schon früh zwei Uhr in Bewegung; da erst spät in der Nacht der Befehl zum Aufbruch ausgegeben worden war, mußte der größte Teil der Truppen mit leerem Wagen ausmarschieren. Niemand ahnte, daß es gelte, in einigen Stunden die Entscheidungsschlacht zu liefern.

Der König war früh morgens schon um fünf Uhr aufgebrochen, um in Horzitz mit seinem Neffen Friedrich Karl noch mehreres zu verabreden. Auf dem Wege nach dem Schlachtfelde machte sich anfänglich das Knattern des Gewehrfeuers nicht sehr bemerkbar, und der Kanonendonner ward auch nachher durch das tief herabhängende trübe Gewölk abgeschwächt. Doch verkündete bei der Annäherung an die Gegend, wo einzelne Truppenkörper bereits zusammengestoßen waren, der brüllende Ton, der den scharfen Schuß so deutlich vom blinden Kanonenschuß des Manövers unterscheiden läßt, daß die Gegner von Minute zu Minute immer härter aneinander gerieten.

Von Horzitz aus hatte der König mit seinem Gefolge den Weg in der Richtung nach Königgrätz eingeschlagen, aber auf der Landstraße dahin war schon das Fortkommen erschwert; überall eiliges Drängen sowohl bei den geschlossen dahinmarschierenden Kolonnen, als auch bei kleineren Truppenabteilungen. Bald nahm der Kanonendonner an Furchtbarkeit zu — ein unaufhörliches Rollen, die einzelnen Schüsse waren gar nicht mehr zu unterscheiden; so weit das Auge reichte, gewahrte man nichts als Wolken von Pulverdampf. Bereits begegnete man öfters Transporten von Verwundeten, die nichts Tröstliches berichteten.

Der König hatte den vier Meilen langen Weg von Gitschin nach dem Schlachtfeld in dritthalb Stunden zurückgelegt. Es war acht Uhr, als er seinen Wagen verließ, sein Schlachtroß bestieg und den Oberbefehl übernahm. Der König trug den Überrock mit den neu eingeführten Generals-Schulterstücken, ferner Helm und Füsiliersäbel; er hatte gewohntermaßen den Orden pour le mérite und das Eiserne Kreuz angelegt; des eingetretenen Regens wegen hatte er den Mantel übergezogen. An langem Riemen hing das Futteral mit doppeltem Fernrohr. Sein Schlachtroß hieß noch am Morgen des 3. Juli „Jenela“, am 4. wurde es „Sadowa“ getauft. Bei Sadowa und Dub begrüßte vieltausendstimmiger Hurraruf den königlichen Feldherrn, als derselbe mit seinem Gefolge, unter dem sich Roon, Moltke, Bismarck, der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und andre hohe Persönlichkeiten befanden, an den Truppen vorbeiritt. Von Dub aus begab er sich nach einer etwa tausend Schritt nach Osten zu bemerkbaren Anhöhe (anderthalb Meilen nordwestlich von Königgrätz gelegen), um von hier aus dem Gange der Schlacht zu folgen. geraume Zeit noch behinderte der Nebel die Fernsicht.

Prinz Friedrich Karl hatte den Hauptkampf auf sich zu nehmen. In aller Frühe waren die verschiedenen preussischen Corps in ihren Divisakn alarmiert worden; von der I. Armee setzten sich die Divisionen Fransecky und Horn zuerst gegen die Bistritz in Bewegung. Das 27. Infanterieregiment,

welches am meisten leiden sollte, zog mit Rosen geschmückt, gleich den Kriegern von Hellas, zur heißen Feldschlacht aus. Sein Kommandeur, Oberst von Zychlinski, trug nämlich, wenn er sie haben konnte, eine frische Rose im Knopfloch; am 3. Juli ahnte es die Mannschaft nach, im Schloßgarten von Cerekwitz waren die Rosen gepflückt worden.

Um sieben Uhr stand Friedrich Karl mit seiner Streitmacht im Angesichte des unterhalb Chlum liegenden Dorfes Sadowa. Die bedeutend schwächere Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, die den linken Flügel angreifen sollte, war noch im Anrücken begriffen, doch erreichte auch sie gegen acht Uhr das Schlachtfeld. Um welche Zeit der Kronprinz auf dem Schlachtfelde eintreffen konnte, ließ sich noch nicht bestimmen; stand er doch noch sechs bis sieben Stunden vom Schlachtfeld entfernt, und seine in den umherliegenden Dörfern einquartierten Truppen, zerstreut auf einem Raum von mehreren Meilen, bedurften, ehe der Vormarsch beginnen konnte, längere Zeit, um sich zu sammeln.

Bald nach seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde erteilte der König den Befehl zur Überschreitung der Bistritz; bereits waren die ersten Kanonenschüsse gegen die vorrückende Division Horn gefallen, die sich Sadowa näherte. Nicht lange nachher donnerten die Geschütze des ganzen II. Korps, dem der Feind einen harten Empfang bereitete. So gewaltig auch der Kampflärm ist, so lassen sich doch noch die Signale unterscheiden, welche vom Flusse her erschallen, wo die Infanteriekolonnen den Übergang zu bewerkstelligen suchten. Mit jeder Minute nimmt der Kampf an Ausdehnung wie an Festigkeit zu, die Luft erzittert von den Salven der Geschütze, und das Feuern des Fußvolkes schweigt nicht eine Minute.

Unterdessen haben beide preussische Divisionen die Bistritz überschritten und bringen nach dem angrenzenden Wäldchen vor, aber sie geraten bald in ein furchtbares Artillerief Feuer und finden überall den hartnäckigsten Widerstand.

Nach acht Uhr hatte auch Herwarth auf seinem Flügel die Vortruppen der Sachsen bei Mechanitz angegriffen und aus diesem Orte vertrieben.

Da der Kampf im Zentrum nur unter außerordentlichen Verlusten fortgeführt werden konnte, befahl der König, ihn zunächst durch Artillerie zu unterhalten, während Herwarth, die Bistritz gleichfalls überschreitend, die feindliche Stellung von der Seite faßte. Der Kronprinz werde, so hoffte man, unterdessen herankommen und von der andern Flanke her an- und eingreifen. Daß das Heranmarschieren auf meist grundlosen Wegen nicht so rasch vor sich gehen konnte, wußte man recht wohl.

Herwarth war nach Überschreitung der Bistritz gegen die nächsten Orte vorgeedrungen, um die Umfassung des Feindes mit einer Division zu beschleunigen. Aber bei Prim und Problus findet er die hartnäckigste Gegenwehr, und so kommt, wie auf der ganzen Linie, so auch hier der Kampf wieder zum Stehen.

Hin und her wogt das heiße Ringen. Der Mittag naht heran — immer noch schwankt die Wage der Entscheidung. Über tausend Geschütze schleudern ihre vernichtenden Geschosse, und die in das betäubende Kämpfen und Toben



verwickelten Streiter verlangen in immer bangerer Erwartung nach dem Retter, dessen Nähe noch nichts verkündet. Fort und fort richten sich von



Österreichische Infanterie zum Angriff vorgehend.

der Höhe, wo der König mit seinem Stabe hält, und von der andern, wo Prinz Friedrich Karl den Verzweiflungskampf seiner Armee im Zentrum leitet,

alle Fernrohre nach der Seite, woher die ersohnte Hilfe kommen soll. Alles bleibt dort still und leer.

Die Division Franzseky hat in diesen schweren Stunden die höchste Feuerprobe auszuhalten. Sie hatte schon vor zehn Uhr morgens die Bistritz überschritten, bald nachher Venatek zusammengeschoffen und ein entsezhliches Handgemenge mit einem erbitterten Feind zu bestehen gehabt.

Nachdem sich Franzseky Venateks bemächtigt, will er auch den vor ihm liegenden waldumkränzten Hügel bei Maslowed gewinnen. Schritt vor Schritt drängt er den Feind zurück, und als die Kugeln ihm nicht rasch genug den Sieg bringen, läßt er seine Leute zum Bajonett greifen. Aus dem Walde von Sadoma, am Fuße der Anhöhen, speien die Kanonen Tod und Verderben auf die Anrückenden. Diesen Wald und das besetzte Dorf Sadoma den Österreichern zu entreißen, stellt sich als unerläßliches Erfordernis heraus. Der Tod mäht entsezhlich in den anstürmenden Reihen der Preußen, die der durch gedeckte Stellungen geschützte Feind unaufhörlich mit einem förmlichen Kugelregen überschüttet; dennoch gelingt es nach Stunden blutigen Ringens, sich der Waldungen und unteren Weiler zu bemächtigen. Nun aber hatten die Preußen eine sich sanft erhebende breite Fläche, die zum Fuße der Anhöhen führte, vor sich, auf der sie jedes weitere Vorrücken in ein sich von Minute zu Minute verstärkendes Kreuzfeuer führte. Die Kanonade des Feindes war von furchtbarer Wirkung. Angesichts der Verluste einzelner Heeresteile gab es Augenblicke, in denen die tapfersten Führer ein weiteres Vorgehen für unmöglich erklärten. Dennoch wird im Schatten der Wälder, Mann gegen Mann, mit Kolben und Seitengewehr aufs grimmigste fortgestritten. Hier Schlachtgetöse um einige Fuß breit blutgetränkter Erde, dort um den Besitz brennender Dörfer, deren Flammenschein sich in weitem Umkreise bemerkbar macht!

Mehrfach von der Übermacht zurückgedrängt, führt Franzseky unbeugsam seine Getreuen immer von neuem vor; wiewohl bereits zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen worden, ertönt der Mahn- und Bittruf aus seinem Munde: „Halt, Kameraden! nicht weiter zurückgehen. Hier müssen wir bleiben und sterben!“ Und fort und fort dauert das heldenmütige Ringen. Tot oder kampfunfähig sind von seiner Streitmacht 84 Offiziere und über 2000 Mann. Der Vorteil des Tages neigt sich ersichtlich auf die Seite der Österreicher, welche noch über ansehnliche Reserven zu verfügen haben und die erschütterte Mitte der Preußen zu durchbrechen drohen.

Gegen zwölf Uhr lauteten die Nachrichten, welche beim Könige über den Stand der Dinge an den meistbedrohten Punkten anlangten, immer ungünstiger. Die rüstig fortstretenden Kämpfer wußten, daß das Eintreffen der Armee, die der Kronprinz heranzuführte, auf dem Schlachtfelde fest und bestimmt zu erwarten sei. Wird er aber nicht zu spät eintreffen? Noch ließ sich keine Spur von dieser Hilfe bemerken. — Der Feind wußte besser, wie es stand, denn schon vor zwölf Uhr mittags war ein Telegramm des Festungskommandanten von Josephstadt bei Venedek mit der Meldung ein=

getroffen, daß die ganze II. preußische Armee von Nordosten im Anrücken begriffen sei.

Jenseit des Fließchens, dicht vor seinem Zentrum, da, wo eine alte Kapelle am Waldesfaum hinter Ohlum liegt, beobachtet Benedek den Fortgang des Kampfes, der von dort aus am besten übersehen werden kann. Als nach zwölf Uhr Gablenz mit der Meldung, daß ihm die Munition auszugehen drohe, um einige Reservebatterien ersuchen ließ, gab der Feldzeugmeister kalten Blutes und mit der Zigarre im Munde den Bescheid, daß er keine Reserven absenden könne; dennoch rückten wenige Minuten darauf drei Batterien ab. Er behielt jedoch als Reserve noch zwölf Batterien nebst vierundzwanzig Regimentern Reiterei in seiner Nähe.

Am rechten Ufer der Wisstriz, auf der Höhe des nach dort schräg durch das Land weiterlaufenden Hügelzuges, hält König Wilhelm, dann und wann einige Worte mit Moltke und Graf Bismarck wechselnd. Preussischerseits waren die Reserven der ersten Armee, die brandenburgischen Divisionen mit den „Düppelstürmern“ zur Unterstützung des hart bedrängten Zentrums aufgebrochen, und immer besorgter spähte man von der Höhe von Sadowa nach der Himmelsrichtung, von welcher her der Kronprinz herannahen sollte. Aber gerade nach dieser Seite hin verhinderte tiefhängendes Gewölk die Fernsicht.

Mit unverändertem Gleichmut, „als handle es sich nur darum, das Ergebnis eines Rechenexempels abzuwarten“, richtet Moltke zuweilen sein Fernglas nach den Hügelkuppen, zwischen denen die Dörfer Horzenowes, Rosberitz, Ohlum u., die Hauptstützpunkte der österreichischen Stellung, sich befinden — er ist überzeugt, daß „sie kommen!“

Auf österreichischer Seite war man um diese Zeit noch immer der Meinung, daß die Hauptmacht der Preußen auf deren rechtem Flügel vereinigt sei, und daß man daher den schwächeren linken Flügel der preußischen Armee um so leichter werde aufrollen und vernichten können. Doch glaubte der Oberfeldherr, und vielleicht mit Recht, noch immer nicht den rechten Augenblick zum entscheidenden Stoß gekommen, und hielt bis dahin noch immer seine Reserven zurück.

Es war zwischen ein und zwei Uhr, als Benedek mit seinem Stabe nach der Aufstellung zur Rechten ritt, wo das in Reserve stehende Korps harrete, welches den Feldherrn mit der Volkshymne begrüßte.

Die Jäger schwenkten ihre Hüte und riefen ihm siegesfroh zu. Benedek aber setzte ihrem Jubel kaltblütige Ruhe entgegen, was mit Rücksicht auf manchen ihm gemachten Vorwurf der Überhebung Erwähnung verdient. „Setzt nicht, wartet bis morgen, Kinder!“ erwiderte er und wandte sich dann mit seinem Gefolge nach dem früheren Standpunkte zurück, um von dort aus das III. Korps unter Musik und Jubelruf im Thale zum vernichtenden Stoße vorrücken zu sehen. Alles befand sich hier im besten Fortgang, der Sieg der österreichischen Waffen war kaum noch zweifelhaft. Die kaiserliche Infanterie kämpft begeistert weiter, die Reiterei steht noch ziemlich unverfehrt, die Geschützreserve sichert den Rücken.

Mittag war vorüber. Soeben waren die vorgerückten Brandenburgischen, beim Borbeimarsch dem König zujuchzend, in den Wald von Sadowa eingedrungen, hatten sich aber in dessen vorderem Teile nicht behaupten, noch weniger gegen die freien Höhen vordringen können. Nur die einzige 6. Division stand noch nicht im Feuer, und die Gefahr, daß Franssecky, von fünffacher Übermacht umklammert, sich nicht mehr halten könnte und umgangen werden würde, wuchs mit jedem Augenblick — schon war in des Königs Nähe die Meinung ausgesprochen worden, die schwerbedrängte Infanterie hinter die Distritz zurückgehen zu lassen.

„Was aber dann?“ fragt der königliche Feldherr. Voigts-Nehz sprengt nach dem linken Flügel, um sich von dem Stande des Gefechtes zu unterrichten. Der König schaut besorgt umher, und sein Auge trifft auf gleich besorgte Mienen. Er achtet nicht darauf, daß mehrmals Granaten in seiner Nähe einschlagen. Plötzlich wird der laute Ruf vernommen: „Seht dorthin — seht, der Kronprinz kommt!“ — Und gleich darauf heißt es: „Ja, er ist es — er ist wirklich da!“

Und in der That sieht man weißliche Rauchwölkchen in der Ferne aufsteigen. Eine dunkle Masse wird bald bemerkbar — sie kommt näher, immer näher! Es währt nicht lange, so kehrt auch Voigts-Nehz mit der Glücksbotschaft zurück: der Kronprinz habe bereits in den Kampf eingegriffen! Bald wird das feindliche Geschützfeuer in der Front schwächer, die oberen Batterien fangen an, in anderer Richtung zu donnern — das Schlimmste ist vorüber. Man behauptet, General von Moltke habe diesen Augenblick für einen so entscheidenden gehalten, daß er siegesgewiß zu seinem Könige gesagt habe: „Majestät, jetzt ist die Schlacht gewonnen!“

Im entscheidendsten Moment, als es schien, Franssecky werde erliegen müssen, schwenkten die ersten Züge Kavallerie um Maslowed — es war der Reitervortrab der schlesischen Armee; er verkündete die lang ersehnte Rettung. Bald ließen auch die feindlichen Brigaden des II. Korps ab, Franssecky zu bedrängen; mehrere Batterien brachen eilig gegen Nordost auf.

Zeitiger als auf preussischer Seite hatte Benedek von seiner Höhe das Herannahen der Kolonnen des Kronprinzen bemerkt, und er war deshalb nach dem bedrohten rechten Flügel gesprengt, um Anordnungen zur Abwendung schlimmer Folgen zu treffen. Der von ihm so würdevoll zurückgewiesene Siegesjubel seiner Soldaten sollte sich in der That als unzeitig erweisen.

Warum der Entschluß zum nachdrücklichen Angriff, welcher die Schlacht zu ungunsten der Preußen entschieden haben würde, damals zur geeigneten Zeit im österreichischen Hauptquartier nicht gefaßt wurde, ist nicht klargestellt worden. Jedenfalls hatte Benedek triftige Gründe, um den seinem Charakter sonst so entsprechenden Befehl zum energischen Gegenangriff noch zurückzuhalten, und sein vorsichtiges Zusammenhalten der Reserven um den Mittelpunkt der Schlachtfstellung hatte, wie sich gleich zeigen wird, eine wohlbegründete Veranlassung.

Gerade im entscheidenden Augenblick hatte einer der Korpskommandanten auf dem rechten Flügel der österreichischen Schlachtordnung einseitig und eigenmächtig eine Bewegung vorgenommen, die für den Ausgang des heißen Tages verhängnisvoll wurde. Der Stellvertreter des schon im Anfange der Schlacht schwerverwundeten Grafen Festetics hielt nämlich auf Grund der erwähnten irtümlichen Annahme über die Schwäche des linken preußischen Flügels den Augenblick für gekommen, um mit dem ganzen II. Korps zu einem entscheidenden Schläge vorzurücken. Der bereits erschütterte linke Flügel der Preußen sollte bis nach Benatek an die Bistritz zurückgedrängt werden, um



Die drei Linden bei Königgrätz. (Siehe S. 305.)

dort seinen Untergang zu finden. Zugleich war an das Korps des Erzherzogs Ernst die Nachricht gelangt, daß man auf jener Seite der Niederlage der Preußen gewiß sei; man rückte darauf ebenfalls ohne höhere Weisung, natürlich in bester Absicht, vor, um den Sieg noch mehr zu beschleunigen und ihn zu sichern. Dieses verhängnisvolle Vorgehen reißt jedoch in die rechte Flanke der kaiserlichen Armee eine große Lücke, indem nunmehr ein breiter, bis dahin geschützter Strich zwischen dem Mittelpunkte der österreichischen Schlachtordnung und der Elbe ungedeckt bleibt, ein Umstand, der alsbald von den Preußen bemerkt und benutzt wird.

Raum sind die Österreicher siegesgewiß und laut jubelnd an jener Stelle vorgegangen, so tritt aus dem Saume des Waldes zur äußersten Rechten ein kleiner Reitertrupp hervor. Es sind preußische Dragoner, der anrückenden Armee des Kronprinzen vorausseilend, die sich vorsichtig auf der Blöße umschauen.

Ein junger Offizier, der ihnen voranreitet, erkennt schnellen Blickes, daß er hier seine Sporen verdienen könne, und schickt drei Mann mit der wichtigen Nachricht zum Hauptkorps zurück, daß vor ihnen kein Feind stehe, während er selbst mit den sechs ihm noch bleibenden Reitern weiter vortreibt. Wenige Minuten nur, und er ist mit seiner Hand voll Leuten nicht mehr allein; schon rast eine wilde Jagd hinter ihm her — große stämmige Gestalten mit dem weißen Koller und dem Stahlhelm der preussischen Kürassiere treiben ihre schweren Pferde zur äußersten Eile an. Hinter ihnen blitzen die Läufe der preussischen Zündnadelgewehre durch den Wald. Es sind die Truppen vom Gardekorps, welche kampfesmutig raschen Laufes heranstürmen: Gardegrenadiere und Gardefüsilier sowie das Regiment „Elisabeth“. Das Dorf Benatek, wo ihre Brüder kämpfen, liegt in der Ferne zu ihrer Rechten, etwas weiterhin in der Front der Flecken Lipa, um welchen das linke Zentrum der Preußen in heißem Kampfe ringt. Und nun heißt „vorwärts und immer vorwärts“ erst recht die Parole.

Zimmer weiter stürmt die wilde Jagd, um die Rückseite des Hügels hinter Lipa zu gewinnen, auf welchem das Dorf Chlum, der Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtfstellung liegt. Jetzt braust auch in fliegender Eile leichte Feldartillerie vor, und in unbeschreiblicher Hast, aber noch immer in guter Ordnung, nähert sich der gewaltige Troß dem vorgesezten Ziele.

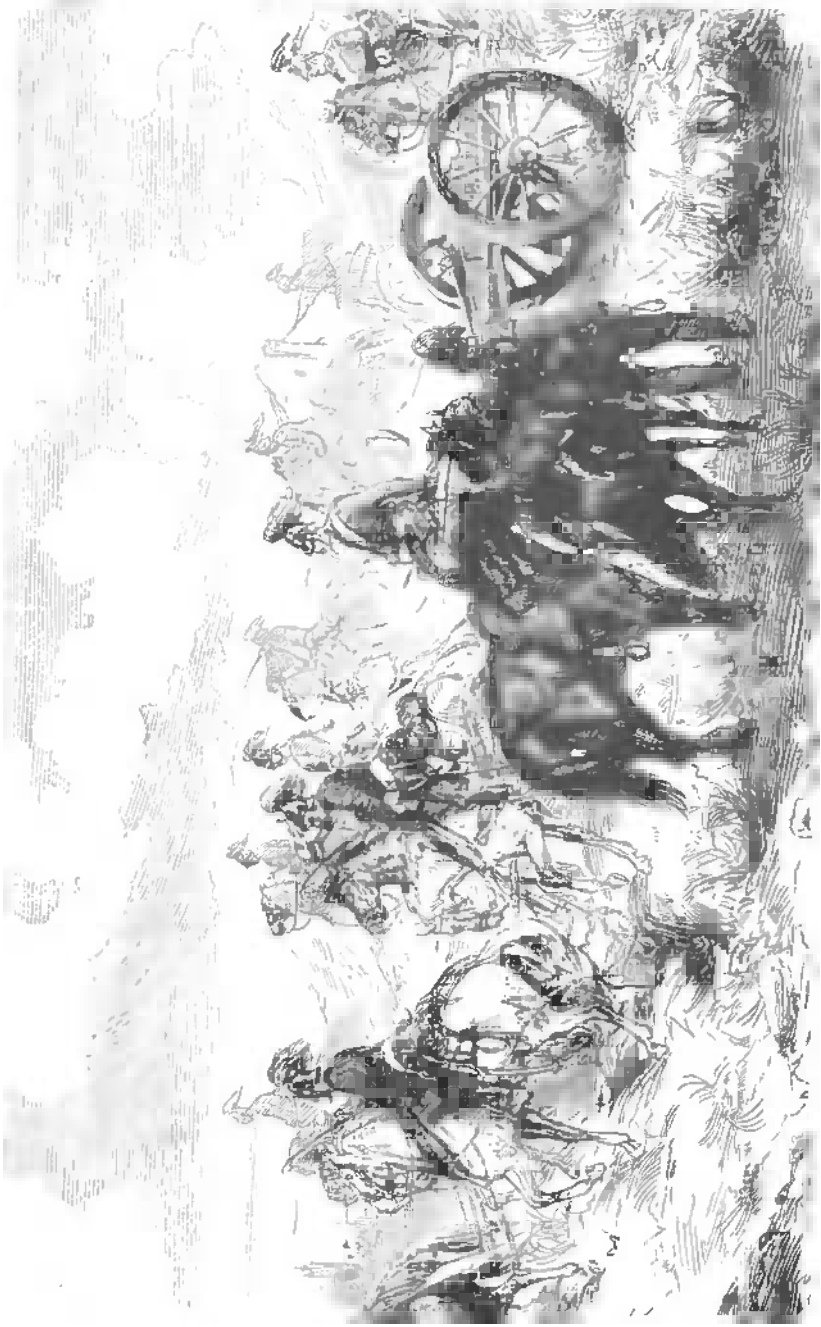
Gerade um diese Zeit hatte sich der heiße Kampf im Zentrum der Schlachtordnung und namentlich auf dem linken Flügel der preussischen Armee, wo massenhaft frische Truppen des Feindes eingreifen, überaus bedenklich gestaltet.

Doch im entscheidenden Augenblick bringt die nächste Minute schon eine Wandlung, die ersehnte Stunde der Entscheidung hat geschlagen! — die II. Armee dringt siegreich vor! Eine dichte schwarze Rauchwolke wirbelt unmittelbar hinter dem Zentrum der Österreicher auf. Keines der vorhin brennenden Dörfer ließ einen so dunklen Qualm emporsteigen. Auf der Höhe, in der Umgebung des Königs, weiß man gar wohl, welche Bewandtnis es damit hat, denn man erkennt in diesem Rauch die wohlbekannte Wirkung des Verbrennens eines chemischen Präparates, welches als Signalfener dienen soll: die ersehnte Hilfe befindet sich also schon hinter dem Zentrum des Feindes, und zwar in genügender Stärke, denn sonst würde sie ihre Gegenwart an einem für den Feind so verhängnisvollen Punkte nicht offenbaren.

Und in der That hat sich bereits hinter der Front des Feindes ein wilder Kampf entsponnen, schon wird vom Zentrum und linken Flügel her berichtet, daß das Feuer der Österreicher dort minder lebhaft wird und der heftige Drang gegen die preussischen Reihen mit einem Male aufhört.

Der preussische Thronerbe hatte sich an diesem Tage in einer Lage befunden, die lebhaft an Blüchers Marsch nach dem Schlachtfeld von Belle-Alliance erinnert. Wie damals, so auch hier: unaufhörliche Regengüsse, grundlose Wege, Aufbieten aller Kräfte, um die erwartete Hilfe zu bringen.

Bewunderungswürdige Truppen! Fast bei allen Hauptentscheidungen fügte es sich, daß unsre braven Soldaten nach den gewaltigsten Märschen



Aufführen preussischer Gardentifflerie.

alsbald ins Feuer vorrücken mußten! Aber trotz solcher großen Strapazen war angesichts des Feindes alle Ermattung vergessen — sie kämpften und siegten!

Der Kronprinz hatte seine Armee früh morgens aufbrechen lassen, die Garden in der Mitte, rechts von ihnen das I., links das VI. Korps, welches am 29. erst in Böhmen einmarschiert war, hinter ihnen die Reserve, Steinmetz mit seinem V. Korps. Die Garden beschleunigten ihren Marsch in der Richtung des Kanonendonners; später gab man ihnen als Zielpunkt eine Höhe, kenntlich an drei einzelnen hohen Bäumen, den historisch gewordenen „Drei Linden“. Hinter ihrer ersten Division, geführt von Hiller von Gärtringen, dem Sohne des „Löwen von Möckern und Blanchemoit“ aus den Befreiungskriegen, folgte die Reserveartillerie, welche sich unter unendlichen Anstrengungen in dem durchweichten Lehmboden die Höhen hinauf arbeitete.

Nachdem das II. österreichische Korps die sogenannte Hakenstellung gegen Norden wieder eingenommen hatte, aus welcher es, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, im Kampfeifer vorgegangen war, zeigte sich der ganze Raum zwischen Maslowed, wo Franseck noch kämpfte, und Chlum, dem Schlüssel der gesamten feindlichen Aufstellung, von Truppen entblößt. In diese sogleich bemerkte Lücke rückte die 1. Gardedivision vor, allerdings von den österreichischen Kanonieren heiß bewillkommenet. Doch drangen die Garden, wie viele brave Männer auch in den Staub sanken, bis auf kurze Entfernung von den österreichischen Batterien vor. Jetzt sandten einige schnell nacheinander abgefeuerte Gewehrhalben eine dichte Rauchwolke empor, welche, in der trüben Atmosphäre schwebend, die Aussicht versperrte. Inzwischen verriet das plötzliche Schweigen der feindlichen Geschütze, daß es zwischen beiden Parteien schon zum Handgemenge gekommen sei. Die Preußen stürmten gegen die Batterien unaufhaltbar heran, wiewohl die Überwindung des steilen Geländes noch manchem Manne das Leben kostete. Die Kanonen hatten unter den vordersten Kolonnen empfindlich aufgeräumt, ehe die hinteren Treffen der Angreifer die Höhe völlig zu erklimmen vermochten. Vergeblich hatten die feindlichen Schützen unaufhörlich ein verheerendes Gewehrfeuer den Stürmenden entgegengefandt. Ungeachtet aller Hindernisse und trotz der Steilheit des Bodens waren die Kanonen von den braven Garden bald zum Schweigen gebracht und die feindlichen Kanoniere und Scharfschützen gezwungen worden, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Auch das IV. österreichische Korps, das seinen schwerverwundeten Führer schmerzlich entbehrte, konnte nicht mehr standhalten, und so wurden auch Chlum und Rosberitz, das schon im Rücken der österreichischen Stellung lag, nach kurzem, aber heißem Kampfe genommen. Ramming hatte mit seinem in Reserve stehenden Korps, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, nach Chlum vorrücken wollen, er hatte aber den Befehl erhalten, nicht gegen die getroffenen Anordnungen zu handeln.

Als Benedek kurz vor drei Uhr sich nicht mehr verhehlen konnte, daß er durch die feindliche II. Armee umgangen sei, sprengte er nach der am meisten bedrohten Stelle. In der That befand sich der Schlüssel des wichtigen



Punktes bereits in der Hand des Feindes. Bestürzung malte sich auf jeglichem Antlitz.

Benedek allein blieb kaltblütig und beeilte sich, zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung seine Reserven heranzuziehen. Der österreichische Generalissimus hat sich und seine Umgebung bei Eblum nicht geschont und seinen Unterbefehlshabern das Beispiel größter Unerblichkeit gegeben. Sein Generalstab erlitt die schwersten Verluste. Die Erzherzöge Wilhelm und Johann waren — letzterer schwer am Kopfe — verwundet; als die preussischen Geschütze Benedeks Gefolge begrüßten, sanken Graf Grünne, Feldmarschallleutnant von Henickstein, Oberstleutnant Müller und Major Fürst Esterhazy tödlich verwundet von ihren Pferden. Benedek selbst und sein Gefolge wurden in der Verwirrung auch noch von dem eignen Artilleriefuer überschüttet, doch verschonten den Oberbefehlshaber die rings um ihn einschlagenden Geschosse. Jetzt traf Benedek auch die Meldung des Verlustes des so standhaft von den Sachsen verteidigten Probus auf seinem linken Flügel; er ritt nun nach Lipa und zog seine sämtlichen Reserven in die Schlachtlinie; den größten Teil derselben ließ er gegen die Gardedivision vorrücken, welche, von mehreren Seiten umringt, eine Zeitlang in Gefahr stand, erdrückt zu werden.

Doch schon eilten den Bedrängten vier Batterien zu Hilfe, deren mörderisches Feuer in den feindlichen Massen große Verheerungen anrichtete. Es gelang, die durch den ersten nachdrücklichen Angriff der Garderegimenter erzwungenen Vorteile festzuhalten und auszubeuten. Immer neue Truppen wurden in den unvorsichtigerweise ungeschützt gelassenen Zwischenraum der österreichischen Truppenaufstellung geworfen — binnen kurzem sah sich die Nordarmee in Front, Flanke und Rücken angegriffen.

Das sich schnell verbreitende Gerücht, der Feind befinde sich auf allen Seiten im Vorteil, machte natürlich in den Reihen der Österreicher einen niederdrückenden Eindruck; dessenungeachtet hielt sich die kaiserliche Armee noch wacker. Hätte das Fußvolk Eblum wieder nehmen können, so wäre vielleicht für das österreichische Heer doch noch eine günstige Wendung, wenn auch nicht ein siegreicher Ausgang, möglich geworden. Aber Eblum, mit eiserner Zähigkeit von den Preußen gewonnen, wird ebenso entschlossen behauptet. Regiment auf Regiment erklimmt unter Trommelschlag und Hurrauf die Höhen, Batterie auf Batterie fährt dort auf und beschießt die Österreicher im Rücken; die weittragenden Geschütze richten eine große Verheerung unter der österreichischen Reserve an, die sich nun auch von der Seite her bestrichen sieht. Unaufhaltsam vorstürmend, gewinnt das preussische Fußvolk eine Höhe nach der andern, und auch die übrigen Korps treten in die Schlachtreihe. Der Kampf entbrennt auf diesem Flügel nun ebenso heftig wie bisher auf der andern Seite. Zwei Kavallerieregimenter eilen von der I. Armee herüber, um die Verbindung mit der II. Armee herzustellen. Das eine, die schwarzen Dragoner, wirft sich entschlossen auf die feindliche Infanterie, die jedoch unererschütterlich standhält und den tapferen Reitern schwere Verluste beibringt. Auch bei der Gardeinfanterie sinken viele Tapfere dahin, unter ihnen als einer der ersten der treffliche General Hiller von Gärtringen



Septe Attade durch österreichische Kavallerie in der Schlacht bei Königgrätz.

und mit ihm sein Adjutant The Rosen. In einem schönen Soldatenliede heißt es:

„Und um die beiden in Blut und Tod, Des Königs von Preußen Garde kann  
Um den Sieg das schönste Werben; Nur siegen oder sterben.“

Zwei Uhr mochte es sein, als sich vom Standpunkte des Königs aus das Vorrücken der dunklen Massen auf das hochgelegene, weithin sichtbare Thlum deutlicher wahrnehmen ließ. Jetzt, wo der österreichische linke Flügel umgangen ist, erteilt der Monarch Befehl zum allgemeinen Vorrücken auch in der Front, und Prinz Friedrich Karl jagt zurück, um die schon stundenlang harrende Reservekavallerie zum Einhauen herbeizuholen. Dem nun von allen Seiten erfolgenden gewaltigen Andränge können die Österreicher nicht lange standhalten. Ihre Artillerie feuert freilich mit größter Tapferkeit so lange fort, bis die Geschosse der Zündnadelgewehre ihr die Pferde und die Mannschaften geraubt haben. Dies war auch schließlich der Grund, warum den Österreichern so viele Kanonen verloren gingen. Eine Kompanie des Gardefüsilierregiments nimmt allein zehn Geschütze und verliert dabei nur drei Tote!

Das Vordringen des I. preußischen Armeekorps und die Erfolge des VI. sicherten jetzt rasch die Entscheidung zu gunsten der Preußen. Zwei oberschlesische Regimentern gegenüber muß endlich auch die schwarzgelbe Brigade unterliegen. Die Nordarmee Österreichs ist geschlagen.

Der König selbst begibt sich an die Spitze der Reservekavallerie, als diese sich durch die Zwischenräume der vorrückenden Infanterie in Trab setzt, um das feindliche, in der Auflösung begriffene Fußvolk völlig zu zersprengen. Den Kessel am Fuße der Höhen von Lipa, Thlum und Wschestar sowie die Niederungen von Prim und Problus durchwogen jetzt unübersehbar hinabziehende Scharen; alle Waffengattungen sind hier vertreten, Infanteristen, Jäger und Artilleristen drängen sich durch Reiterabteilungen und Fuhrwerke aller Art — das feindliche Heer bietet einen Anblick grauenhafter Verwirrung.

Das Zündnadelgewehr sandte den Fliehenden seine todbringenden Geschosse mit solcher Sicherheit nach, daß der Boden sich mit Toten massenhaft bedeckte. Tausende rennen dahin, in der Hoffnung, die Schutz versprechenden Wälle von Königgrätz zu erreichen. Offiziere sprengen unter sie, um die Flüchtlinge zu sammeln, hier und dort gelingt es ihnen. Man sieht aus dem wilden Gewirr festgeschlossene Trupps wieder hervortreten, andern Trupps sich anschließen und allmählich zu ansehnlichen Heerhaufen anwachsen. Vergebens! Die Artillerie kommt dahengerasselt. Sie überfährt, was ihr im Wege steht. Von allen Seiten bedrängt, hätte die Nordarmee jetzt den völligen Untergang gefunden, wenn den Fliehenden nicht in der noch unerschütterten Kavallerie ein Retter erschienen wäre. Mehrere Tausend Reiter stehen voll ungeduldigen Kampfmutes längst bereit, sich auf den Feind zu werfen; aber Benedek hatte gezögert, das Wort zu sprechen, welches in diese Reihen Leben bringen konnte, denn er bedurfte ihrer zur Deckung des Rückzuges — vielleicht zur Rettung. Nun hat auch ihre Stunde geschlagen. Im Augenblick der höchsten Not ergeht an sie der Ruf: „Vorwärts!“ Und dahin sprengen

Kürassiere, Husaren und Ulanen, um die völlige Vernichtung der kaiserlichen Armee abzuwenden. Der Boden erzittert unter dem Hufschlag dieser Tausende von Rossen. Der Zusammenstoß erfolgt. kaum daß noch ein Schuß fällt, nur Lanze und Stahl arbeiten. Hoch über dem Gemühl flattern die Standarten Österreichs und Preußens; schriller als das Waffengetöse erschallt das Kampfgeschrei der entfesselten Massen.

Achtausend Reiter ringen in dichtem Knäuel. Bald öffnet sich dieser, doch nur, um sich wieder zu schließen; bald lösen sich Trupps, doch nur, um sich wieder in den Kampf zu stürzen. Die bunt sich mischenden glänzenden Uniformen von Freund und Feind, das Schnauben der Rosse, das Blitzen und Klirren der Waffen, die stürzenden Reiter, ihre durch das Gedränge brechenden Pferde — alles dies bildet ein ebenso schreckliches wie fesselndes Schauspiel.

Die gänzliche Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht war durch das heldenmütige Eingreifen der tapferen Reitercharen Benedeks verhindert worden; aber als sie sich genötigt sahen, die Walfstatt zu räumen, ritten sie nun ihre eigne Infanterie zum Teil nieder, und dies gab der Auflösung aller Ordnung ein noch wilderes Gepräge. Den aufgelösten feindlichen Truppenkörpern folgten die Kolonnen der Sieger auf dem Fuße; der preußischen Infanterie voraus eilten Regimenter des Kavalleriekorps, welche an dem großen Reitergefecht nicht teilgenommen hatten, und machten zahlreiche Gefangene.

Benedek, der sich selbst, ohne jedoch den ersehnten Tod zu finden, in das heftigste Feuer warf, gebot dem verderblichen Vordringen der preußischen Reiterei noch einmal ein Halt durch seine letzte Geschützreserve, vierundzwanzig gezogene Kanonen. Nur zwei reitende Batterien mit glatten Zwölfpfündern waren der preußischen Kavallerie gefolgt, sie nahmen den ungleichen Kampf auf, gedeckt von einer Schwadron, welche mit einem Hagel von Granaten und Schrapnels überschüttet wurde. Doch hielt die Mannschaft in diesem heftigen Kugelregen mit größter Standhaftigkeit aus, selbst das bekannte Rücken vor den Kugeln sah man nicht mehr, nur — damit in dem furchtbaren Ernst auch das erheiternde Moment nicht fehle — nur ein Signaltrompeter, der seitwärts hinter seinem Schwadronschef hielt, wurde immer kleiner im Sattel, und als ihn sein Chef ermahnte, sich vor den Leuten zu schämen und gerade zu sitzen, antwortete der Tonkünstler kleinlaut: „Ja, Herr Rittmeister, hier ist man ja seines Lebens nicht sicher!“

Wurde auf dieser Stelle durch das Eingreifen der österreichischen Artillerie-Reserve die Verfolgung der Österreicher zeitweilig aufgehalten, so gestaltete sich ihr Rückzug an andern Punkten um so regelloser. Die Wälle von Königgrätz sind nahe, und doch wie fern den bis auf den Tod Ermüdeten! Mechanisch der starren Disziplin gehorchend, rückt das Fußvolk weiter, hinter ihm die gelichteten Reihen der Reiter, an den Seiten die mit Wasser gefüllten Gräben, die manchen verschlingen, ohne daß sich eines Kameraden Hand zu seiner Rettung ausstreckt.

Ein entscheidender Sieg ist von den Preußen auf der ganzen Linie erfochten. Jedoch die glänzenden Erfolge sind auch an dieser Stelle von dem Sieger mit großen Opfern erkauft worden. Allein das neumärkische Dragonerregiment zählt zwölf Offiziere und hundertneunzig Unteroffiziere und Gemeine tot oder verwundet.

Der König hatte seit achtundvierzig Stunden nur zwei Stunden geruht. Nach diesem kurzen Schlummer hatte er einen mehrere Meilen langen Weg zu Wagen zurückgelegt, und nun saß er, der angehende Siebziger, seit vierzehn Stunden im Sattel; er hatte seit früh morgens nichts genossen, ein Stück Soldatenbrot, das ein Reitknecht mit seinem Könige teilen durfte, war seine erste Labung nach errungenem Siege.

Außer den Generalen von Moltke und von Roon gehörte auch Graf Bismarck zur nächsten Umgebung des Königs. Wie erwähnt, hatte sich der König schon mehrmals dem Granatfeuer ausgesetzt. Jetzt, am Nachmittag, geriet er, wie wir aus einem Briefe Bismarcks wissen, in Gefahr, von den fliehenden Österreichern mit fortgerissen zu werden, als sich ein Knäuel von 20 Kürassieren und 15 Pferden in der Nähe des Königs blutend überschlug. Aber der Monarch, sich gehoben fühlend durch das tapfere Verhalten seines Heeres, mißachtete jede Gefahr. Immer neue Bataillone zogen vorüber, denen er Dank sagen wollte. „Und so gerieten wir wirklich wieder ins Feuer hinein“, erzählt Bismarck, welcher sich nicht mehr enthalten konnte, seinen königlichen Herrn auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Lächelnd erwiderte König Wilhelm: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?“ — Bismarck schwieg. Als aber bald darauf mehrere Granaten in unmittelbarer Nähe des Königs einschlugen, näherte er sich demselben noch einmal und sprach mit bewegter Stimme: „Als Major habe ich Eure Majestät auf dem Schlachtfelde keinen Rat zu erteilen; als Ministerpräsident, von welchem das preußische Volk seinen König fordern wird, bin ich aber verpflichtet, Eure Majestät zu bitten, sich nicht auf diese Weise ernster Gefahr auszusetzen.“

Der König nickte freundlich und setzte sein Pferd in Trab, um nach einem andern Punkte zu reiten. Dieses Tempo erschien jedoch Bismarck, der etwa um eine Pferdelänge dem König folgte, nicht schnell genug, und rasch entschlossen hob er plötzlich den Fuß aus dem Steigbügel und gab mit dem Absatz seines Reiterstiefels dem königlichen Kofse einen derben Stoß auf die Kruppe. Das Pferd machte einen Satz und schlug eine lebhaftere Gangart ein; der König stugte, mochte aber die wohlmeinende Absicht erraten und ritt nun in schnellerem Tempo nach dem Orte zu, wo er seine vorrückenden Truppen begrüßen wollte.

Der König war bei seinem Umritt auf die von der andern Seite vordringenden Garden gestoßen und schildert selbst diesen Augenblick in einem Briefe an die Königin: „Hier traf ich zuerst auf die tambour battant in vollem Avancieren begriffene 2. Garbedivision und das Gardesüßilierregiment, inmitten eben genommener zwölf Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben. Die Offiziere stürzten sich auf meine Hände,

um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern — überall das nicht enden wollende Hurrarufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen!“



König Wilhelm und Graf Bismarck bei Königgrätz.

Auf diesem Ritt gewährte der König viele schwer verwundet am Boden liegende Offiziere, von denen ihm so mancher während langer Dienstzeit persönlich bekannt geworden war. Einem derselben, Major von Pannewitz vom Garderegiment Königin Elisabeth, der mit seinem neben ihm liegenden Adjutanten von Wurmb von derselben Granate getroffen war, reichte er vom Pferde herab die Hand, worauf dieser freudestrahlenden Blickes verschied.

Wäre dem General Herwarth die Umfassung der österreichischen Streitkräfte auf dem rechten Flügel ebenso gelungen, wie dem Kronprinzen auf der andern Seite, ja, hätte nur die zahlreiche preussische Kavallerie von beiden Flügeln her den schon um vier Uhr gewonnenen Sieg noch an demselben Tage mit Aufbietung aller Kräfte verfolgen können, so wäre die österreichische Armee dem Geschick völliger Auflösung kaum entgangen. Aber einmal ließen sich um diese Zeit die errungenen großen Erfolge auf dem sich über zwei Meilen ausdehnenden Schlachtfelde noch nicht übersehen, dann auch waren die Infanteriekolonnen in hohem Grade erschöpft und viele Truppenkörper im Kampfe durcheinander geraten. Endlich gebot die Menschlichkeit dem Werke der Vernichtung Halt, weshalb auch der König einzelnen Batterien untersagte, auf die Menschenknäuel weiterhin zu feuern. Die Kavallerie, welche vor Begierde brannte, den Sieg zu verfolgen, wurde zurückgehalten; doch wurden von den vorausgeeilten Kavallerieregimentern noch eine Menge Gefangene eingebracht.

Der Kampf loderte zeitweilig wieder von neuem auf. Erst acht Uhr abends fielen die letzten Kanonenschüsse, als der letzte Widerstand völlig überwältigt war. Unaufhaltsam ergossen sich jetzt die Flüchtigen der Festung Königgrätz zu, das Feld weithin mit Heeresstrümmern aller Art bedeckend.

Über den Schluß des Tages schreibt der König seiner Gemahlin: „In welcher Aufregung ich war, kannst Du Dir denken — und zwar der gemischtesten Art — Freude und Behmut! Endlich begegnete ich noch spät acht Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; ihm stürzten die Thränen herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung! — Einstens alles mündlich. Erst um elf Uhr war ich in Horzitz — ohne alles, so daß ich auf einem Sofa kampierte.“

Vater und Sohn hatten sich, seitdem der Kronprinz kurz vor dem Tode seines Söhnleins Sigismund Berlin verlassen, zuerst hier auf dem Schlachtfelde wiedergesehen. — Auf dem Schlachtfelde! — — Wie gräßlich sah es dort aus; Tausende lagen da tot, tausend und abertausend verwundet, und die Nacht sank feucht und kalt auf die Erde. In allen Mundarten hörte man Worte der Verzweiflung, Ausbrüche der Erbitterung. Aus dem siegreichen Lager aber erklang, von hunderttausend Stimmen gesungen, der Choral: „Nun danket alle Gott.“

Anderß als das Urteil mißgünstiger Kameraden lautet das Urteil des siegreichen Gegners über den am Tage der Schlacht von Königgrätz unterlegenen Feldherrn Österreichs. Einige Monate nachher äußerte der Chef des preussischen Großen Generalstabes von Moltke: „Ein besiegter Feldherr! Hätte der Laie nur eine entfernte Idee davon, was dies zu bedeuten hat! Das österreichische Hauptquartier am Abend von Königgrätz — o wenn ich mir den vorstelle und an Benedek denke — solch einen verdienstvollen, tapferen, umsichtigen General!“ —

„Ich habe alles verloren“, soll Benedek an seinem Unglückstage gesagt haben, „nur mein Leben nicht!“ Und auf dem Rückzuge nach seiner Ankunft in Hohenmauth äußerte der österreichische Generalissimus zu den ihm begegnenden Kriegskorrespondenten: „Nun könnt ihr alles sagen und schreiben. Solch ein Unglück kann man nicht bemänteln.“ Als diese auf mancherlei Ursachen hinwiesen, welche das Mißlingen herbeigeführt, antwortete er: „Ein gentiler Feldherr nimmt alle Schuld auf sich. Ich trage alle Verantwortung!“

Als der König gefragt wurde, nach welchem der nächsten Orte die Schlacht benannt werden sollte, nannte er „Königgrätz“. Da vernahm man aus dem Kreise der Offiziere die Worte: „Dem König gerät's!“ — Im Auslande wird die Schlacht zumeist nach dem Dorfe Sadowa benannt.

Die Schlacht vom 3. Juli 1866 war eine der größten und entscheidendsten, die je geschlagen worden. Eine halbe Million Krieger hatten gegeneinander gekämpft, der Donner von 1500 Geschützen hatte den Erdboden erzittern gemacht.

Der Verlust der Preußen betrug 359 Offiziere und 8794 Mann, darunter 1840 Tote. Unter den Gefallenen befand sich, von vier Kugeln getroffen, Prinz Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, der als Leutnant beim 1. Garderegiment stand. Er starb nach mehrwöchentlichen schweren Leiden. — Die Verluste der Österreicher ließen sich erst in den nächsten Tagen übersehen. Sie verloren 44 200 Mann, darunter 4860 Tote und 19 000 Gefangene, weiterhin 174 Kanonen, jedoch nur 11 Fahnen. Die treuen Wächter derselben hatten die ihnen anvertrauten kaiserlichen Banner lieber vernichtet, als sie in Feindeshand fallen lassen. Da lag ein Sterbender im Sumpfe, der jeden Beistand zurückwies, und als man ihn dennoch herauszog, fand man unter ihm die Fahne, die er mit seinem Leibe gedeckt hatte!

Wir dürfen es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß im Laufe des blutigen Tages auf beiden Seiten alles geschehen war, was Ärzte und Krankenträger hatten leisten können; nach der Entscheidung aber hatten die Österreicher mit der Walfstätt auch die Pflege ihrer Verwundeten dem Sieger überlassen. Denn der Kaiserstaat war dem unlängst zu Genf geschlossenen internationalen Vertrage, der die Krankenpflege im Kriege mit all ihren Anstalten und Dienern für neutral erklärte, nicht beigetreten; es waren daher, obgleich Preußen diesen Vertrag dennoch auch gegen Österreich zu halten erklärt hatte, weder Ärzte noch Sanitätstruppen nach der Schlacht bei ihren Verwundeten zurückgeblieben. Um so höher ist das Verdienst der preußischen Feldärzte zu würdigen, die mit fast übermenschlicher Anstrengung für Freund und Feind in gleichem Maße getreulich sorgten; die Behandlung, welche die Verwundeten und Gefangenen gefunden haben, ist von diesen selbst dankbar anerkannt worden.

Am Morgen des andern Tages schon gelangte die Botschaft von dem herrlichen Siege nach Berlin, und bald donnerten die Kanonen „Vittoria!“ Der Augenblick, in welchem das Telegramm des Königs von der Rampe des Palais in Gegenwart der Königin, die am offenen Fenster stand, dem zusammen-

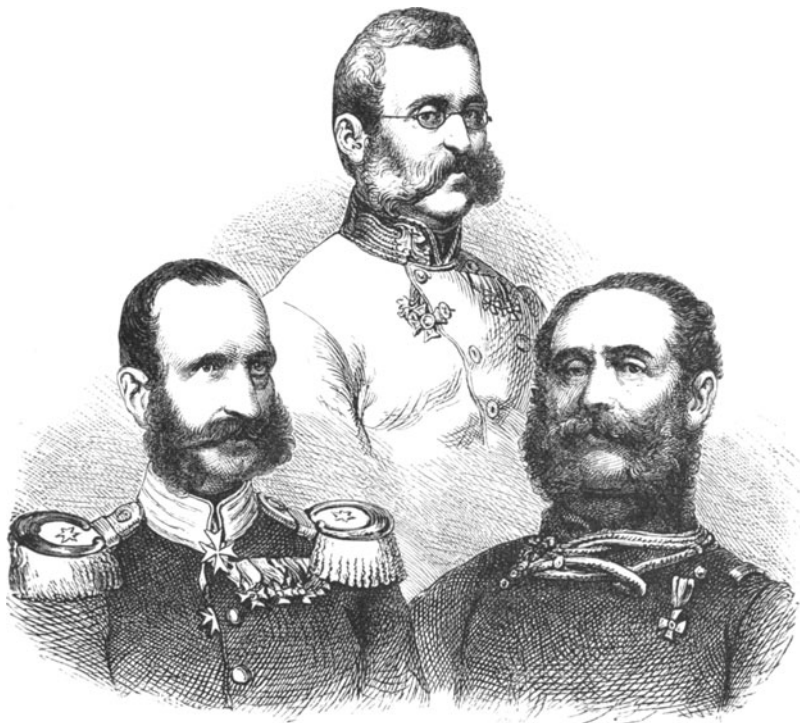


strömenden Wolke verlesen wurde, läßt sich schwer schildern; Menschen, die sich nie gekannt, fielen einander weinend in die Arme. Und nie geahnte Folgen schlossen sich an den unerwarteten Sieg, ja auch die auf baldige Beendigung des Krieges gerichteten Hoffnungen sollten in Erfüllung gehen.

Schon am 4. Juli nachmittags, als der König über das Schlachtfeld von Königgrätz fuhr, begegnete ihm der kaiserliche Feldmarschalleutnant von Gablenz, welcher als Parlamentär entsandt worden war, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Da er nach Kriegsgebrauch als Parlamentär mit verbundenen Augen fuhr, so hielt ihn der König für einen verwundeten Offizier, ließ seinen Wagen halten, stieg aus und trat an den andern Wagen. Der General war nicht wenig erstaunt, als die Binde fiel und er sich nun plötzlich dem König gegenüber sah, welcher ihn von manchem Manöver her, dem Gablenz in Preußen beigezogen, besonders aber seit dem Feldzuge gegen Dänemark, wohl kannte und leiden mochte. Aber sein Gesuch wurde abgewiesen. Gleiches Schicksal traf einen am 8. Juli durch denselben General erneuerten Antrag auf Waffenstillstand. Im Hauptquartier des Königs war man darüber einig, daß nunmehr die Auseinandersetzung mit Oesterreich vollständig und gründlich erfolgen sollte. Und so wurde denn unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz der Marsch auf Wien angetreten.

Sehen wir zunächst zu, was sich seit der Schlacht von Langensalza und über den 3. Juli hinaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz ereignete.

---



Erzherzog Albrecht von Osterreich.  
 Prinz Alexander von Hessen.      Feldmarschallleutnant von Gablenz.

## Der Feldzug der Mainarmee.

Der Held, von Gott erklet,  
 Der hat der Germania leuchtend Bild  
 Vor allem Volk erhöt:  
 Er hat sie auf einen Fels gestellt,  
 Umbraust von wogendem Sund,  
 Und eh' der eherne Fels zerschellt,  
 Weht manches Schiff zu Grund.

L. Eichrodt.

Der Krieg im Jahre 1866 zwischen Osterreich und Preußen ist oft ein Bruderkrieg genannt worden, weil er Deutsche gegen Deutsche zum blutigen Kampfe führte. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn beide Großmächte, immerdar wie Brüder vereint, zu Deutschlands Heil zusammengehalten hätten, und in solchem Sinne hat ja das Wort seine Berechtigung. Indes der Zwiespalt war schon Jahrhunderte alt, und seit Preußen immer mehr als Schirmherr des Protestantismus, das Haus Habsburg als eine der katholischen Vormächte in Europa, als deren vornehmste in Deutschland angesehen ward, spitzten sich die Gegensätze immer entschiedener und feindseliger zu. Dazu waren die

Krieger, welche in Böhmen gegeneinander fochten, zum größten Teil nicht eines Stammes, da nur auf preußischer Seite meist Deutsche, auf österreichischer dagegen vorwiegend Slaven und Ungarn kämpften. Die Krieger, welche die Waffen in Böhmen gegeneinander führten, waren auf Österreichs Seite nur zum kleinsten Teil Deutsche. Auf dem andern Kriegsschauplatz im Westen Deutschlands dagegen, wo die Truppen des VII. und VIII. Bundeskorps nebst denen von Hannover, Kurhessen und Nassau zu Preußens Vernichtung aufgeboten waren, standen, mit Ausnahme einer Anzahl Ungarn und Italiener in der österreichischen Hilfsdivision, nur Deutsche gegen Deutsche — hier war also das Wort Bruderkrieg eher gerechtfertigt.

**Die Befehlshaber der beiden Armeen.** Den wahrscheinlichen gemeinsamen Operationsplan der Gegner Preußens haben wir weiter vorn schon angedeutet. Bei der Ordnung des Oberbefehls über die verbündeten Streitkräfte der Mittel- und Kleinstaaten hatte auch wieder die leidige Bundesverfassung ihre Rolle gespielt. Das VIII. Bundeskorps mit den kleineren Kontingenten kommandierte Prinz Alexander von Hessen, der Bruder des Großherzogs Ludwig III. von Hessen-Darmstadt und der Kaiserin von Rußland, der in jüngeren Jahren zu St. Petersburg in der Chevaliergarde gedient hatte, später jedoch in österreichische Dienste getreten war und sich im italienischen Kriege vielfach ausgezeichnet hatte. Er war dem Kommandierenden der bayerischen Armee, dem Prinzen Karl von Bayern, untergeordnet, dem Oberbefehlshaber über sämtliche Bundesstruppen, der seinerseits aber wieder von dem Generalissimus der österreichischen Nordarmee, von Benedek, abhing.

General Vogel von Falkenstein befehligte die preußischen Streitkräfte. Er ist uns schon vom dänischen Kriege her als einer der fähigsten und entschlossensten Heerführer der Armee bekannt.

Als Gymnasiast in Breslau bei seiner Anmeldung zum Eintritt als freiwilliger Jäger im Februar 1813 zurückgewiesen, weil er noch nicht siebzehn Jahre alt war, ging er mit einem Schulgenossen heimlich nach Liegnitz, wo man ihn nicht kannte und in die Reihen der Vaterlandstreiter eintreten ließ. Bald rückte er zum Offizier auf und kam in das Leibgrenadierbataillon. Er war sehr jugendlichen Aussehens, und Blücher redete ihn deshalb noch ein Jahr später beim Rheinübergange an: „Sie armer Junge können mir auch leid thun!“ Falkenstein antwortete: „Halten zu Gnaden, Exzellenz, ein preußischer Leutnant ist kein Junge; ich muß Sie bitten, das zurückzunehmen.“ Der Marschall Vorwärts lachte in seiner drolligen Weise und nahm den „Jungen“ unverzüglich zurück, erbot sich aber, wenn der Hitzkopf damit nicht zufrieden sei, ihm auch sonst zu Gebote zu stehen. Nach dem Kriege durchlief Falkenstein seine Laufbahn in verschiedenen ausgezeichneten Stellungen; in beiden dänischen Kriegen gehörte er zu Wrangels Generalstab, beim zweiten im Jahre 1864 als Chef desselben. Noch während dieses Krieges wurde er kommandierender General des III. und nach dem Frieden des VII. Armeekorps in Westfalen.

Grau war freilich der Vogel von Falkenstein schon — allein er besaß noch gewaltige Flug- und Schwungkraft, und seine Fänge waren, wie die

Gegner gar bald mit Schrecken erfahren sollten, noch von schärfster Schärfe! Unversehens saß er einem Feinde im Nacken, der ihn eben noch fern gewähnt hatte, und zerrupfte denselben, und ehe ein anderer Gegner vernommen, was geschehen war, erschien er auch bei diesem, um ihm das gleiche Loß zu bereiten. In besseren Händen konnte die Führung des schwierigen Bewegungskrieges



General Vogel von Falckenstein und Generalleutnant von Gdden.

im Sommer 1866, dessen vorzügliche Leitung Falckensteins Namen so rühmlich bekannt machte, nicht liegen.

Der Obergeneral und seine Unterbefehlshaber wußten recht gut, daß ihnen in den süddeutschen Truppen tapferer Gegner entgegentreten würden. König Wilhelm hatte es, wie den Königen von Sachsen und Hannover, so auch den Souveränen der beiden Hessen gegenüber nicht an Zugeständnissen fehlen lassen,

um sie auf seine Seite zu ziehen, zumal die preußische Königsfamilie mit diesen Fürstenhäusern verwandt ist; ja König Wilhelm würde auf jegliche militärische Unterstützung von jener Seite gern Verzicht geleistet haben, wenn nur dadurch der Bruderkrieg im Westen Deutschlands zu vermeiden gewesen wäre. Er hatte jenen Fürsten noch in der letzten Stunde, wie bereits erwähnt, Vorstellungen und Anerbietungen machen und sie aufs dringendste bitten lassen, sich wenigstens neutral zu verhalten. Seine Bemühungen waren jedoch vergeblich gewesen.

Auf die Umstände, welche Preußens Vorgehen im Süden und Westen Deutschlands so sehr begünstigten, läßt sich der alte Spruch anwenden, daß das Geschick diejenigen, welche es verderben will, zunächst mit Blindheit schlägt. Wir haben gesehen, daß infolge der Abgeneigtheit, sich mit Preußen zu verständigen, ungesäumt und gleichzeitig die Besetzung von Sachsen und Hannover, sowie die von Kurhessen erfolgt war.

General von der Tann hatte am 14. Juni die Konvention von Olmütz mit Oesterreich abgeschlossen. Die Aussichten schienen günstig. Nur der schwächere Teil der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands war bei Ausbruch des Krieges auf Preußens Seite getreten, der bei weitem stärkere Teil dagegen Oesterreichs Fahnen gefolgt. Die Streitkräfte von Bayern, Württemberg, den beiden Hessen, von Baden, Nassau zc. bildeten eine ganz stattliche Armee, und wenn die Menge der Kämpfer und deren Tapferkeit im Kriege allein entschiede, so möchte Preußen der Sieg wohl schwerer geworden sein. Aber es kommt allezeit weniger auf die Massen an sich, als darauf an, wie diese geführt werden.

Bei den Gegnern Preußens wollte alles nicht recht klappen und passen. Kein Wunder! Zuerst war der Oberbefehlshaber der gesamten südwestdeutschen Streitkräfte, der einundsiebzigjährige Prinz Karl von Bayern, der in jüngeren Jahren im Rufe eines tüchtigen Soldaten gestanden, jedoch nie selbständig ein Heer geführt hatte, jetzt nicht mehr der Mann, um Ordnung und Einheit in die so ungleichen Teile eines so ungefügigen Ganzen zu bringen; aber auch Prinz Alexander von Hessen, wiewohl er im italienischen Kriege unter Oesterreichs Fahnen ehrenreiche Kämpfe bestanden und seitdem als ein kriegserfahrener Heerführer galt, hat im Feldzuge gegen Preußen keine weiteren Vorbeeren zu ernten vermocht. Die Verhältnisse zeigten sich auch hier stärker als die Menschen. Was zur Hebung der bayrischen Heeresverfassung in fünfzig Jahren unterlassen worden war, ließ sich nicht in der kurzen Zeit von wenigen Monaten nachholen oder bessern. Der bayrischen Armee fehlte es nicht an wackeren Offizieren, ihr gehörten u. a. Heerführer wie von der Tann, den wir bereits kennen, dann Hartmann und andre an, die sich später, im Jahre 1870/71, als durchaus tüchtige Kriegsmänner bewährt haben. Doch selbst ein unzweifelhaft hochbefähigter Soldat wie von der Tann, der dem Prinzen Karl als Generalstabschef beigegeben war, konnte dem Verhängnis nicht Einhalt gebieten. Er sah die kommenden Dinge voraus. Bei Kissingen am 10. Juli am Halse durch einen Streifschuß verwundet, rief er, vom Verlaufe des Feldzuges im höchsten Grade beunruhigt, seufzend aus: „Ich wollte, der Schuß säße tiefer!“

Wie schon bemerkt, waren die Bayern im Norden ihres Landes zusammengezogen worden, um die Hannoveraner, von denen man fest geglaubt, daß sie sich durchschlagen würden, aufzunehmen. Daß die bayerische Armee nicht einmal den Versuch machte, den norddeutschen Bundesgenossen die Hand zu reichen, muß freilich wunder nehmen, da sie damals schon 43 000 Mann stark war und die Zahl ihrer Geschütze 152 betrug. Es lag vor allem an der militärischen Unfertigkeit, in der sie ins Feld rückte. Zu der Bundesarmee, von welcher sich ein Teil in Frankfurt zusammengezogen hatte, waren inzwischen die kurhessischen Truppen gestoßen. Der Zahl nach war das VIII., aus Württembergern, Badensern und Hessen bestehende Bundesarmeekorps, nachdem die nassauischen Truppen und einige Regimenter Oesterreicher dasselbe verstärkt hatten, mindestens ebenso stark wie die bayerische Armee; es verfügte über 132 Geschütze.

Diesen beiden Armeen (zusammen über 80 000 Mann mit 284 Geschützen) konnten preussischerseits anfänglich nur 48 000, dann 51 000 Mann mit 96 Geschützen entgegengestellt werden. Unter dem Oberbefehlshaber General Vogel von Falckenstein kommandierten die einzelnen Teile der sogenannten „Mainarmee“ die bewährten Heerführer von Manteuffel, von Göben und von Beyer.

Karl Rochus Edwin von Manteuffel war zu Dresden am 21. Februar 1809 geboren. Er trat 1826 in das preussische Gardebrigadenregiment, wurde 1848 Flügeladjutant des Königs und erhielt 1854 als Oberst das Kommando des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf. Nachdem er wiederholt mit diplomatischen Sendungen an den Wiener Hof betraut worden war, trat er 1857 als Chef des königlichen Militärcabinetts ins Kriegsministerium, rückte 1858 zum General à la suite und 1861 zum Generalleutnant und Generaladjutanten des Königs auf. Als solcher nahm er teil an den Arbeiten der Armeeorganisation, wobei er streng an dem Grundsatz festhielt, nur geistig und körperlich vollkommen felddiensttaugliche Offiziere im aktiven Dienst zu belassen. Vor dem dänischen Kriege führten ihn wieder diplomatische Sendungen nach Wien; nachdem aber der Friede und der Gasteiner Vertrag abgeschlossen waren, wurde er, weil er sich mit den damaligen Schachzügen der preussischen Politik nicht einverstanden und ihrer Ausführung hinderlich zeigte, als Gouverneur nach Schleswig geschickt (1865). Wie er nach Ausbruch des Krieges von 1866 mit seiner Division die Elbe überschritt und zur Emschliefung der hannoverschen Truppen, welche zu deren Kapitulation führte, vorging, ist bereits erzählt worden.

General von Göben hatte sich schon in Schleswig als thatkräftiger Führer gezeigt; ihm stand besonders reiche Kriegserfahrung, die er in fernem Landen gesammelt, zur Seite. Er hatte sich vor Jahren in der Welt umgesehen und dem Kronprätendenten Don Carlos in Spanien gute Dienste geleistet, was er in einem interessanten Werke beschrieben hat; weiterhin hatte er 1860 dem Kriege gegen Marokko beigewohnt. Er war jetzt zu hervorragender Mitwirkung im Mainfeldzuge berufen.

War es schon mit der Führung der süddeutschen Streitkräfte nicht zum besten bestellt, so traten bald noch viel störender zahlreiche andre Mißstände in voller Schärfe zum Vorschein. In Bayern befand sich ein andres Schießgewehr, ein andres Geschütz, ein andrer Schießbedarf in Gebrauch als beim VIII. Armee-korps, und die Massauer und Oesterreicher hatten wieder für sich besondere Einrichtungen — ganz abgesehen von der Uniformierung und der Marsch- und Gefechtsweise der Soldaten, dem verschiedenartigen Kommando und der widerwilligen Unterordnung der Befehlshaber, was alles bei diesen an sich schon so verschiedenartigen Truppenteilen eine Menge Unzuträglichkeiten zur Folge haben mußte. Wie ganz anders stand es da auf der andern Seite beim Gegner! Bei den Preußen wußte man nur von einer Uniform, einem Gewehr, einem Kommando. Dabei galt eine bei weitem strengere Mannszucht, und vor allem gab es eine einheitliche Führung, welche alle Regimenter und Batterien wie die Räder eines einzigen Uhrwerkes zusammenhielt. Was solch ein einheitliches Wollen und Handeln heißen will, das sollte sich auch in diesem Feldzuge bald zeigen. Vornehmlich die unselbige Zersplitterung der feindlichen Kräfte hat es den Preußen möglich gemacht, in raschem Siegesfluge von Hannover und Kassel nach Bayern, an den Main, Neckar, nach Frankfurt a. M., Darmstadt, Karlsruhe zu gelangen — trotz der außerordentlich großen Übermacht auf Seite der Gegner.

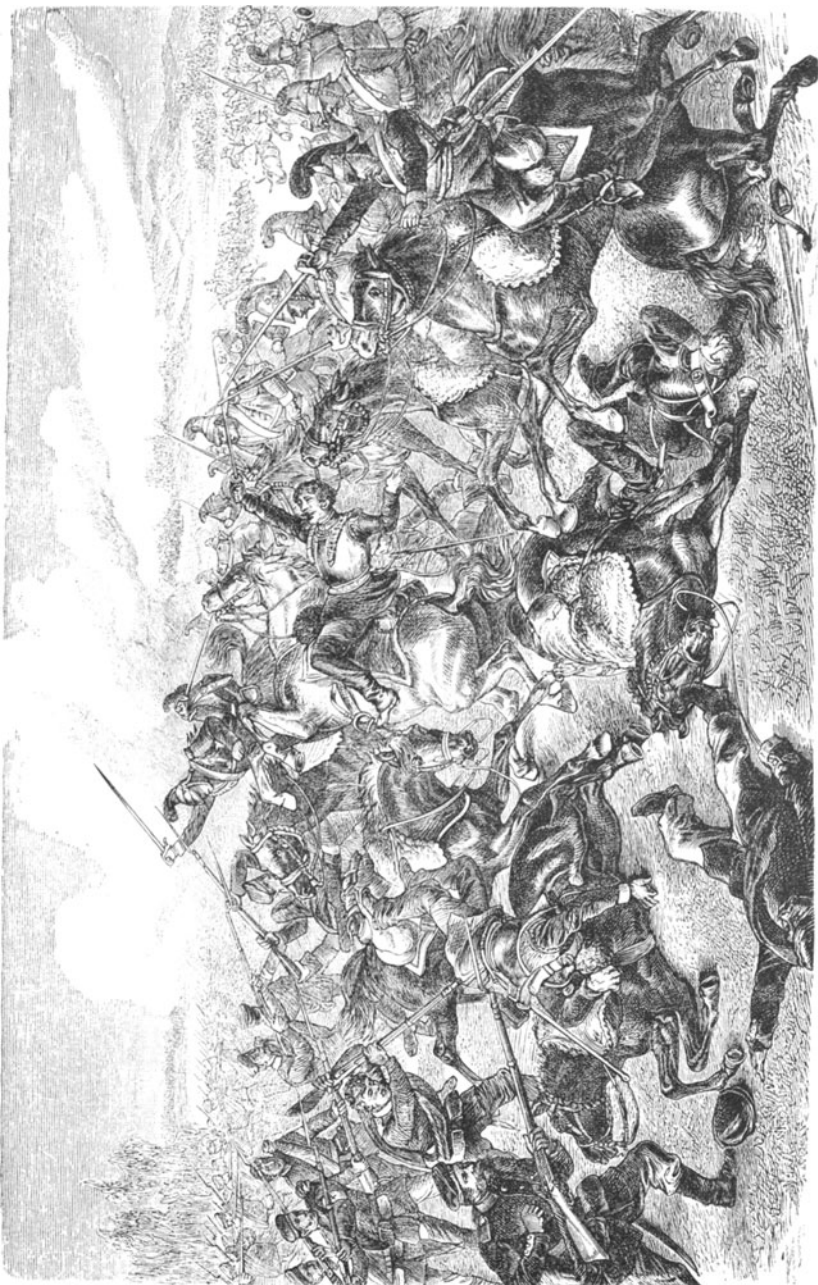
Die Aufgabe der Mainarmee bestand von vornherein darin, mehr durch geschicktes Manövrieren als durch ernste blutige Kämpfe das gesteckte Ziel zu erreichen. Und wie überraschend bald war man am Ziele angelangt! Der Siegeszug der Mainarmee liest sich wie ein Heldengedicht; was hier im nachfolgenden erzählt wird, kann nur einen flüchtigen Schattenriß der wirklichen Geschehnisse bieten.

#### Von der Seine bis zum Main.

Der nächste Zweck der Preußen, die Armee des „Welfenkönigs“, wie sich der blinde Georg V. am liebsten nennen hörte, aufzulösen, ehe sie sich mit den Bayern vereinigen konnte, war erreicht worden. Die Hannoveraner, wiewohl seit ihrem eiligen Abzuge nach dem Göttingenschen reichlich mit Kriegsbedarf versehen, hatten, um durchzubrechen, den rechten Augenblick versäumt.

Nachdem die hannöversche Armee die Waffen gestreckt hatte, die Soldaten derselben in ihre Heimat entlassen und dadurch die gegen Bayern vormarschierende preußische Streitmacht im Rücken gesichert war, bewegte sich letztere von Eisenach aus westwärts in der Richtung auf Fulda weiter. Fast täglich fanden von nun an kleine Gefechte und Scharmügel statt.

An dem Tage, da die Armee König Georgs V. kapitulierte, waren die Bayern nach Meiningen und tags darauf nach Suhl vorgeückt, hatten sich aber, nachdem sie die Katastrophe von Langensalza erfahren, wieder zurückgezogen. Die nach ihrer Vereinigung „Mainarmee“ genannte, auf dem westlichen Kriegstheater selbständig operierende preußische Heeresabteilung trat nach zwei Ruhetagen wieder den Vormarsch an, um die feindlichen Korps zu trennen.



Stinde bapreflicher Kavallerie auf preußifche Infanterie bei Slinfeld.



Voran die Division Göben, nur Westfalen. Sie brannten vor Kampfbegier, doch sollte von den tapferen Söhnen der „roten Erde“ — wie das Land seit den Tagen der Femezeit heißt — mancher seine Heimat nicht wiedersehen. Der Dichter Freiligrath läßt die herrlich gedeihende Feldfrucht Westfalens sprechen:

Ich reif' und wachse mit Gewalt,  
Es trief' das Jahr von Segen;  
Vollauf zu sätt'gen jung und alt,  
Reif' ich auf allen Wegen.  
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,  
Daß heuer mich nicht ernten kann,  
Wer frohen Mut's mich sä'te?

Es singt ein Vöglein auf der Har,  
Am Elbstrom und am Main, —  
Da liegt, der hier ein Pflüger war,  
Erslagen auf dem Main.  
Er war der Seinen Stolz und Lust,  
Ein Bruder schoß ihn in die Brust —  
Ich raufche lei' im Winde.

Beim Vormarsch von Eisenach südwärts erhielt Göbens Division auf die Meldung, daß ein starkes bayrisches Korps bei Dermbach stehe, den Befehl, nach links abzuschwenken, um den Feind zu vertreiben und die linke Flanke der Armee zu sichern. Die andern Kolonnen setzten unterdessen den Marsch auf Fulda fort. Von der bayrischen Armee waren durch General von der Tann zwei Divisionen vorgehoben worden, die andern beiden standen noch zurück bei Kaltennordheim; eine starke Kavalleriekolonne sollte links über Fulda die Verbindung mit dem von Gießen her anrückenden VIII. Bundeskorps suchen, das sich zum Schlagen vorbereitete. Die bayrischen Kürassiere und Chevaulegers stießen nun am 4. Juli bei Hünfeld unvermutet auf die preußische Vorhut und gerieten hier durch Unvorsichtigkeit der vordersten Kürassierschwadronen, die von reitender Artillerie begleitet waren, in ein überaus mißliches Gedränge. Man hatte versäumt, einen Waldsaum zu untersuchen, und so kam es, daß der erste wohlgezielte Schuß einer preußischen gezogenen vierpündigen Batterie den Gegner in heillose Verwirrung setzte. Die Granate kreperte am Helme eines Kürassiers, streckte acht Mann und zehn Pferde tot nieder und brachte die ganze Schwadron in Auflösung. Andre Abteilungen gerieten in Unordnung und stürzten auf die nachfolgenden Regimenter, die zu meilenweiter Flucht fortgerissen wurden. Auch hier trifft die Schuld nur die sorglose Führung; denn die bayrische Kavallerie ist gut und hat sich bei späteren Gelegenheiten als vorzüglich bewährt.

Rühmlich schlug sich am 4. Juli die bayrische Infanterie bei Dermbach und Wiesenthal, wenn schon sie an beiden Orten von Göbens Brigaden schließlich zurückgedrängt wurde. Die Dörfer und steilen Höhen mußten mit großem Verlust für die Preußen erstürmt werden. Ein Mitkämpfer erzählt darüber: „Am jenseitigen Abhange aber hörte das Feuer auf, gemüthlich zu sein. Als das Gebüsch zu Ende war und es nun auf den freien Abhang ging, wo Granaten und Spitzkugeln nur so piffen, stuzten die Leute, von den Offizieren, die vornweg waren, unbemerkt. Auf den Zuruf eines Unteroffiziers aber: „Kerls, hat die erste Kompanie bei Düppel auch gestuzt?“ ging man lachend aus dem Gebüsch hinaus.“ Gegen Abend versuchte der Feind noch einen Angriff, der zwar abgewiesen wurde; doch zog Göben seine beiden Brigaden nach Dermbach zurück, um sie nicht einem ungleichen Kampfe auszusetzen.

Beide Teile schrieben sich deshalb den Sieg zu.

Falkenstein wartete nun am folgenden Tage ab, was die Bayern unternehmen würden. Als diese aber südwärts abzogen, um auf einem andern Wege die Verbindung mit dem VIII. Bundeskorps zu bewerkstelligen, und auch Prinz Alexander von Hessen sein Korps in der Richtung nach Frankfurt, als wolle er einem Zusammenstoße ausweichen, konzentrierte, setzte die Mainarmee ihren Vormarsch fort. Fulda wurde unbesetzt gefunden. Die Bayern hatten sich jenseit des Rhöngebirges an der Fränkischen Saale aufgestellt und bedrohten wiederum die linke Flanke der Preußen; daher bog Falkenstein abermals links aus und überschritt am 9. Juli bei Brückenaue die bayerische Grenze und unter mancherlei Mühseligkeiten die Hohe Rhön. Die in den Engwegen weiter vordringende Division Goben überraschte den Feind am 10. in und um Kissingen, während die Division Beyer, gefolgt von Manteuffel, gegen Hammelburg vorrückte. An beiden Orten und auf dem rechten Flügel fanden hartnäckige Gefechte statt, welche zu gunsten der Preußen endigten.

**Bei Kissingen.** Von diesen Gefechten ist das in Kissingen das interessanteste. Hier fand zum Schrecken der Badegäste ein hartnäckiger Kampf um die stark verbarricadierte und von Granat- und Gewehrfeuer bestrichene Brücke statt, welche über die Fränkische Saale führt. Die Entscheidung wurde wesentlich dadurch herbeigeführt, daß Major von Kaweczynski, der Kommandeur des ersten Bataillons des zweiten westfälischen Infanterieregiments Nr. 15, ungefähr achthundert Schritt unterhalb jener Brücke bei der sogenannten Lindemühle einen schmalen Steg für Fußgänger entdeckte, der zwar gleich allen andern Nebenbrücken von den Bayern abgetragen, dessen Tragebalken aber nicht zerstört waren und dem man unbegreiflicherweise selbst das Geländer belassen hatte.

Major von Kaweczynski schickte nun die einzelnen Kompanien seines Bataillons und des Bataillons Lippe gegen die auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Anlagen, die „Bodenlaube“ und den „Stationsberg“, sowie gegen die Eingänge der Stadt vor, um dem Feinde nicht Zeit zu lassen, sich zu verstärken. Das war jedoch so einfach nicht, denn die Leute mußten einzeln hintereinander unter zunehmendem feindlichen Feuer den schmalen Steg überschreiten und sich jenseit wieder formieren.

In der Stadt selbst entspann sich ein erbitterter Straßen- und Häuserkampf; während desselben kamen infolge des heftigen Nachdrängens der preussischen Truppen die verschiedenen Truppenteile bunt durcheinander. Ein Mitkämpfer schreibt darüber: „Wir hören das erfrischende Hurra der stürmenden Kompanien und müssen, unsre Verwundeten zurücklassend, unsern Weg vorwärts nehmen. Aus allen Hecken und Häusern bekommen wir Feuer. In den Straßen pfeifen die Kugeln und klatschen in die Mauern ein, über uns hinweg fliegen die Granaten, ein wahres Schlachtkonzert. Nun passieren wir das Kurhaus, eine Menge Gefangener steht schon hier, von einigen Leuten bewacht. Seseit Kissingen wird ein aufgelöster Schützenzug plötzlich von einer Schwadron bayerischer Chebau-legers überrascht und überritten; der Führer, Leutnant von Papen, wird mit dem erst kürzlich aus dem Kadetten-

korps gekommenen Portepesführer von Bock und fünf Mann abgeschnitten. Papen beantwortet die Aufforderung, sich zu ergeben, mit den Worten: „Den Teufel werd' ich!“ er wird niedergeschmettert, doch vom feindlichen Offizier beschützt, der ihm zuruft: „Herr Kamerad, Sie sind ein braver Offizier!“ Der kleine Führer Bock haut unterdessen wie wütend um sich, er blutet überall, ein Hieb ist ihm mitten durch den Helm in den Kopf gedrungen, schlimmer sind die Hiebe in den Arm, er fühlt die Kraft erlahmen. Da wird ihm der Säbel aus der Hand geschlagen. Der Hieb, zu dem sein Gegner jetzt ausholt, muß den Kampf beenden. Doch es sollte anders kommen. Eine Kugel von unsern rückwärtigen Schützen trifft den Chevauleger ins Knie, er sinkt vom Pferde, Bock entwischt und gelangt glücklich zur Kompanie zurück. Jeder wollte einen Händedruck von unserm kleinen braven Führer haben.“ Abends unternahmen die Bayern mit neun frischen Bataillonen noch einmal einen Angriff bei Müdlingen auf dem linken Saaluser, der jedoch von den Preußen erfolgreich zurückgeschlagen wurde.

In der Zwischenzeit hatte die Division Beyer nach vierstündigem heißen Kampfe Hammelburg erstürmt, und General von Manteuffel den Feind auch bei Waldaschach und Hausen zurückgedrängt. Unter solchen Umständen gab der bayrische Feldherr sein Vorgehen in der bisherigen Richtung auf und zog auf der linken Mainuferseite auf der Straße gegen Schweinfurt zu weiter. Unter den auf bayrischer Seite Gefallenen befand sich der verdienstvolle Generalleutnant von Zoller.

General von Falkenstein beabsichtigte ursprünglich, den Vormarsch hinter den Bayern her auf Schweinfurt fortzusetzen, und hatte schon seine Truppen am 11. Juli in dieser Richtung vorrücken lassen, als ihn gegen ein Uhr eine Depesche des Königs erreichte, mit Rücksicht auf die bereits begonnenen Friedensverhandlungen einen möglichst großen Landstrich nördlich des Mains zu besetzen. Infolge dessen nahm die Mainarmee nunmehr die Front nach Westen ein, die wichtige Reichsstadt Frankfurt ward das Ziel ihrer Operationen, welche bald zu Zusammenstößen mit dem VIII. Bundeskorps führten.



Bayrische Truppen.

Linie.                      Jäger.                      Kürassier.                      Chevau-leger.

### Gegen die Reichsarmee (VIII. Bundeskorps).

~~~~~

|                           |                                |
|---------------------------|--------------------------------|
| Es ist kein eitel Spielen | Da steht's auf dunkler Wolke   |
| Mit wildem Kriegsgeschid: | In rotem Wettererschein:       |
| Zu hohen, heil'gen Zielen | „Gott mit dem deutschen Volke, |
| Gebt sich empor der Blut. | Weiß es ein Volk zu sein!“     |

Weniger aus Unentschlossenheit, als weil ihm aus der Zusammensetzung seines Korps und der Uneinigkeit im Kommando fortwährend neue Schwierigkeiten erwuchsen, hatte Prinz Alexander von Hessen den rechten Zeitpunkt gemeinschaftlichen Vorgehens gegen den durchaus nicht schlachtbegierigen Gegner versäumt. Letzterer fuhr fort, mehr durch gewandtes Manövrieren als in blutigen Kämpfen sein Ziel zu erreichen.

Auch die Truppen des VIII. Bundeskorps waren durch Hin- und Hermärsche unausgesetzt in Atem gehalten worden, aber ein rechter Zweck hatte sich dabei nicht erkennen lassen. Frankfurt, der Sitz der wenigen noch verbliebenen Gesandten des in den letzten Zügen liegenden Bundestages, sollte durch Verschanzungen gedeckt und mit aller Kraft verteidigt werden.

Die erschreckte Stadt verlangte danach durchaus nicht, sie wollte als ein offener Ort angesehen bleiben, um einer Belagerung und möglichen Erstürmung zu entgehen.

**Bei Aschaffenburg.** Nachdem General Vogel von Falckenstein durch die Gefechte an der Fränkischen Saale erreicht hatte, was sein Plan gebot, wandte er sich unerwartet über den Speffart gegen Aschaffenburg. Diesen wichtigen Mainübergang zu verteidigen, wurde Feldmarschalleutnant Graf Meipperg mit der österreichischen Division, die zum Bundeskorps gestoßen war, und der großherzoglich hessischen, bei welcher sich auch ein kurhessisches Husarenregiment befand, mit der Eisenbahn von Frankfurt aus gegen den preußischen Heeresteil unter Göben entsendet. Die hessen-darmstädtische Division stieß am 13. Juli bei Fronhofen und Laufach auf die Brigade Wrangel. Diese behauptete sich aber gegen den viel stärkeren Gegner und wies auch einen am Abend erneuerten heftigeren Angriff in einer Verteidigungsstellung zurück, in welcher das Zündnadelgewehr aufs neue seine große Überlegenheit über die Vorderlader des Gegners bewährte. Reihen von Gefallenen bezeugten das wackerere Verhalten der Hessen. Ihre großen Verluste sollen dadurch verschuldet worden sein, daß sie, angeblich auf Grund der erhaltenen Befehle, geschloffen vorgegangen waren und ohne vorgeschickte Tirailleurs gegen den von den Preußen besetzten Wald geführt wurden.

Von Aschaffenburg aus ging Meipperg der anrückenden Division unter Göben auf eine halbe Meile entgegen — mit einer Stadt und einem Fluß im Rücken, über den nur eine einzige Brücke führte. Solch ein Vorgehen gilt als militärischer Fehler, wenn der Sieg nicht ganz gewiß ist. Denn wird der Angreifende zurückgeworfen, so können seine Leute doch nicht mit einem Male durch die Stadt und über die Brücke kommen, der Feind stürmt nach, und ihm fallen dann zum mindesten zahlreiche Gefangene in die Hände. So auch hier. Die österreichische Artillerie zeichnete sich auch bei diesem Zusammenstoß aus und schoß vortrefflich. Die Hessen-Darmstädter gelangten nicht zu wirksamem Eingreifen in das Gefecht; nur eine ihrer Batterien kam zur Verwendung; außerdem nahmen einige Schwadronen kurhessischer Husaren und zwei Kompanien Hessen-Homburger an dem Kampfe teil. Besonders heftig ward um den Park gekämpft, der vor der Stadt nach den Speffartausläufern hin liegt. Hier standen zwei ungarische Bataillone, welche die preußischen Schützen mit wohlgezieltem Feuer empfangen. Diese stützten einen Augenblick vor den „bleiernern Vögeln“, welche massenhaft in ihre Glieder flogen, warfen sich aber schnell zur Seite; hierdurch wurde es ihrem inzwischen schußfertig gewordenen Bataillon möglich, den Ungarn, die unter Trommelschlag mit jauchzendem Gienruf zum Bajonettangriff vorrückten, ein verheerendes, drei bis vier Minuten ununterbrochen andauerndes Schnellfeuer entgegen zu schicken. Das Gien verstummte, der Trommelschlag bald auch, es waren ihrer so viele zu Boden gesunken, daß der mutige Angriff sich bald in Flucht nach den schützenden Baumgruppen des Parks verwandelte. Jetzt drangen drei Bataillone, das 13. Regiment, dorthin ein, starke Schützen-schwärme voran.

„Hier sah man so recht“, schrieb nachher ein Offizier vom Korps des Generals von Göben, „wie brav, wie tüchtig unser Westfale als Soldat ist. Unfern Jungens war warm geworden, sie waren von Kriegsmut entbrannt,

und nun hielt sie auch niemand mehr zurück. „Up Bedenek, up die Bengels, giffst ehr düchtig!“ Das waren die Rufe, die man durch den Trommelschlag und die zum Vorwärtstürmen anfeuernden Rufe hörte.“

Nach anderthalbstündigem, heftigem Gefecht war der Wald gewonnen, es trat ein Augenblick der Ruhe ein. Die andern Regimenter waren auf und neben dem Eisenbahndamm gegen die Stadt vorgegangen, welche nach tapferem Widerstand erstürmt wurde. Alles drängte nun der Mainbrücke zu, und zahlreiche Gefangene wurden gemacht. Die Kavallerie übernahm die weitere Verfolgung. General Vogel von Falckenstein ehrte das Regiment, indem er nach dem Treffen sagte: „Dieser herrliche Sieg gehört dem 13. Regiment.“

Aber auch Graf Reipberg belobte mit Recht seine Truppen wegen ihrer Tapferkeit, obgleich sie geschlagen waren. Daß die Italiener, wie damals behauptet wurde, zu den Preußen übergegangen oder sich freiwillig hätten gefangen nehmen lassen, ist eine Erfindung, wie der General von Göben später ausdrücklich erklärt hat. Dem Prinzen Alexander blieb jetzt nichts übrig, als den Weg durch den Odenwald einzuschlagen, um weiter südlich die Vereinigung mit den Bayern zu versuchen.

Infolge des Verlustes von Aschaffenburg mußte auch Hanau aufgegeben werden; die Bundesstruppen räumten Frankfurt, wo am 15. Juli General Vogel von Falckenstein an der Spitze der Brigade Wrangel seinen Einzug hielt.

Die letzten in Frankfurt verbliebenen Bundestagsgesandten, die ihre Zeit damit verbracht hatten, unfruchtbare Betrachtungen anzustellen und Absagen entgegen zu nehmen, suchten ihre werthen Personen nun in Sicherheit zu bringen. Ihren Austritt aus dem Bunde hatten inzwischen am 21. Juni Oldenburg und Lippe-Deimold, am 23. Sachsen-Altenburg, am 25. Anhalt, Schwarzburg-Sonderhausen und Waldeck, am 2. Juli Sachsen-Koburg-Gotha, Neuß jüngere Linie und Mecklenburg angezeigt. In Augsburg gingen weitere Austrittserklärungen ein: am 26. Juli von Sachsen-Meiningen, am 2. August von Baden; am 24. August fand der Bundestag in aller Form das längst verdiente ruhmlose Ende.

Nach den letzten Erfolgen der preussischen Waffen erfolgte die Besetzung von Darmstadt; der größte Teil von Nassau sowie das Großherzogtum Hessen waren in den Händen der Sieger. In Frankfurt, Darmstadt und Vieberrich, der Residenz des Herzogs von Nassau, der gleich dem Großherzog von Hessen seinem Lande den Rücken gefehrt hatte, richteten sich die Preußen häuslich ein.

**General von Manteuffel, Oberbefehlshaber.** Das Korps Manteuffel war bei Aschaffenburg stehen geblieben; General von Beyer hatte Fulda und Hanau besetzt, von wo die Kurhessen nach Mainz abgezogen waren. Einige Ruhetage waren nach so vielen Anstrengungen nötig — dann ging es wieder gegen den Feind. Am 19. Juli wurde der treffliche Führer der Mainarmee Vogel von Falckenstein zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt, und das Kommando ging auf General von Manteuffel über, dem jetzt die Aufgabe zufiel, den so erfolgreich begonnenen Feldzug bis zu dem schon nach wenigen Tagen eintretenden Waffenstillstand zum glücklichen Ende zu führen.



Truppen des ehemaligen VIII. deutschen Bundesarmee-Korps. Zeichnung von A. Bed.  
 Badische reitende Artillerie. — Württemberg. Generalstabs-Offizier. — Württemberg. Gebirgs-Jäger. — Badische Dragoner und Infanterie.  
 Württemberg. Infanterie.

Der Führer des VIII. Bundeskorps machte jetzt in letzter Stunde noch einmal ernsthafte Anstrengungen, um seine endliche Vereinigung mit den Bayern zu bewerkstelligen, was zu verhindern der überlegenen strategischen Kunst des preußischen Feldherrn bisher gelungen war. Auch die badischen und württembergischen Truppenteile suchten sich an der Tauber die Hand zu reichen, während die preußischen Befehlshaber dahin trachteten, diese Korps einzeln vor ihrer Vereinigung zu schlagen.

**Bei Tauberbischofsheim.** Zu solchem Zwecke rückten preußischerseits die Divisionen Fließ (bisher von Manteuffel geführt) und Beyer auf dem linken Mainufer gegen Würzburg vor, während Göben von Darmstadt heranzog. Von dem ersteren Heeressteile wurde eine Abteilung, bei welcher auch das Koburg-gothaische Regiment sich befand, rechts auf Hundheim entsendet, um Verbindung mit der Division Göben zu suchen. Diesen Anmarsch meldeten die Vorposten der bei Wertheim stehenden badischen Division. Sogleich brachen leichte Truppen zur Erforschung der Stellung des Feindes auf, und als deren Patrouillen den Gegner entdeckten, ward die Division am 23. Juli früh vom Prinzen Wilhelm von Baden auf Hundheim vorgeführt. Hier entspann sich ein lebhaftes Gefecht, welches von beiden Seiten wacker geführt wurde und mit dem Rückzuge beider Teile endigte, preußischerseits auf die Hauptmacht, badischerseits auf Tauberbischofsheim behufs Vereinigung mit den Württembergern.

Zwischen Fließ und Göben schob sich jetzt die Division Beyer ein, und die Vortruppen der beiden letztgenannten griffen am 24. die Übergänge der Tauber an, welche bei Bischofsheim von den Württembergern, bei Hochhausen und Werbach von den Badensern verteidigt wurden. Die württembergische Division befehligte der Kriegsminister von Hardegg. Dieser berichtet seinem König, daß er den Auftrag erhalten habe, Tauberbischofsheim zu sichern, daß aber der Ort kaum besetzt gewesen sei, als der Angriff des Feindes um zwei Uhr begonnen habe. Nach dreistündigem Gefecht sei die Division durch die vierte des VIII. Korps (Österreicher) abgelöst worden; er könne sagen, daß sich die Truppen allenthalben brav benommen hätten. Darüber konnten auch die Leute vom 55. und 15. Regiment (von Wrangels Brigade) Zeugnis ablegen, welche gegen die braven Schwaben gekämpft und nachmittags das eben genommene Bischofsheim, das ihnen wieder entrisen werden sollte, gegen fünfmaligen Angriff behauptet hatten. Die Württemberger, immer mehr bedrängt, sprengten zuletzt die Tauberbrücke und nahmen dahinter Stellung. Einer ihrer verwundeten Soldaten schrieb aus dem Lazarett: „Etwa anderthalb Stunden standen wir im Gefecht, da streckte mich eine Kugel zu Boden; da lag ich denn, bis mich abends sieben Uhr preußische Füsilier abholten. Nur so viel weiß ich noch, daß wir von preußischen Ärzten und Soldaten wie Brüder behandelt wurden.“

Die Oldenburger und Hanseaten hatten gleich brav gestritten, erstere das Dorf Hochhausen, das Bataillon „Bremen“ Werbach mit großer Entschlossenheit erstürmt. Der Großherzog von Oldenburg war unterwegs, kam aber zu spät, um dem Sieg seiner Truppen persönlich beizuwohnen.



**Gerchsheim und Helmstadt.** Die nächstfolgenden Tage brachten unausgesezt neue Gefechte. Infolge der Bewegungen der Preußen verließ Prinz Karl von Bayern seine Stellung bei Schweinsfurt, um sich in der Nähe von Würzburg mit dem VIII. Bundeskorps des Prinzen Alexander von Hessen zu vereinigen. Dorthin war nach den Gefechten bei Hundheim und Taubersbischofsheim die durch die oldenburgisch-hanseatische Brigade und anderweitige Streitkräfte auf mehr als 50 000 Mann angewachsene „Mainarmee“ aufgebrochen und befand sich nun den vereinigten feindlichen Streitkräften gegenüber. Das Heer des Prinzen Alexander übertraf jedoch die ihm gegenüberstehenden Preußen fast um das Doppelte an Zahl, und es hatte überdies den Vorteil einer sehr günstigen Stellung für sich; dennoch wagte der Prinz keinen Angriff, sondern zog am Abend gegen Würzburg ab.

Am 25. ließ Manteuffel seine ganze Armee gegen Würzburg weiter marschieren, die Division Göben auf dem rechten Flügel. Diese stieß, voran die Brigade Kummer, bei Gerchsheim auf die Württemberger und Hessen, Nassauer und Österreicher, welche bereits in Schlachtordnung standen und sofort angegriffen wurden. Die entschiedene Überlegenheit des Feindes, namentlich sein wirksames Artilleriefeuer, brachte die Angreifenden vorübergehend in eine ungünstige Lage; doch kamen ihnen die andern Brigaden und die Oldenburger bald zu Hilfe, und die Bundesstruppen gaben es auf, den dadurch aussichtslos gewordenen Kampf ernstlicher fortzuführen.

General von Beyer war am Mittag bei Helmstadt auf die Bayern gestoßen und hatte hier ein fünfstündiges heißes Treffen bestanden. Der Feind sah sich aber durch die Bedrohung seiner Rückzugslinie schließlich in seiner Angriffskraft gelähmt und konnte selbst mit einer frischen Division, welche am Abend eintraf, in erneutem Gefecht keine Vorteile davontragen. Gegen zehn Uhr, als schon die Divisaks bezogen waren, traf als weitere Verstärkung auf preußischer Seite die Division Flies ein und lagerte sich links neben dem Hauptkorps.

In berechtigter Vorsicht verfolgte der preußische Oberfeldherr sein Ziel, ohne sich durch die Aussicht auf glanzvolle Schlachterfolge verlocken zu lassen und an irgend einem Punkte zu viel auf Spiel zu setzen. Im ganzen verfügten die verbündeten Südstaaten über acht Divisionen, die Preußen nur über drei, wenn jede der letztern vielleicht auch etwas stärker als eine der ersteren gewesen sein mochte. Die Preußen mußten an der rechten Stelle stets entsprechende Streitkräfte zu vereinigen — den Oberbefehlshabern der Verbündeten dagegen gelang es niemals, auf den entscheidenden Punkten eine Übermacht, wenn ihnen solche auch zu Gebote stand, dem Feinde gegenüber zu stellen. Es ist in den Berichten der Verbündeten immer von der Überlegenheit des Feindes die Rede, die sie zum Weichen genötigt habe — im Grunde eine schwere Selbstanklage der gegnerischen Heerführer!

**Prinz Alexander vor Würzburg.** Nach dem bisherigen Verlaufe des Feldzuges war es begreiflich, daß die beiden süddeutschen Heeresabteilungen in ihrer Stellung zwischen dem Main und den Preußen lebhaft wünschten, sich auf dem andern Ufer in besserer Sicherheit zu befinden. Besonders

mißlich gestaltete sich die Lage der Bayern, und sie hatten deshalb ihre Verbündeten gebeten, den Übergang über den Main so lange zu verschieben, bis auch sie die nötigen Vorbereitungen getroffen hätten, um ohne erhebliche Gefahr abziehen zu können. Prinz Alexander ließ zu solchem Zwecke durch seine Truppen den Nikolausberg besetzen und hier Verschanzungen aufwerfen.

Würzburg, die freundliche Bischofsstadt am Main, breitet sich gerade dem Nikolausberg gegenüber aus; zwei Brücken verbinden die beiden Ufer, an deren Abhängen die berühmten Stein- und Leistenweine reifen. Nahe dem erwähnten Berge liegt die Citabelle „Marienburg“, ein damals mit gewaltigen Geschützen ausgerüsteter, älterer, burgartiger Bau, jedoch zu



Die Marienburg bei Würzburg.

längerer Verteidigung den neuen Waffen gegenüber nicht mehr geeignet. Hier oben hatte Prinz Alexander mit seinen Truppen Stellung genommen, um die ihm gegenüberstehenden Preußen zu verhindern, mit aller Macht über die eingezwängten Bayern herzufallen. Aber die letzteren zögerten und versäumten schließlich die rechte Stunde. Daher beschloß Prinz Alexander, die vorhandenen Brücken sowie eine Furt unterhalb der Stadt selbst zu benutzen, um sein ganzes Armeekorps auf das rechte Mainufer zu schaffen. Die Badenser verblieben als Nachhut so lange auf dem Nikolausberg, bis die Württemberger, Oesterreicher und Hessen das andre Ufer erreicht hatten. Noch ehe die Mittagstunde schlug, hatte der Übergang stattgefunden, und die Stellung auf dem linken Mainufer war damit aufgegeben.

Dieser Abzug der Waffenbrüder vom VIII. Armeekorps konnte indessen die Lage der Bayern kaum noch verschlimmern. Prinz Karl hatte schon am Morgen des 26. Juli, als ihm die Meldung zuging, die Wagen und Geschütze des VIII. Armeekorps versperrten die Engwege und Thore bei Würzburg, jede Hoffnung aufgegeben, seinerseits den Mainübergang bei Würzburg bewerkstelligen zu können. Nur zwei stromabwärts befindliche Brücken, eine steinerne und eine Schiffbrücke, konnten für den Rückzug noch in Betracht kommen.

Mehrfach verstärkt, zählte die bayrische Armee noch immer gegen 50 000 Mann; die ihr gegenüberstehenden preussischen Generale Beyer und Fließ verfügten über höchstens 33 000 Mann. Aber die rechte Kampfesfreudigkeit und frischer Wagemut waren infolge der durch die unzulängliche Führung verschuldeten bisherige Mißerfolge bei Offizieren und Mannschaften größtenteils dahin, und so leisteten die bayrischen Truppen auch nicht dasjenige, was sie vier Jahre nachher bei trefflicher Leitung vermochten.

**Bei Rosßbrunn.** Preussischerseits erriet man die Absicht des Gegners, den Main zu überschreiten, und den Wert, den jede Minute Zeitgewinn für jenen habe, richtig ermessend, beschloß man, die bei Rosßbrunn, zwei Meilen von Würzburg, vereinigten Bayern am 26. ungesäumt anzugreifen.

Prinz Karl hatte bei dem zu erwartenden Zusammenstoße auf die Mitwirkung des Bundeskorps fest gerechnet, dieselbe blieb jedoch aus. Die Division Fließ, welche bei Uttingen, kaum eine halbe Stunde entfernt, gelagert hatte, begegnete dem feindlichen Vorstoß durch einen Gegenangriff, und so kam es zu einem letzten und vielleicht dem blutigsten Gefecht der Mainarmee vor dem Waffenstillstande. Die bayrischen Jäger leisteten Rühmlisches; die einzelnen Höhen mußten von den Preußen unter empfindlichen Verlusten erkürrnt werden, zwei preussische Regimenter, welche hier zuerst die Feuertaufo erhielten, das 36. (Magdeburger) und das 59. (Polen), litten außerordentlich; ersteres büßte ein Drittel seiner Offiziere und über 400 Mann ein.

Dies Ringen dauerte über eine Stunde, bis den tapferen preussischen Streitern endlich Verstärkung vom 20. und durch Teile des 30. und des 40. Regiments zugeführt wurde. Aber erst gegen zehn Uhr, nach sechsstündigem Widerstande, räumten die Bayern ihre Stellung, nachdem sie sich auf einem weiter zurückliegenden Höhenzuge nochmals dem Feinde mutig entgegengeworfen hatten. Außer dem rechtzeitigen Eingreifen der Reserven kam den Preußen noch zu statten, daß zu guter Stunde auch die Division Beyer von Helmstadt her angerückt war und, den Rückzug der Bayern bedrohend, denselben ihren Stützpunkt entriß.

Infolge des Ausgangs dieses heißen Kampftages sahen sich die Bayern genötigt, über den Main gegen Würzburg abzuziehen; Prinz Karl beklagte sich bitter über das Ausbleiben der Verbündeten, das diesen neuen Fehlschlag herbeigeführt habe. Seine Armee hatte große Verluste an Offizieren erlitten, jedoch auch vorübergehend einen Erfolg davongetragen.

Bei den Hettstädter Höfen, nordöstlich von Roßbrunn, war die beiderseitige Kavallerie am 26. Juli in einem lebhaften Handgemenge hart aneinander geraten. Die Bayern brannten vor Begier, die Scharre von Hünfeld auszuweichen. Bei den genannten Höfen hatten sich hinter einer starken Erdwelle acht Schwadronen preußischer Husaren und Dragoner gezeigt, die, weil sie nur eine geringe Feindeszahl vermuteten, kühn vorrückten. Da, mit einem Male, taucht plötzlich die ganze bayrische Reservereiterei, zwei Kürassierregimenter und ein Regiment Chebau-legerer, gefolgt von Mannen, wie aus dem Boden gewachsen auf, sprengt gegen die überraschten preußischen Reiter los und übt „Vergeltung für Hünfeld“. Gleichwohl war und blieb dieser Zwischenfall nur ein bedeutungsloser Erfolg, denn die Bayern mußten ihren Rückzug dennoch weiter fortsetzen. Ohne Verlust an Geschütz und Troß erreichten sie das linke Mainufer.

Tags darauf rückte die Mainarmee auf der ganzen Linie gegen Würzburg vor. Die feindliche Hauptmacht war bis auf etwa zwei Meilen zurückgegangen und stand bei Kitzingen, das Bundeskorps bei Rottendorf.

Der Oberbefehlshaber der preußischen Mainarmee richtete nun sein Augenmerk auf das besetzte Würzburg. Die erst wenige Tage zuvor von den Bundesstruppen auf dem Nikolausberge begonnenen Feldschanzen wurden am 27. so hergerichtet, daß sie die preußischen Geschütze gegen die aus der Marienburg heraufkommenden schweren Geschosse decken konnten. Bald war die gesamte preußische Artillerie aufgestellt, freilich nur Feldgeschütze. Die Preußen, einmal im Besitze der Höhen, welche die Marienburg, die Citadelle von Würzburg, beherrschen, setzten dieser nun arg zu.

Doch nicht allein auf dem Nikolausberge und der Marienburg knallte und zischte es, auch die Kanonen des Prinzen Alexander von Hessen, welche aus dem in der Nähe befindlichen Rottendorfer Feldlager herbeigeschafft worden waren, stimmten in die Kriegsmusik mit ein. Die Aufregung der Bürger von Würzburg erreichte unter solchen Umständen den höchsten Grad, zumal als sich einige Granaten mitten in die Stadt verirrtten, Dächer und Wände durchschlugen und große Eisenstücke nach allen Richtungen hin schleuderten. Da verbreitete sich plötzlich der Schreckensruf: „Die Marienburg brennt!“ Drohend senkte sich eine schwarze Rauchwolke aus dem alten Festungsbau nach den preußischen Batterien, die das Arsenal in Brand geschossen hatten, dann zog sie zur Stadt hin, gleichsam als wolle sie diese auf ihr Los vorbereiten. Das Feuer hätte schlimme Folgen haben können, wenn es nicht gelungen wäre, die in großen Haufen aufgestapelten, mit Pulver gefüllten Sprenggeschosse und die Gewehrpatronen in Sicherheit zu bringen. So vermochte man zum Glück des Verderben drohenden Elementes bald Herr zu werden.

**Übergabe von Würzburg.** Doch auch die Kriegsfackel war dem Erlöschen nahe. Würzburg wurde am 2. August den Preußen überliefert, nachdem ein bayrischer Parlamentär dahin die freudige Botschaft überbracht hatte, daß zwischen Preußen und Bayern eine Waffenruhe verabredet sei, welcher zum Heil für ganz Deutschland bald der Friede folgte.

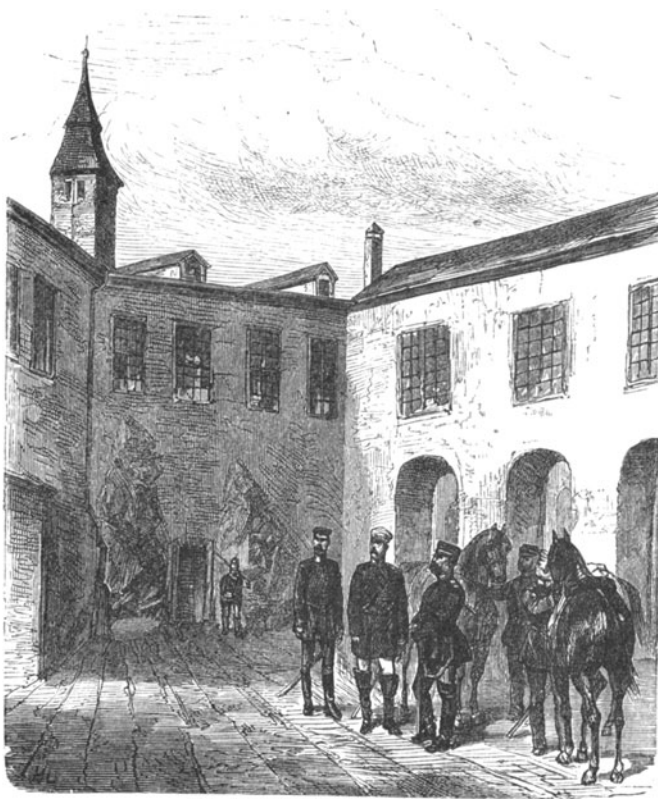
Die Nachricht vom Abschluß der Waffenruhe hatte die zweite Reservearmee, zusammengesetzt aus preußischen und mecklenburgischen Truppen nebst andern Contingenten ihrer Verbündeten, noch nicht erreicht. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der sie befehligte, war über Hof in Bayern eingerückt, hatte am 28. Juli Baireuth besetzt und Oberfranken für Preußen in Besitz genommen.

Von Baireuth weiter vorrückend, stieß die Avantgarde des Großherzogs am 29. Juli bei dem Dorfe Lehen auf bayrische Infanterie, griff dieselbe an und warf sie zurück. Die Reservearmee besetzte darauf Nürnberg. Von der alten Kaiserburg, auf welcher einst die Hohenzollern das Burggrafentum geübt, wehte ihr schwarzweißes Banner nieder.

Nachdem der Waffenstillstand weiteren kriegerischen Operationen auch hier ein Ziel gesetzt, ruhten die Waffen bald überall. In Süddeutschland ward eine Abgrenzungslinie gezogen, welche die Kriegführenden trennte. Mannheim, Heidelberg in Baden, Mergentheim in Württemberg, Würzburg, Nürnberg, Baireuth in Bayern blieben einstweilen von den Preußen besetzt. Mit der zweiten Reservearmee trat von Böhmen aus die erste unter General von der Mülbe in Verbindung, von welcher Abteilungen bis in die Oberpfalz einrückten. Vom aufgelösten VIII. Bundeskorps zogen bald darauf die Badenser und Württemberger in ihre Heimat, die Österreicher ebenfalls; den Darmstädtern wurden, weil ein Teil des Großherzogtums vorerst noch von den Preußen besetzt gehalten ward, Kantonnements in Rheinhessen angewiesen.

Begreiflich aber gleichwohl ungerecht war es, daß man besonders in nichtmilitärischen Kreisen der süddeutschen Staaten die erlittene Niederlage in erster Linie den Heerführern zur Last legte; selbst ein von der Tann blieb von Vorwürfen und Angriffen in dieser Richtung nicht verschont. Thatsächlich lag die Schuld, wenn unter den obwaltenden Verhältnissen von einer solchen gesprochen werden kann, vor allem bei der unzweckmäßigen obersten Leitung. Gewiß sind in einzelnen Fällen auch seitens der untergeordneten Führer Fehler gemacht worden; aber im großen und ganzen haben sich damals die süddeutschen Truppen wacker geschlagen und ihre Befehlshaber dasjenige geleistet, was unter ungünstigen Umständen zu leisten möglich war. Dieselben bayrischen, württembergischen, badischen und hessischen Soldaten und Heerführer, die 1866 als Gegner den Preußen nicht gewachsen waren, haben sich ihnen 1870 als Kampfgenossen im Kriege gegen Frankreich völlig ebenbürtig gezeigt, und wenn sie eine Scharte auszuweisen hatten, bei Wörth und Weißenburg und auf so manchem andern Schlachtfeld in Frankreich haben sie es in ruhmvollster Weise gethan.

Wir sind mit unsrer Darstellung des Verlaufs des Feldzuges auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu Ende und kehren nun auf kurze Zeit nochmals auf die Schlachtfelder Böhmens zurück.



Im Hauptquartier zu Nikolsburg.

## Friedensschluß.

Flatte hoch, du deutsches Banner,  
 Schwing' dich auf, du stolzer Aar,  
 Schließt die Reih'n, ihr deutschen Brüder,  
 Um Germania's Weihaltar!  
 Der der Jugend heißes Sehnen,  
 Ihrer kühnsten Träume Bild,  
 Wie des Alters letztes Hoffen  
 Nun so herrlich hat erfüllt.

Eine Woche, die acht Tage vom 26. Juni bis 3. Juli, hatte genügt, die Kriegsmacht Österreichs über den Haufen zu werfen. Die Trümmer der Nordarmee befanden sich auf der Flucht, die Preußen unaufhaltsam hinterher. In Wien hatte man eben ein Straßenschauspiel mittels einer angeblich eroberten Kanone ausgeführt, als wie ein Donnerschlag die Nachricht von dem vernichtenden Schlage bei Königgrätz das vorzeitige Frohlocken niederschlug. Die Wirkung war im ersten Augenblick betäubend.

In der Staatskanzlei gab man jedoch bei ruhigerer Überlegung noch nicht alle Hoffnung verloren. Damals hatte Vogel von Falckenstein seinen Ablerflug noch nicht vollführt, die beiden mit Osterreich verbundenen, gegen 100 000 Mann starken verbündeten Armeen von Süddeutschland waren noch nicht handgemein mit der preußischen „Mainarmee“ geworden, und so hielt man in Wien eine Wendung der Dinge zum Besseren noch sehr wohl für möglich, zumal da man für gewisse äußerste Fälle auf die Unterstützung des mächtigen und klugen Nachbarn jenseit des Rheins glaubte rechnen zu dürfen.

Der Gang der Dinge in Italien erleichterte die politischen Berechnungen der Wiener Staatskanzlei. Die Oesterreicher hatten in dem mit Italien entbrannten Kampfe mit ihrer zu Anfang der Schlacht von Custozza 60 000 Mann starken, im Fortgange derselben durch Heranziehung neuer Truppen bis auf fast 80 000 verstärkten Armee den Sieg über die nur 50 000 Mann zählende italienische Truppenmacht davongetragen. König Viktor Emanuel hatte den Krieg begonnen, um „Italien bis zur Adria“ zu gewinnen. Auf den Verlust von Venedig war man in Wien gefaßt, und wie jetzt die Verhältnisse lagen, schien die Zeit gekommen, Venetien freiwillig aufzugeben. Schloß Italien sofort Frieden, sobald es Venetiens sicher war, dann konnte man die durch den Sieg gehobene Armee des Erzherzogs Albrecht sofort den vorrückenden Preußen entgegenwerfen. Einmal um den unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin mißlichen direkten Verhandlungen mit Italien zu entgehen, sodann, um dem ehrgeizigen Franzosenkaiser zu schmeicheln und ihn um so sicherer für die österreichischen Interessen zu gewinnen, faßte die österreichische Staatsleitung den Entschluß, Venetien nicht unmittelbar an Italien, sondern an Kaiser Napoleon abzutreten. Selbstverständlich konnte er es nicht behalten, er mußte es Italien überlassen. Wenn er aber das in der That für ihn und für die Franzosen schmeichelhafte Anerbieten Osterreichs annahm, so konnte er auch den Wunsch des letzteren, mit Preußen einen längeren Waffenstillstand nötigenfalls mit allem Nachdruck zu vermitteln, nicht zurückweisen. Begönnt wurde den Preußen von den Franzosen ihr glänzender Waffenerfolg ohnehin nicht, und die „Ehre Frankreichs“ erheischte zudem die Vollendung des begonnenen Werkes der Befreiung Italiens.

Im Hintergrunde der politischen Berechnungen der österreichischen Staatsmänner mochte sich vielleicht auch der Gedanke verbergen, daß Napoleon mit seinen Vermittelungsversuchen bei Preußen auf Widerstand stoßen und dadurch veranlaßt werden könnte, mit bewaffneter Hand zu gunsten Osterreichs einzugreifen. Dazu sollte es aber nicht kommen. Einmal war Preußen bereit und entschlossen, trotz seines vollständigen Sieges in seinen politischen Forderungen an Osterreich und dessen deutsche Verbündete nicht über das zur Verwirklichung seiner deutschen Politik Notwendigste hinauszugehen; andererseits ließ sich Napoleon — wenn auch vielleicht „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“ — an dem äußeren Ruhm einer glänzenden Vermittlerrolle für dieses Mal genügen, die Erlangung weiterer greifbarer Erfolge und die Ausnutzung der neu geschaffenen Lage der Zukunft und einer günstigeren Gelegenheit vorbehaltend.

## Vor Wien.

Der Sieg von Königgrätz wurde von der preussischen Heeresleitung mit bewundernswerter Thatkraft und glänzendem Erfolge ausgebeutet. Zwar nicht zum siegreichen Einzuge in die österreichische Hauptstadt, aber bis in ihre Nähe, bis zum Anblick des Stephansturmes und der weithin sich erstreckenden Häusermassen Wiens führte die rasche Ausnutzung des Sieges bei Königgrätz. Keine zweite solche Schlacht war nötig; der Friede war durch die eine schon so gut wie erkämpft.

Die Festungen Königgrätz, Josephstadt und nordwestlich Theresienstadt hinter sich lassend, rückten die Preußen in drei großen Kolonnen vor: die II. Armee unter dem Kronprinzen in der Richtung nach Olmütz, die von Prinz Friedrich Karl geführte I. Armee, bei welcher sich der König befand, in der Richtung auf Brünn, die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld über Znaim auf geradem Wege gegen Wien.

Benedek's Armee befand sich in bedenklicher Auflösung; unter den noch geordneten Truppenteilen hatten nur die Sachsen ihre Haltung wiedergewonnen. Das österreichische Heer hatte sich über die Elbe bei Königgrätz und Pardubitz, wo bei der drangvollen Flucht noch manch braver Mann ertrank, zurückgezogen, dann war das Korps Gablenz und ein großer Teil der Kavallerie nach Wien abgerückt, während der Oberfeldherr seine übrigen Truppenteile nach Olmütz führte, in der Voraussetzung, daß ihm die preussische Armee folgen werde. Hier, auf eine starke Festung und ein verschanztes Lager gestützt, meinte er, zur Not einen neuen Kampf aufnehmen zu können.

Aber nur die Armee des Kronprinzen folgte ihm, die beiden andern Armeen setzten sich sofort gegen Wien in Marsch.

Am 6. Juli war im preussischen Hauptquartier die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon und das Ansuchen Österreichs um dessen Vermittelung bekannt geworden und damit wenigstens die Möglichkeit neuer Verwickelungen infolge der französischen Einmischung nahegerückt. Wie Hofrat Schneider, der Vorleser des Königs, seinen Gebieter am Tage nach der Schlacht von Königgrätz schon früh am Morgen wieder über seinen Papieren arbeitend hatte sitzen sehen, so fand er ihn auch am Morgen dieses Tages ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Während des ganzen Verlaufes dieses Krieges und während der Unsicherheit der Lage schien immer eines gleich unwandelbar: die unerschütterliche Ruhe, die unermüdlige Thätigkeit und das Pflichtgefühl des greisen Monarchen. Nachrichten vom süddeutschen Kriegsschauplatz fehlten; man wußte nicht, wozu sich Frankreich entschließen werde, und trug sich schon mit der Notwendigkeit einer neuen großen Schlacht vor Wien. „Aber auch die befremdlichsten Nachrichten vermochten nicht, den König außer Fassung zu bringen. Es war ganz gleichgültig, ob die Nachrichten günstig oder ungünstig waren, der ruhige milde Ausdruck des Gesichtes blieb derselbe.“

Benedek ließ sich keine Mühe verdrießen, sein Heer wieder in schlagfertigen Zustand zu versetzen, ja es schien eine Zeitlang, als wolle er, gestützt auf Olmütz und die rückwärtsliegenden drei noch unbezwungenen Festungen,



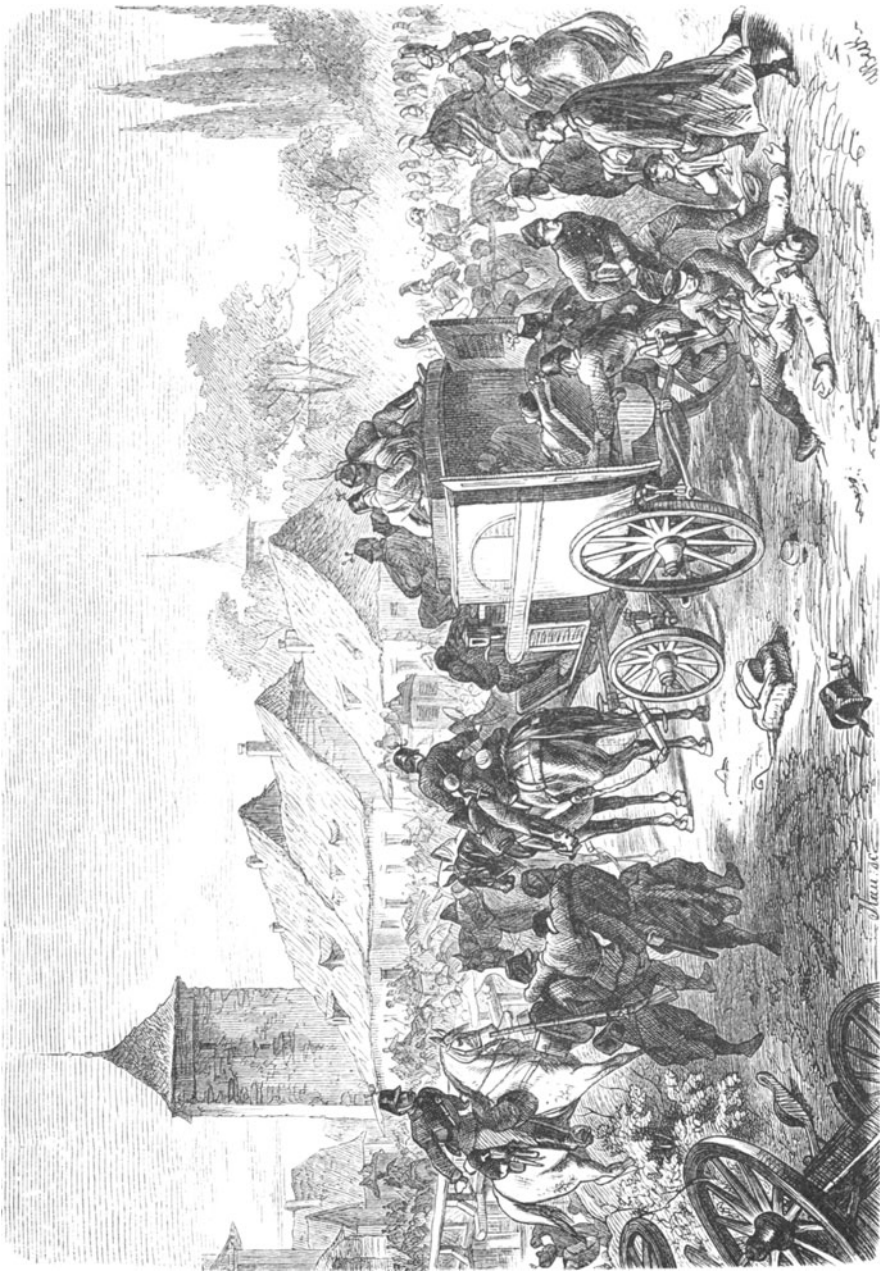
den Feind wirklich zu einer neuen Schlacht herausfordern. Noch lockte die böhmische Hauptstadt die Sieger zum Einzuge — doch auch dies hielt die auf dem Marsche befindlichen preussischen Kolonnen nicht davon ab, unentwegt das ihnen gesteckte Ziel zu verfolgen.

Von den weiteren militärischen Operationen wollen wir nur das Wichtigste berichten. Prag wurde am 8. Juli von der aus Sachsen anrückenden Landwehr besetzt, während König Wilhelm am 13. in Brünn einzog, empfangen von den Behörden und dem Erzbischof. Im königlichen Hauptquartier weilte schon seit einigen Tagen der Botschafter des Kaisers Napoleons III. „Die Ankunft und das Verweilen desselben im Hauptquartier“, erzählt Schneider, „sahen allen nichts Gutes zu bedeuten und machte den Eindruck des langsam nachschleifenden Hemmschuhs, der plötzlich sich unter das rasch rollende Rad des Siegeswagens schieben wollte.“ Diesmal stand jedoch nicht zu befürchten, daß Preußen, wie vor sechzehn Jahren, durch „freundschaftlichen“ Druck sich wieder auf Jahre hinaus aus seiner Bahn herausdrängen lassen werde. Wiewohl in der Nähe von Olmütz, hielt man sich doch von einem „zweiten Olmütz“ fern.

Während Herwarth von Bittenfeld seinen Vormarsch unbehindert fortsetzte, rückten die Heeresteile der I. Armee unter kleinen Gefechten weiter vor, bis drei Meilen vor Wien.

Nur zu bald, den Spuren des Krieges folgend, erscheint dessen schreckliche Genossin, die Seuche, welche auch diesmal in beiden Heeren grausame Verheerungen anrichtete. Hier boten sich nun zwei besondere Erscheinungen. Die eine, das Herz freudig erhebend, war die überall hervortretende, werktätige Liebe, welche viele und reiche Gaben zu gunsten der unglücklichen Opfer des Krieges aus den fernsten Gegenden zufließen ließ — die andre die freiwillige Krankenpflege und die „Felddiakonie“, welche durch werktätigen Beistand die Leiden der Verwundeten, die Not der verlassen Familien in der Heimat, den Verlust der Witwen und Waisen zu lindern suchte.

**Die Felddiakonie.** Geistliche und weltliche Vereine, „Barmherzige Schwestern“ und Diakonissen, Frauen und Mädchen selbst der höchsten Stände, aber auch viele Männer waren freiwillig nach dem Kriegsschauplatz geeilt, um sich der Pflege der Verwundeten und Kranken zu widmen. Vorzüglich hat sich auch der Johanniterorden, der seit Friedrich Wilhelm IV. seinem ursprünglichen Zwecke wiedergegeben war, durch gleiche Liebedienste hervorgethan, und seine Lazarette, bezeichnet durch eine Fahne mit dem achtspitzigen Ordenskreuz, sind, wie im schleswigschen Kriege, auch 1866 Muster sorgsamster Einrichtung gewesen. Weit über hundert Ritter hatten sich beim ersten Aufrufe des Ordensmeisters, des Prinzen Karl, schon vor Ausbruch des Krieges zu persönlichem Dienste gemeldet. Noch mancher eilte später herbei, im Gefecht für die Fortschaffung und Labung der Verwundeten und in den Lazaretten für deren Pflege sorgend; einzelne dieser Menschenfreunde hatten ihre Schlösser dargeboten, andre stellten Betten u. s. w. Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode stand als königlicher Kommissar der gesamten Krankenpflege vor.



Österreichs Feldzug auf dem Südgange.

Welche Opferwilligkeit im Volke herrschte, ist allbekannt; so waren allein beim Hauptverein in Berlin, neben welchem hier noch mehrere andre Vereine ähnlicher Art wirkten, außer den kaum zu bewältigenden Spenden an Verbandzeug, Wäsche, Erquickungsgegenständen u. s. w. in barem Gelde etwa 500 000 Thaler eingekommen.

Wahrhaft herzerhebend war der Verkehr, in welchem die Verwundeten der beiden feindlichen Heere in den Lazaretten lebten. Nachdem sie ihre Schuldigkeit als Krieger gethan, ist aller Groll geschwunden; sie betrachten sich wieder als Kameraden.



Ein Johanniter-Feldhospital.

Diesen Lichtbildern standen indessen, glücklicherweise nur ganz vereinzelt, auch düstere Nachtseiten menschlicher Entartung gegenüber, so namentlich die hier und da vorgekommene Mißhandlung und Peinigung hilfloser Verwundeter auf dem Schlachtfelde durch nächtllicherweise umherstreifendes Gefindel. Solche Unthaten schänden aber nur den einzelnen Thäter; auch vom besiegten Gegner wurden sie rückhaltlos verurteilt und im Betretungsfalle rückichtslos bestraft.

Eine tröstliche Wahrnehmung ließ, wie frühere Kriege, so auch der vom Jahre 1866 machen: das Hervortreten eines tiefen religiösen Gefühls. Wer den Herrn braucht, der sucht ihn. Die Kirchen waren überall gefüllt, auch in den abendlichen Betstunden. Zahlreiche Briefe aus dem Heere geben Zeugnis von echter Frömmigkeit, die fern von aller Kopfhängerei nur um so wahrer und inniger empfunden ist.

**Kameradschaftliche Gesinnung.** Auch Kundgebung und Pflege des Gefühls der Zusammengehörigkeit gehört zu den erfreulichen Erscheinungen des Krieges: sie trat sowohl unter den gleichstehenden Kameraden als auch zwischen den Offizieren und ihren Untergebenen überall hervor. Mit unverfälglicher Ausdauer teilten die Vorgesetzten alle Mühseligkeiten und Gefahren mit den Truppen; zahlreich sind die Beweise nicht nur der Anhänglichkeit der Soldaten an ihre Führer, sondern auch der rührendsten Sorgfalt der Offiziere für ihre Leute.

Selbst auf die zurückgelassenen Verwandten der Krieger erstreckte sich diese Teilnahme, denn nicht wenige Briefe, im Felde geschrieben, brachten einer bang sorgenden Familie Nachricht über das Schicksal ihrer dem Brieffschreiber untergebenen Angehörigen. In einem solchen Briefe, der den Eltern den Tod ihres Sohnes meldet, schreibt dessen Hauptmann v. R.: „Ich selbst habe Ihrem Sohne die Augen zugebrückt und bei seinem Anblick bitteren Schmerz empfunden über den Verlust eines so treuen Soldaten, eines so lieben Kameraden, meines besten Sergeanten. Gott der Herr möge Sie trösten!“

Alle Erinnerungen, welche dem preussischen Volke in Waffen lieb geworden, pflanzen sich, da sie in den Kriegsthaten der neuern Zeit wurzeln, lebendig fort von Geschlecht zu Geschlecht, und so erscheint es ganz natürlich, daß die kriegerische Begeisterung rasch den Jüngling zum Manne reifen läßt und blutjunge Bursche ins Feld treibt, die noch an der Grenze des Knabenalters stehen.

**Garibaldi der Jüngere.** Am Schlachttage von Königgrätz war es, wo, wie schon früher bei Trautenuau und andern Orten, ein blutjunges Berliner Kind durch sein entschlossenes Wesen allgemeines Aufsehen erregte, ein getreues Abbild des leichtlebigen und doch so kernhaft tapfern Sinnes, welcher den echten Berliner kennzeichnet. Der kaum zwölfsjährige junge Held, so erzählt man sich, habe, berauscht vom Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, den heimischen Herd verlassen und sich einem ausziehenden Gardebataillon angeschlossen. Allerwege wußte sich der kleine Kriegskamerad nützlich zu machen: früh morgens und abends spät an der Lagerstelle, am Tage während des Marsches, im Kugelregen während des heißen Kampfes. Mit Todesverachtung soll „Garibaldi der Jüngere“, wie die älteren Kameraden den jungen Burschen nannten, den Verwundeten beigestanden, zu ihrer Rettung Hilfe herbeigeholt und ihnen gar oft durch einen frischen Trunk Erleichterung verschafft haben.

Unser Zeichner glaubt die Szene verbürgen zu können, welche er dargestellt hat. „Garibaldi der Jüngere“, gekleidet in die Uniform des Bataillons Garde, welchem er sich beige stellt, zieht mit dem selbst erbeuteten österreichischen Dragonerhelm auf dem Kopfe und mit einem riesigen, gleichfalls annektierten Pallasch bewaffnet stolz an der Seite des Bataillons in der Richtung auf Wien los.

Es hat zu keiner Zeit an ehrenvollen Zeugnissen für den Geist der Zusammengehörigkeit und des getreuen Ausharrens dem preussischen Volke in Waffen gefehlt. Diese Eigenschaften sind aber allen deutschen Heeren nachzurühmen. Des Kriegers Anhänglichkeit an seine Fahne ist dieselbe im Süden wie im Norden und erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Als ein wahrhaft rührendes Beispiel echter Fahnentreue dürfen wir hier das mannhafte



Auf dem Marsche. „Garibaldi der Jüngere“ an der Spitze seines Bataillons.

Benehmen eines sächsischen Infanteristen, Partei mit Namen, nicht unerwähnt lassen. Beim Ausmarsch seiner Truppe nach Böhmen mußte derselbe wegen schwerer Erkrankung an einem Genickkrampf in einem Grenzzort zurückgelassen werden. Aber kaum genesen, machte er sich auf den Weg, seine Kompanie wieder aufzusuchen, und es gelang ihm, mit Sack und Pack mitten durch das von den feindlichen Preußen überschwemmte Böhmen sich bis nach Wien durchzuschlagen, wo er mit Waffen und vollem Rüstzeug wieder zum Dienst antrat. Er meldete sich als „gesund“ bei seinem Hauptmann und begegnete dessen verwunderter Anfrage mit den Worten: „Ja wohl, Herr Hauptmann, ich bin Partei; zwar krank gewesen, aber nun bin ich wieder gesund und gottlob bei meiner Kompanie eingetroffen.“ Der Hauptmann traut seinen Augen kaum; aber es ist wirklich sein totgeglaubter Mann, welcher vor ihm steht und solche Anhänglichkeit an seine Fahne bewiesen hat.

**Erzherzog Albrecht, Oberbefehlshaber der österreichischen Streitkräfte.** Nach der Abtretung von Venetien an den Kaiser Napoleon III. war die ganze österreichische Südmarmee gegen die preußischen Streitkräfte verfügbar geworden. Zwei Korps derselben wurden alsbald auf der Eisenbahn über die Alpen nach Wien befördert, und Erzherzog Albrecht, der Sieger in Italien, erhielt das Oberkommando über die gesamten kaiserlichen Streitkräfte, das er am 12. Juli übernahm. Er befahl sogleich, daß die Truppen der Nordarmee, welche noch bei Olmütz standen, in die Stellung bei Wien rücken sollten, deren sehr starke, aber zu ausgedehnte Verschanzungen mit dem schwersten Geschütz ausgerüstet worden waren.

Am 14. Juli setzte sich Benedek in Marsch. Um sein Vorwärtskommen zu erschweren, wurde behufs Zerstörung der Eisenbahn vom I. preußischen Armeekorps eine Brigade durch General von Bonin selbst vorgeführt und die Kavalleriedivision Hartmann von der II. Armee entsendet. Bei Lobitzschau, in der Nähe von Olmütz, kam es dabei am 15. Juli zu einem blutigen Gefecht mit der österreichischen Brigade Rothkirch. Von den Kürassieren der Division Hartmann ging eine Eskadron des 5. Regiments gegen eine Batterie von 20 Geschützen vor, jagte, die gegen sie Granaten und Kartätschen speienden Feuereschlünde nicht achtend, zwischen sie hinein und eroberte 18 Kanonen samt der ganzen Bespannung, wobei zwei österreichische Offiziere und 170 Mann gefangen wurden. Die Brigade Rothkirch sah sich zum Rückzuge genötigt.

General von Hartmann selbst ging nun mit 8 Eskadrons noch weiter vor, um sichtbar werdende feindliche große Truppenmassen zu rekonoszieren. Es war das I. österreichische Korps; sein Befehlshaber hatte eben alle Stabs-offiziere um sich versammelt, um Befehle zu erteilen, als sich der führerlosen Truppen beim plötzlichen Erscheinen der preußischen Kavallerie ein panischer Schrecken bemächtigte. General von Hartmann wußte davon freilich nichts, er zog sich wieder zurück, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte. Während des Rückmarsches wurde ein Landwehrhusarenregiment, das seinen Abzug deckte, von österreichischer Kavallerie mit großer Übermacht angegriffen. Der Führer, Oberst von Lasenapp, erhielt dabei fünf Hiebe über den Kopf und drei in die Arme, so daß er schwerverwundet in Gefangenschaft

geriet, während sein Regiment der Übermacht weichen mußte. In Brerau, wohin man ihn gebracht hatte, suchte Benedek den Tapfern selbst auf, küßte ihn kameradschaftlich und gab ihm seine volle Anerkennung wegen des bewiesenen Heldennutes zu erkennen. Auch der Oberst von Marburg, Kommandant des Regiments Haller Husaren, erschien mit seinem ganzen Offiziercorps, um dem Wackern seine Hochachtung zu bezeigen.

Das Gefecht von Tobitschau hatte den Preußen die wichtigen Linien der Olmütz-Wiener Eisenbahn eröffnet. Am 16. Juli besetzte die Vorhut der I. Armee Lundenburg, wo die Bahn von Olmütz in die von Brünn nach Wien mündet.

**Vor Preßburg.** Benedek sah sich nun gezwungen, auf das linke Ufer der March auszuweichen und durch die Kleinen Karpathen seinen Rückzug zu nehmen, um über Preßburg nach Wien zu kommen. Prinz Friedrich Karl dagegen verstärkte am 21. die jenseit der March stehenden Truppen, welche die ungarische Hauptstadt bedrohen und Benedek von Wien abschneiden sollten. So kam es in der Nähe von Preßburg am 22. Juli zu einem heftigen Gefecht, welches in seinem entscheidenden Augenblick durch Verkündigung der inzwischen abgeschlossenen Waffenruhe, die vom Mittag jenes Tages beginnen sollte, unterbrochen wurde. Bis zur letzten Sekunde führte General von Frankeky das Gefecht mit Ungeßüm fort, nachdem er die Brigade Bose, welche wenige Wochen zuvor das erste Gefecht bei Podol bestanden hatte, zu einer Umgehung über unwegsame Höhenzüge der Karpathen in den Rücken des Feindes geschickt hatte.

Bereits seit dem 18. befand sich das königliche Hauptquartier in Nikolsburg, zwölf Meilen vor Wien. Hier im Schlosse des Grafen von Mensdorff-Pouilly, in den Gemächern, welche einst Napoleon vor der entscheidenden Schlacht bei Austerlitz bewohnt hatte, fanden nun hochwichtige Verhandlungen statt.

**Die große Parade vor Wien.** Der beschleunigte Friedensschluß ließ den sehnsüchtigsten Wunsch so mancher preußischen Soldatenherzens unerfüllt. Die preußische Armee, wiewohl sie wenige Stunden vor Wien stand, sollte die Straßen der Kaiserstadt nicht betreten dürfen. Als Entschädigung für den erwarteten Einzug ließ der König vor den Augen eines Theiles der Bewohner der Kaiserstadt am 31. Juli das glänzende Schauspiel einer auf dem Marchfelde abgehaltenen Heerschau vor sich gehen. Nachdem die Truppen, teilweise nach längeren Märschen, bereits seit dem frühen Morgen auf dem Parade-felde Aufstellung genommen hatte, sprengte punkt 9 Uhr Prinz Friedrich Karl, von Ebenthal kommend, die Front der in drei Treffen auf dem Marchfelde bei Gänserndorf aufmarschirten Regimenter entlang. „Guten Morgen, Leute!“ — „Guten Morgen, königliche Hoheit!“ schallte es von Bataillon zu Bataillon, von Eskadron zu Eskadron, von Batterie zu Batterie, zuerst des III., weiterhin des IV. Armeekorps, dann des in der Morgensonne schimmernden Kavalleriekorps der I. Armee. Auf einmal heißt es: „Rührt euch!“ und hier und da sieht man die Truppen neben ihren zusammengefügten Gewehren sich lagern. Da gab es nun ein Grüßen unter Kameraden, die sich seit dem Tage von Sabona nicht gesehen; hier ein Verwundeter, der wieder herbeigekommen ist, da ein Freund, der erkannt worden in der Stunde der heißesten Noth und welchen



Feiertagsparade.



die stutenden Marschwellen wieder von dannen geführt hatten. Man hat Zeit sich zu sammeln und empfindet, daß der „Dreißigtägige“ Krieg kein Traum gewesen ist. Von Wien herüber, dessen Vorstädte unter dem Rahlenberge in blendender Weiße sich abheben, redet der dunkle Stephansurm in stummer Verebtsamkeit eine wunderbare Sprache. Da erscheint der König! Auf dem linken Flügel der Aufstellung rauscht es: Hurra! und das „Heil dir im Siegerkranz!“ der Spielleute ertönt. Im einfachen Generalsrock, auf dem Kappen, der seinen königlichen Reiter nach dem Schlachthügel und übers Schlachtfeld rings um Chlum getragen, reitet der allgeliebte Kriegsherr daher, die unabsehbare Reihe der Regimenter entlang, väterlich grüßend: „Guten Morgen, Kinder!“ und von jubelndem Hurra umrauscht. Endlich ist auf dem äußersten rechten Flügel des dritten Treffens das letzte Hurra verklungen, und die Formierung der Regimenter in Bataillonskolonnen mit Kompagniefront erfolgt. Mit seinem glänzenden Gefolge hält der König am linken Flügel.

Der Parademarsch beginnt. Voran erscheint die 5. Division, die Gitschiner Bergkletterer. Prinz Karl setzt sich an die Spitze seines 12. Regiments und führt daselbe bei seinem königlichen Bruder vorüber. Das 3. Manenregiment „Kaiser Alexander“ trabt heran. Ihm folgt die 6. Division, die „eiserne Reserve“ der I. Armee, welche am 3. Juli die höchste Soldatenprobe, stundenlang im Granatfeuer vor einem unsichtbaren Feinde zu stehen, so glänzend bestanden hatte. Prinz Friedrich Karl reitet zuerst seinem 64. Regiment und dann seinem Zieten-Husarenregiment, das bei Chlum in den Feind gejagt, entgegen und führt es an dem Könige vorüber, der seinem Feldherrn und Neffen die Hand darreicht. Jetzt zeigen sich die Landsberger Dragoner; Oberst von Heinichen führt sie nicht mehr, der schläft auf dem Königgräzer Schlachtfeld, aber es lebt der preußische Reitergeist in diesem wackeren Regiment von Geschlecht zu Geschlecht fort. Nun marschirt heran die 7. und 8. Division — die Fahnen neigen sich vor dem Könige, während er grüßt und den näher kommenden Regimentskommandeuren seine Zufriedenheit ausdrückt. Die Reihen der Bataillone, besonders der 7. Division, sind stark gelichtet; die neumärkischen Dragoner — nicht ohne Wehmut kann man sie dahin reiten sehen; die 4. Schwadron erscheint kaum mit der Hälfte ihrer Mannschaften auf dem Heerschaulfeld. General von Fransecky feiert einen Tag, den alle seine Truppen mitfeiern, und die Division Horn, der noch bei Preßburg ein Vorbeerkranz geflochten war, steht ebenbürtig neben ihrer Schwesterdivision. Prinz Adalbert führt sein (31.) thüringisches Regiment an dem Könige vorüber. Nun setzt sich die Kavalleriedivision, lauter glänzende Regimenter, unter ihrem Kommandeur Prinz Albrecht (Water) in Bewegung. Der Marsch der Hohenfriedberger Kürassiere, hatte er je volltönder geklungen als heute und hier? Auch der Artillerie sei gedacht, die so oft der Infanterie „Ruhe verschaffte“; sie raffelt mit ihren kräftigen Pferden vorüber; dann folgen Pioniere, Pontontrains, Feldtelegraphen-Abteilungen, Krankenwärter-Kompanien etc.

Der König sammelt die Generale jetzt um sich und spricht Worte zu ihnen, die Freudenthränen über harte Wangen rinnen machen. „Es ist Gottes Werk“, sagte er, „was wir heute vor uns sehen — Gott allein die

Ehre! Wir sind nur Gottes Werkzeuge gewesen. Der unergleichlichen Bravour meiner herrlichen Armee und ihrer ausgezeichneten Führung — namentlich (zu Prinz Friedrich Karl gewandt) der deinigen — verdanke ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Resultaten gekrönten Feldzug. Namentlich danke ich der 7. und 8. Division, welche standgehalten hat, als es den höchsten Preis galt; ihre Verluste, so schmerzlich und schwer, sie waren notwendig und sind nicht vergeblich gebracht. Noch einmal also: meine vollste Anerkennung, meinen königlichen Dank! Leben Sie wohl, meine Herren! Auf Wiedersehen im Vaterlande!“

Diese Parade nach einem Feldzuge, der so viel Strapazen, Entbehrungen und Menschenleben gefordert hatte, ward zu einer kaum minderen Anstrengung, als eine Schlacht erfordert. Aber sie erschien als eine Notwendigkeit, da sie, im Angesichte Wiens abgehalten, den Einzug in die feindliche Hauptstadt, als Schlußstein des ganzen Krieges, ersetzen sollte.

**In Wien und in Paris.** Vom Stephansturm in Wien konnte man am Tage die preußischen Bajonette blitzen, zur Nachtzeit die Lagerfeuer leuchten sehen. Verwirrung und Schrecken herrschten in der von 240 000 Preußen in weitem Umkreise bedrohten Reichshauptstadt. Die Bank flüchtete ihre Kassen nach der ungarischen Festung Komorn, in den Ministerien wurden die Akten zusammengepackt, um sie nach Pest zu retten. Die Stimmung war gänzlich umgeschlagen, und die öffentliche Meinung bekundete ein dringendes Verlangen nach Frieden um jeden Preis. Darüber herrschte ja kein Zweifel, daß für die Preußen, zumal sie Brückentrains mit sich führten, die allerdings sehr angeschwollene Donau kein Hindernis des Weitervorrückens sein werde. Dazu gesellten sich innere Schwierigkeiten, da ein großer Teil der Bevölkerung Ungarns, wo die Erinnerung an die Schreckenstage nach 1848 noch nicht erloschen war, geneigt schien, die durch die österreichische Niederlage geschaffene Lage zur Eringung der längst angestrebten größeren Selbständigkeit Ungarns auszunutzen. Von Paris war überdies nichts mehr zu hoffen. So mißmutig Kaiser Napoleon über die durch die unerwartet schnellen und glänzenden preußischen Waffenfolge eingetretene Wendung der Dinge sein mochte — er wußte zu klug mit den thatächlichen Verhältnissen zu rechnen, um jetzt noch dem Verlangen Osterreichs nach thatkräftiger Einmischung nachzugeben. In Paris war, als die Nachricht von der Abtretung Venetiens an Napoleon sich bestätigte, illuminiert und wie nach einem ersehnten Siege gejubelt worden. Und in der That hatte der schlaue Machthaber Frankreichs durch kluges Zurückhalten mehr erreicht, als Italien durch blutige Opfer. Die durch Osterreich gewissermaßen anerkannte Suprematie Frankreichs „nötigte jetzt den Kaiser, das Schiedsrichteramt über einen Teil von Europa zu üben.“ Er schlug Preußen und Italien vor allem den Abschluß eines Waffenstillstandes mit Osterreich vor. Im Grunde widerstrebte dem König Wilhelm die Einmischung Napoleons; aber in dem Augenblick, wo man die Früchte langjähriger Ausfaat ernten wollte, durfte man es mit dem falschen Nachbar nicht gänzlich verderben. So erwiderte denn der König mittels eigenhändigen Briefes an Napoleon, daß er mit dessen Vermittelung einverstanden sei, sich

jedoch zuvor mit Österreich über die Grundlagen zu einem baldigen Friedens=abschluß geeinigt haben müsse. Obenan stand als Bedingung: Österreichs Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde.

Die Preußen standen vor Wien. Napoleon mußte wohl daran denken, wie unwiderstehlich der Ehrgeiz seiner Franzosen zum Einzuge in die österreichische Hauptstadt hindrängen würde, wenn er sich an Stelle des siegreichen Königs Wilhelm befände. Diesen Einmarsch wollte er um jeden Preis verhütet sehen; daher erhielt sein Botschafter in Wien die Weisung, dem Kaiser Franz Joseph die Annahme jener von Preußen gestellten Bedingung anzuraten; zugleich ward er in das preußische Hauptquartier gesandt Graf Benedetti angewiesen, den sofortigen Friedensschluß dringlichst zu befürworten. In Nikolsburg angekommen, erhielt der französische Botschafter die Zusage, daß man preußischerseits zu Friedensverhandlungen gern geneigt sei, jedoch unter der Voraussetzung der Zustimmung des Königs von Italien sowie der Beistimmung Österreichs zu den oben erwähnten Grundlagen des Friedens. Noch an demselben Tage wurde in einem Entwurf dasjenige zusammengefaßt, was als Friedensunterlage dienen konnte.

Napoleon wollte Preußen die Verfügung über die Streitkräfte Norddeutschlands zugestehen, aber von einem größeren Gebietszuwachs als der Einverleibung der Nordmarken in den preußischen Staat nichts wissen; die Besitzergreifung von Schleswig-Holstein sollte an die Bedingung geknüpft sein, daß die nördlichen Distrikte Schlesiens Dänemark zu überlassen seien, falls eine Volksabstimmung die Wiedervereinigung mit letzterem verlange. Unterdessen hatte Graf Benedetti nach Paris gemeldet, König Wilhelm sei entschlossen, die französischen Vorschläge zu verwerfen, wenn nicht Österreich von vornherein sein Einverständnis damit ausspreche, daß Preußen zur Herstellung eines besseren Zusammenhangs seiner Provinzen gewisse Gebiets Erweiterungen erlange. Napoleon verstand sich schweren Herzens dazu, Österreich auch die Annahme dieser Grundbedingung zu empfehlen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sich das französische Heer damals nicht in genügender Kriegsbereitschaft befand, und so ließ er sich fürs erste an dem wohlfeilen, aber laut verkündeten Ruhm genügen, als „Schiedsrichter von Europa“ die Herbeiführung des Friedens gesichert zu haben.

Nachdem schon am 20. und 21. Juli über das Eintreten einer fünf=tägigen Waffenruhe verhandelt worden war, legten die Gegner am Tage des siegreichen Gefechtes von Blumenau, am 22., ihre Waffen nieder. Bereits am 26. folgte der Waffenstillstand, und an demselben Tage der Abschluß des Präliminarfriedens.

**Abschluß des Waffenstillstandes von Nikolsburg.** In Anwesenheit des als Bevollmächtigten des Königs von Italien eingetroffenen Grafen Barral wurden im Hauptquartier des Königs unter Leitung des Grafen Bismarck die Verhandlungen wegen der Friedenspräliminarien rasch zu Ende geführt: österreichischerseits beteiligten sich an denselben Graf Karolyi und General von Degenfeld. Auch zwischen Preußen und Italien erfolgte wegen des Friedens schnell eine diesem Abkommen entsprechende Verständigung.

Die wichtigste Bestimmung des Vertrags lautete: Oesterreich entzagt seiner staatlichen Verbindung mit Deutschland und gesteht der preußischen Regierung das Recht zu, nördlich von der Mainlinie auf den bezeichneten Grundlagen einen neuen Deutschen Bund zu errichten. Oesterreich hatte Preußen nur dazu verpflichtet, das Königreich Sachsen unangetastet zu lassen; die Verhandlungen mit Bayern und den Mittelstaaten blieben Preußen allein vorbehalten. Der Friede von Prag am 23. August besiegelte endgültig die bisherigen Abmachungen. Inzwischen hatten auch die süddeutschen Verbündeten Oesterreichs, noch während letzteres verhandelte, durch Gesandte den König Wilhelm um Frieden angegangen. Nachdem auch mit ihnen der Waffenstillstand abgeschlossen war, kam es bald nachher am 13. August mit Württemberg, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. September mit Hessen, am 21. Oktober mit Sachsen zum Abschluß von Friedensverträgen. An Kriegssentschädigung hatten zu zahlen: Oesterreich 40 Millionen Thaler (die Hälfte wurde ihm für die Aufgabe seines „Mitbesitzrechtes“ auf Schleswig-Holstein zu gute gerechnet), Bayern 30 Millionen, Württemberg 8 Millionen, Baden 6 Millionen, Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden. Sachsen erlegte 10 Millionen Thaler und trat dem Norddeutschen Bunde bei.

Das eigne politische und militärische Interesse Preußens nicht minder als die Durchführung der von ihm eingeleiteten deutschen Politik machten es unabwendbar, daß einigen Staaten gegenüber von dem Eroberungsrechte Gebrauch gemacht und ihre Gebiete dem preußischen Staate einverleibt wurden. So fielen an Preußen das gesamte Gebiet des Königreichs Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, von Hessen-Darmstadt 20 Quadratmeilen, darunter Hessen-Homburg nebst Meisenheim, ferner Nassau, das Gebiet der Freien Stadt Frankfurt a. M., vom Königreich Bayern die Bezirke Herzfeld und Orb und die Parzelle Kaulsdorf. Preußen, welches vor dem Kriege ein Gebiet von 5086 Quadratmeilen mit 19300000 Einwohnern umfaßte, gewann dadurch weitere 1308 Quadratmeilen mit 4285000 Seelen, seine Einwohnerzahl war dadurch auf beinahe 24 Millionen gestiegen.

Der Friedensschluß zwischen Oesterreich und Italien ließ nicht lange auf sich warten. Er fand am 3. Oktober 1866 statt.

**Schutz- und Trugbündnisse mit den süddeutschen Staaten.** Die süddeutschen Staaten, denen vertragsmäßig „ihre internationale unabhängige Existenz“ gewährleistet wurde, erkannten angesichts der Wendung, welche die Dinge in Deutschland genommen, und angesichts der erhaltenen Aufklärungen über die Ziele der preußischen Politik, daß ihr eignes Interesse es erfordere, der führenden deutschen Großmacht, was Preußen nunmehr unbestritten geworden war, sich anzuschließen. Demzufolge gingen sie mit Preußen Schutz- und Trugbündnisse ein, die aber vorläufig noch geheim gehalten wurden.

Nie hatte Preußen so Großes in so kurzer Zeit errungen. Das Wort des Königs hatte sich glanzvoll bewährt, das tapfere „Volk in Waffen“ seine volle Tüchtigkeit erwiesen. Was der König wohlbedacht vorbereitet, hatte sein Heer, dank dessen ausgezeichnetener Führung, zur Erfüllung gebracht. Nicht eine Kanone, nicht eine Fahne war den Preußen verloren gegangen, dagegen 486 Kanonen sowie 31 Fahnen und Standarten erbeutet worden!

Die Verluste in dem kurzen, aber blutigen Streite waren auf allen Seiten schwer, in der österreichischen Armee natürlich am größten; sie verlor allein 1900 Infanterieoffiziere. Bei den Preußen waren etwa 280 Offiziere und 5400 Mann teils gefallen, teils an Wunden gestorben, außerdem 560 Offiziere und 14600 Mann verwundet; bei den Österreichern und deren Verbündeten betrug der Verlust das Vierfache. Gegenüber 400 Gefangenen preußischerseits gerieten von den Österreichern im ganzen etwa 51000 Mann in Gefangenschaft.

**Die ungarische Legion.** Es wurde bereits erwähnt, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Österreich bei einem Teil der Bevölkerung Ungarns den Gedanken aufkommen ließ, die bedrängte Lage Österreichs zur Erlangung größerer staatlicher Selbständigkeit für Ungarn auszunutzen. Gewiß war Ungarn in den Jahren der Reaktion nach 1848 von Österreich nicht eben glimpflich behandelt worden; aber das Gefühl der Anhänglichkeit an die habsburgische Dynastie überwog doch bei der Mehrheit den Haß gegen die österreichische Regierung, und nur eine kleine Partei von Unversöhnlichen ging soweit, die offene Auflehnung und die Bildung einer „ungarischen Legion“ zu betreiben, welche im geeigneten Augenblick den Aufbruch ins Land tragen sollte. Preußen hatte als kriegsführende Partei natürlich keinen Anlaß, diese Bewegung seinerseits zu hintertreiben, aber ebensowenig ließ es derselben die erwartete thatkräftige Förderung zu teil werden. In keinem Falle hat die Bildung der ungarischen Legion auf den Gang der kriegerischen Ereignisse irgend welchen Einfluß gehabt. Nach der Schlacht bei Königgrätz belief sich das zusammengebrachte Freikorps erst auf etwa 2400 Mann, und als es sich unter dem General Klapka von Schillersdorf in Österreichisch-Schlesien aus in Bewegung setzte, um die ungarische Grenze zu überschreiten, war es am 2. August bereits zum Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten gekommen. In dem durch Klapka zusammenberufenen Kriegsrat ward nun beschlossen, von einem Einmarsch in Ungarn abzusehen. Trotzdem erfolgte die Überschreitung der Grenze, und die nationale Fahne ward enthüllt. Aber kaum etliche 50 Mann sammelten sich unter derselben, und enttäuscht mußte die kleine Schar den Rückzug antreten. So endete das von vornherein aussichtslose Unternehmen, das von der großen Mehrheit des ungarischen Volkes überhaupt nicht gebilligt worden war. Gleichwohl machte es in Ungarn einen guten Eindruck und trug wesentlich zum Zustandekommen des endlichen Ausgleichs (1867) zwischen beiden Hauptteilen der österreichisch-ungarischen Monarchie bei, daß nach Beendigung des Krieges eine Amnestie den Teilnehmern an der unbedachten Bewegung Straffreiheit gewährte.

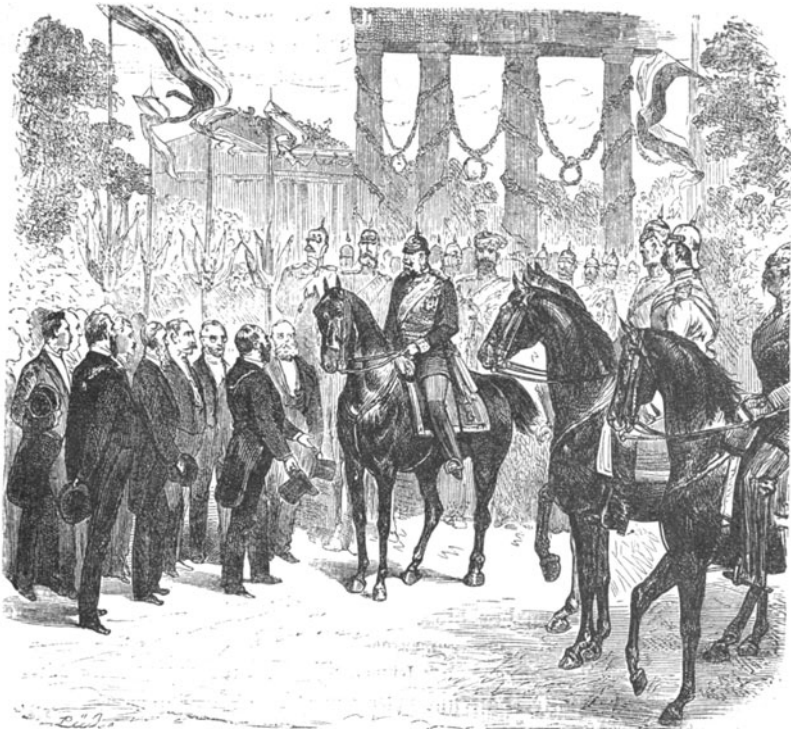
Die Bundesgenossenschaft Italiens im Kriege von 1866 hatte für Preußen allerdings den Vorteil, daß ein Teil der österreichischen Armee gegen den Feind im Süden verwendet werden mußte und dadurch auf dem Hauptkriegsschauplatz in Böhmen das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen hergestellt wurde. Die italienischen Truppen selbst haben sich in dem Kriege zwar tapfer geschlagen, aber Erfolge haben sie nicht errungen. Sowohl zu Lande bei Custozza (24. Juni) gegen den Erzherzog Albrecht, als auch zu Wasser in der Seeschlacht bei Lissa (20. Juli) gegen den österreichischen

Admiral Tegetthoff zogen die Italiener den kürzeren. Der entscheidende Sieg Preußens brachte es jedoch mit sich, daß auch sein italienischer Bundesgenosse trotz erlittener Niederlagen an den errungenen Erfolgen teilnahm, indem, wie oben erzählt wurde, Oesterreich sich noch während des Krieges zur Abtretung Venetiens entschloß. Im späteren Friedensschluß wurde die endgültige Wiedervereinigung der Provinz mit dem Königreich Italien bestätigt.

**Benedeks Ausgang.** Über den unglücklichen österreichischen Feldherrn, dem man die Schuld an der Niederlage bei Königgrätz beigemessen hat, sind späterhin vielfach abweichende Urteile abgegeben worden. Außerhalb Oesterreichs haben vornehmlich urteilsberufene Männer Preußens (vergl. S. 312) mit viel größerer Achtung von den Leistungen Benedeks gesprochen, als dies in Wien seitens der Mehrzahl der militärischen Stimmführer jener Tage geschehen ist. Erst nach seinem Tode (Ende April 1881) ließ man dem, wenn auch unglücklichen, doch durchaus achtbaren Heerführer einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren. „Wir waren geschlagen“, so schrieb in einem Nachrufe ein Wiener Blatt, „bevor wir in den Kampf zogen. Der unglückliche Benedek sollte das mit dem Schwerte gut machen, was Generationen von Staatsmännern in der Zivil- und Kriegsverwaltung verbrochen hatten. Das war eine übermenschliche Aufgabe.“ Benedek selbst hat allen Angriffen gegenüber beharrlich geschwiegen, weniger im Bewußtsein eigener Schuld, als deshalb, weil er als guter Soldat und treuer Diener seines Kaisers die öffentliche Erörterung unerquicklicher Zustände in der militärischen Oberleitung des eignen Landes vermeiden wollte. Er starb fast vergessen zu Graz in Einsamkeit.

Nichts bezeugt mehr die zwingende Natur der Umstände, welche dem Könige Wilhelm das Schwert in die Hand gedrückt hatten, als die schlichten Worte, die er gelegentlich der Siegesfeier (am 11. September) an die städtische Abordnung von Potsdam richtete. „Es ist mir in meinem hohen Alter sehr schwer geworden, das Wort „Krieg“ auszusprechen“, sagte der Monarch, „Krieg gegen einen alten Bundesgenossen, der seine berechnigte Stellung in Deutschland hatte, zu dessen altem Fürstenhause ich vielfach Beziehungen hatte — es ist mir doppelt schwer geworden, weil ich die Opfer kannte, welche ich meinem Volke auferlegen mußte; aber ich bin herausgefordert worden und mußte den Kampf annehmen.“

Aber welche Genugthuung auch die errungenen Siege nach so manchen bitteren Jahren der Zwietracht dem königlichen Feldherrn gewähren mußten, den herrlichsten Sieg errang doch der jetzt erst voll gewürdigte Monarch im eignen Lande! Wie viel hatte man ihm und seinem ersten Ratgeber, dem Grafen Bismarck, abzubitten, welchen Dank schuldete man dem getreuen Kron und dem bewährten Kriegsmeister von Moltke! Den Wert dieser Männer und ihre außerordentlichen Eigenschaften erkannt zu haben, als noch eine große Mehrzahl, wenigstens gegen die beiden Minister, im heftigsten Kampfe stand, wird dem Könige Wilhelm für alle Zeiten zu Ruhm und Ehre gereichen.



Empfang des Königs durch die hauptstädtlichen Behörden nach dem böhmischen Feldzug.

## Rückkehr aus dem dreißigtägigen Feldzug.

O denkt, wie's Frühling ist geworden  
Im deutschen Vaterland!  
Und daß ein Feind vernichtet  
Durch eures Schwertes Streich,  
Und daß ihr habt errichtet  
Das neue deutsche Reich!

Am 4. August traf König Wilhelm mit seinem Gefolge in dem festlich geschmückten Berlin ein. In den Antworten des Monarchen auf die zahllosen Beglückwünschungen trat wieder trotz der errungenen beispiellosen Erfolge die schlichte, bescheidene Sinnesart des greisen Kriegsherrn hervor. Bei dem Empfang der Berliner städtischen Behörden erwiderte der König auf die ihm überreichte Glückwunschartrede derselben:

„Mit aufrichtigem Dank nehme ich den Gruß entgegen, den mir meine Residenz bei meiner Rückkehr in das Vaterland darbringt. Großes ist in überraschender Kürze vollbracht worden: aber selten ist auch Gottes Gnade so sichtlich mit einem gewagten Unternehmen gewesen, wie in den letzten Wochen. Mein Volk vertraute mit mir auf Gott; er hat uns den Sieg verliehen.

Mein Heer — das Volk in Waffen — hat an Heldennut und Ausdauer sich den glorreichsten Thaten seiner Väter ebenbürtig gezeigt und Thaten vollbracht, welche die Geschichte unauslöschlich verzeichnen wird. Die Gesittung, welche mein tapferes Heer in Feindesland zeigte, sowie die Gesinnung und Opferfreudigkeit, welche alle Klassen der Daheimgebliebenen bewiesen, sind die Frucht einer väterlichen Volkserziehung meiner großen Ahnen. Preußen mußte das Schwert ziehen, als es sich zeigte, daß es die Erhaltung seiner Selbstständigkeit galt; aber auch zur Neugestaltung Deutschlands hat es sein Schwert gezogen. Ersteres ist erreicht, letzteres möge mir unter Gottes fernem Segen gelingen. Alles deutet auf eine glückliche Zukunft Preußens hin. Diese Zukunft zu verdienen, lassen Sie uns gemeinschaftlich thätig sein.“

Das Abgeordnetenhaus war, wie wir uns erinnern, am 9. Mai 1866 aufgelöst worden. Die Neuwahlen hatten unter dem Eindruck ganz anderer Verhältnisse stattgefunden, als diejenigen waren, welche vor einem Vierteljahre noch die Anschauungen bestimmten. Die Wahlen gingen glückverheißend für den inneren Frieden an dem großen doppelten Triumphtage, dem 3. Juli, vor sich, wenige Tage nach Eintreffen der Bottschaften von den ersten Siegen der Tage vom 26. bis 29. Juni.

Nun war die Zeit gekommen, da die von der Volksvertretung so lange und beharrlich wiederholte Forderung: Entfaltung des nationalen Banners und Übernahme der Führung Deutschlands durch Preußen, der Erfüllung entgegengehen konnte. Vielen der bis vor kurzem wie mit Blindheit Geschlagenen war es wie Schuppen von den Augen gefallen: die schwierige Lage des Königs und seiner Ratgeber während der letztverfloffenen vier Jahre ward voll gewürdigt — man erkannte, daß nur unter Anwendung des äußersten Mittels: „Blut und Eisen“, so große Erfolge sich hatten erreichen lassen.

Das Volk wußte sich daher am Tage der Wahlen eins mit seinem Könige und dessen Ratgebern und erkor zu seiner eignen Vertretung meist nur solche Männer, welche der Regierung Vertrauen schenkten. Der Monarch aber reichte hochherzig dem Abgeordnetenhause zuerst die Hand zur Versöhnung, indem er wegen Nichtbeachtung des Art. 99 der Verfassungsurkunde die nun möglich gewordene Aufklärung bot und die Minister beauftragte, die nachträgliche Genehmigung des Geschehenen bei der Vertretung des Volkes zu beantragen.

**Frieden mit dem Abgeordnetenhaus.** Wie hätte das im Felde Geleistete, wie hätte bei Eröffnung des am 5. August zusammengetretenen Landtags das würdevolle und versöhnliche Auftreten des heldenmüthigen Königs, des Siegers von Königgrätz, ohne Eindruck im Abgeordnetenhause wie im ganzen Lande bleiben können! „Die Hand wird uns zur Versöhnung geboten“, sagte Ewesten, einer der eifrigsten Vorkämpfer für Aufrechthaltung der verfassungsmäßigen Volksrechte, „es wird uns der Boden der Verfassung gewährt. Wir können den Frieden schließen, darum müssen wir ihn schließen. Ja, wir werden den Bogen auch künftig nicht zu straff spannen dürfen. Wollte das Haus den Versuch machen, von dem äußersten Recht, das ihm die Verfassung gewährt, Gebrauch zu machen, dann würde das geltend gemachte Recht zusammenbrechen. Die öffentliche Meinung unsres Landes hat sich



kundgegeben durch die Stimmung des Heeres, durch die Wahlen, durch das gehobene Gefühl, welches unser Volk erfüllt. Die Hunderttausende unsrer Krieger, welche an den heimatlichen Herd zurückkehren, sie werden nicht von dem Budgetstreit sprechen, sondern von den Schlachten, die sie gewonnen, und von den Erfolgen, die sie errungen. Auf diese Stimmung und auf diese öffentliche Meinung haben wir Rücksicht zu nehmen.“

Das von der Regierung eingebrachte Indemnitätsgesetz wurde am 3. September mit 230 gegen 75 Stimmen angenommen und ein außerordentlicher Kredit von 60 Millionen bewilligt zu dem Zweck, den durch den Krieg erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen. Weiterhin wurde von seiten des Monarchen angekündigt, daß man der Neugestaltung Deutschlands auf breiterer und festerer Grundlage und damit zugleich der Einverleibung der eroberten, die Monarchie besser zusammenfassenden und abrundenden Nachbargebiete entgegenzusehen habe.

„Die genannten Länder“, erklärte der König in seiner Botschaft an den Landtag, „würden, falls man ihre Selbständigkeit bewahren wollte, vermöge ihrer geographischen Lage bei einer feindseligen oder auch nur zweifelhaften Stellung ihrer Regierungen der preussischen Politik und militärischen Aktion Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten können, welche weit über das Maß ihrer thatfächlichen Macht und Bedeutung hinausgehen.“

Die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Rassel, Frankfurt a. M. und Nassau wurde von dem Abgeordnetenhause fast einstimmig gutgeheißen.

Seit 1864 hatte sich das königliche Militärreformwerk zum wiederholten Male und in noch viel großartigerer Weise bewährt. Wer wollte nun noch daran rütteln? Nicht nur genehmigte die Kammer den Militäretat, sondern es wurde auch einem Herzenswunsche des Monarchen genügt, um ihm damit ein besonderes Zeichen der Dankbarkeit und des Vertrauens zu geben. Seinem Wunsche gemäß wurde eine halbe Million Thaler zu Ehrengaben für die Heerführer bewilligt. Die Abgeordneten fügten ihrerseits den Wunsch hinzu, es möchten in erster Linie Graf Bismarck und die Generale von Roon und von Moltke, dann Vogel von Falckenstein, von Steinmetz und Herwarth von Bittenfeld berücksichtigt werden, der Erstgenannte, weil seine Politik grundbestimmend für die neue, Segen für das engere und weitere Vaterland verheißende Lage gewirkt, der Kriegsminister, weil er durch sein organisatorisches Talent und seine unermüdliche Thätigkeit die herrlichen Siege vorbereitet, Moltke, weil er dieselben mit herbeigeführt habe. An diesen Akt königlicher Anerkennung schloß sich die Stiftung des Erinnerungskreuzes (20. Septbr.) an. Die Grundsteinlegung des Siegesdenkmals zur Erinnerung an den glänzenden Feldzug in Schleswig-Holstein hatte schon am 18. April 1865 stattgefunden.

**Rückkehr der Truppen.** Das war ein herrlicher Tag, der 20. September 1866, an welchem, eingeholt vom Könige, die Truppen durch das Brandenburger Thor in die Stadt einzogen! In nächster Nähe des Königs befanden sich Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und von Moltke,

der Denker und Schlachtenlenker. Der Oberbürgermeister Seydel gedachte auch diesmal in schwungvoller Rede der herrlich vollbrachten großen Thaten und enthüllte ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit. Er schloß mit den Worten: „Die Thaten, die geschehen sind, wert der alten Tage, wert des Ruhmes unsrer Väter, verzeichnet die Geschichte auf ehernen Tafeln zum Gedächtnis für alle Zeiten!“

Und in seiner schlichten Weise antwortete darauf der greise Helbentkönig: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Ansprache; was ich gethan, ist wenig gegen das, was die gethan, die mir folgen: das sind die Vollbringer der Thaten, ihnen gebührt der Dank.“ Dieselbe einfache, schlichte Gesinnungs- und Denkart spricht aus dem königlichen Erlaß vom 19. September, den der Monarch als Erwiderung auf die zahlreichen an ihn gelangten Adressen veröffentlichten ließ. Er lautete wie folgt:

„Aus Anlaß des soeben beendeten siegreichen Krieges sind mir von allen Seiten und aus allen Theilen des Landes, sowohl von Gemeinden, Korporationen und Vereinen als auch von Privatpersonen, so zahlreiche und wohlthuende Rundgebungen der Treue, Hingebung und Opferwilligkeit für König und Vaterland zugegangen, daß es meinem Herzen Bedürfnis ist, nicht nur diese Thatfache, sondern auch meinen königlichen Dank öffentlich auszusprechen. Die unzerstörbare Einheit von Fürst und Volk, deren hervorragende Bethätigung den jetzigen wie alle großen Momente unsrer ruhmreichen Geschichte kennzeichnet, wird auch in der neuen Epoche, welche mit dem Friedensschlusse eröffnet ist, alle Unterschiede und Gegensätze in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande und in der Bethätigung des historischen Berufes Preußens in Deutschland versöhnen und nutzbar machen. Und wie ich beim Beginne des Krieges mich mit meinem Volke vor Gott gebeugt, so will ich auch in Verbindung mit ihm den Dank öffentlich bekennen, daß Gott so Großes an uns gethan und unser Thun so sichtbar gesegnet. Gott allein die Ehre!“

Heil dem, der auf des Lebens Wogen,  
Die Brust von Hoffnung stolz geschwellt,  
Im Thatendrang hinausgezogen  
In Gottes weite, schöne Welt;  
Der dann von Sehnsuchtsdrang getrieben,  
Nach manchem heiß durchkämpften Strauß,  
Heimkehrt zu allen seinen Lieben,  
Der Schwalbe gleich ins Vaterhaus!

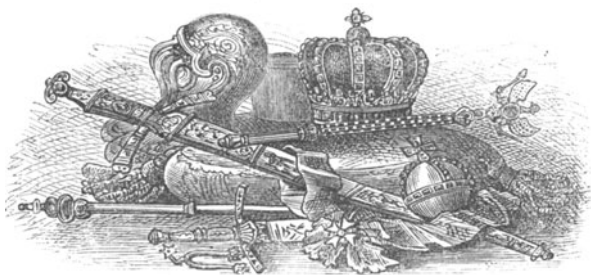
Heinrich Reise.

Seit dem Jahre 1866 gehörte König Wilhelm zu den vollstimmlichsten und meist verehrten Persönlichkeiten nicht nur unsres Vaterlandes, sondern von ganz Europa. „Vor zehn Wochen“, schrieb damals eine Berliner Zeitung, „rief der preußische Monarch sein Volk auf, sich um das nationale Banner zu scharen. Am 3. Juli stand der König auf dem Felde zu Königgrätz, und heute steht er vor der Bildsäule Blüchers, während die Truppen als die Vertreter jener Armee, die in zwölf Stunden die Macht Osterreichs über den Haufen warf und Preußens Sendung in Deutschland erfüllte, vorüber-

marschieren.“ Und ein großes englisches Blatt sagte: „Der böhmische Feldzug hat die Thaten Julius Cäsars und des Niesen von Austerlitz und Wagram überboten. Wohl mag das preußische Volk sich über den Tag des Stolzes und Glückes freuen, denn die Lorbeer gekrönte Armee ist das preußische Volk in Waffen.“

In der That konnte sich am Schlusse des denkwürdigen Jahres jeder Vaterlandsfreund aus Herzensgrund freuen über die während eines bewunderungswürdig kurzen Kampfes errungenen, über alle Erwartungen bedeutsamen Erfolge. Von jetzt an war für Deutschland die Freiheit eigenartiger Entwicklung gesichert.

Nach dem Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Staatenbund trat an Stelle der längst verurteilten Schöpfung des Jahres 1815 der Norddeutsche Bund. Derselbe wurde dem ständigen Präsidium der Krone Preußen unterstellt, die auch zugleich den Oberbefehl über das Bundesheer führte. Bereits am 24. Februar 1867 trat in Berlin der konstituierende Reichstag zusammen, um den Entwurf einer Verfassung des Norddeutschen Bundes zu prüfen und das Errungene zu festigen. Damit hatte die durch Preußen bewirkte Vereinigung Deutschlands einen mächtigen Schritt vorwärts, der Einigung von Gesamtdeutschland entgegen, gethan. Noch trennte zwar die „Maingrenze“ politisch den Süden vom Norden, aber über diese Grenze hinweg knüpfte der Zollverein das verbindende wirtschaftliche Band, das im Zollparlament zu Berlin, in dem Vertreter der süddeutschen Staaten gemeinsam mit denen des Norddeutschen Bundes über die wirtschaftliche Wohlfahrt Gesamtdeutschlands berieten, auch äußerlich in die Erscheinung trat. Durch die Schutz- und Trugbündnisse, welche Preußen mit den süddeutschen Staaten geschlossen hatte, war überdies für den Fall einer kriegerischen Bedrohung deutschen Gebiets auch die militärische Einheit Deutschlands angebahnt. So fehlte dem großen Werke der Wiedererrichtung des einigen Deutschen Reiches nur noch die äußere Vollendung, und auch diese Aufgabe, an der unbewußt die Heldengeschlechter der Väter gearbeitet, haben bewußtwillig König Wilhelm und seine Getreuen nach weiteren vier Jahren in unvergeßlicher Weise durchgeführt.



Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

---

Mit dem vorliegenden zweiten Bande des

## Vaterländischen Ehrenbuches

stehen im engsten Zusammenhange zwei weitere Bände, welche der deutschen Jugend die unvergeßlich große Zeit der Jahre 1813 bis 1815 und 1870 überliefern.

Es sind dies:

I. Band:

### Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege.

Gedenkbuch

an die glorreiche Zeit von 1813 bis 1815.

Herausgegeben  
von

**Ed. Große** und **Franz Otto**.

Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Gehftet M. 4. Gebunden M. 5. 50.

---

III. Band:

### Das große Jahr 1870.

Gedenkbuch

aus der Zeit des Nationalkrieges gegen Frankreich  
im Jahre der deutschen Einigung.

Ehrentage aus Deutschlands neuester Geschichte.

Herausgegeben  
von

**Franz Otto** und **Oskar Höcker**.

Fünfte vielfach verbesserte Auflage.

Gehftet M. 4. 50. Gebunden M. 6.

---

Jeder dieser reich illustrierten Bände ist auch einzeln käuflich.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

---

Dem deutschen Volke, alt und jung, geschildert!

# Die Welt in Waffen

## von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Von

H. H. v. Berneck, E. Schmackenburg und G. v. Marées.

Drei reich illustrierte, einzeln käufliche Bände.

---

I. Band:

**Seldenzeit, Rittertum und Kriegswesen im Altertum, Mittelalter und in der neueren Zeit bis zur ersten Französischen Revolution.** Vierte Auflage.

Geheftet M 5.50. Gebunden M 7.

II. Band:

**Kriegswesen und Kriegsführung vom Ausbruch der Französischen Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860.** Vierte Auflage.

Geheftet M 5.50. Gebunden M 7.

III. Band:

**Kriegswesen und Kriegsführung vom Jahre 1861 bis zur Gegenwart.** Fünfte Auflage.

Geheftet M 5.50. Gebunden M 7.

---

Das Werk will dazu beitragen, das Interesse unsres wehrhaften Volkes am Kriegswesen lebendig zu erhalten, indem es die unübersehbare Reihe von Kriegen schildert, wie auch die bedeutendsten Heldengestalten und Heerführer und ihre Hauptwaffenthaten vorführt. Es sollte in keiner Bibliothek fehlen!

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

---

Für Schul-, Haus- und Volksbibliotheken!

# Preußens Geschichte

## in Wort und Bild.

Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben in Deutschland.

Von

**Ferdinand Schmidt.**

Dritte Auflage, zweite wohlfeile Ausgabe.

3 Bände.

- Band I. Geschichte von Brandenburg und Preußen.**  
Von der Vorzeit bis zum Tode Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten.
- Band II. Geschichte des preussischen Staates.** Von der Zeit Friedrichs I. bis zur Errichtung des Deutschen Bundes.
- Band III. Geschichte Preußens im neunzehnten Jahrhundert.** Vom Jahre 1815 bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

Preis jedes einzeln käuflichen Bandes:

Geheftet M. 5.—, Gebunden M. 6.—.

Ein inhaltlich ebenso treffliches, als der Ausstattung nach hervorragendes patriotisches Geschenkwerk wird hier zu einem äußerst niedrigen Preise angeboten, welcher jedermann die Gelegenheit gibt, es zu erwerben. Zahlreiche Abbildungen schmücken die Bände.

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verleger.